This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1/50

FROM THE LIBRARY OF
KONRAD BURDACH

Unterhaltungen

zur Schilderung

Göthescher

Dicht- und Denkweise.

Ein Denkmal

von

CARL FRIEDRICH GÖSCHEL.

Erster Band.

Schleusingen:
Verlag von Conrad Glaser.
1834.

PT2151
G6

Noch spuckt der Babylon'sche Thurm,
Sie sind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mensch hat seinen Wurm,
Kopernikus den seinen.

M323694

Denn bey den alten, lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man — Noten:
Die neuen glaubt man blank zu versteh'n,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht geh'n.

Vorwort.

Jeder Mensch hat seinen Wurm. Dieser Wurm ist das Individuelle, „das Anonyme" an dem Menschen, welches ebendeswegen für alle Andere zunächst unverständlich ist, weil jedes Individuum, als solches, ein Anderes ist. In dieser Beziehung ist jedem Individuum eine eigenthümliche Bestimmung zu seiner Lebensaufgabe angewiesen und ein besonderes Tagewerk, welches er zu vollbringen hat zur Erreichung des allgemeinen Menschenberufs. Treibt doch selbst jeder Zunftgenosse sein Handwerk anders: jeder hat sein besonderes. Kopernikus ist nicht der Einzige, der Neues zu entdecken und zu überliefern hat. So viele ihrer sind, so vielfältig ist ihr Beruf. Jeder Beruf ist ein neuer. Das Neue ist das Unbekannte, das Unverständliche, was Jeder an dem Andern als dessen Eigenthum, als das Pfund, das ihm anvertraut ist, zu ehren hat. Das ist Eins.

Das Andere ist, daß das, was jeder für sich ist, als Gemeingut für Alle bestimmt ist, und mit-

hin Allen zu Gute geht, aber auch zu dieſem Behufe von Anderen aufgenommen und durchdrungen, ausgelegt und verdolmetſcht werden muß: denn es geht ihnen nicht ohne eigene thätige Theilnahme zu Gute, ſondern durch Vermittlung. Hiermit wird das Individuelle perſönlich d. h. durchdringlich; das Anonyme bekannt, genannt, verwandt.

Aber eben darum iſt eine ſolche Erklärung und Durchdringung des fremden Geiſtes nur möglich unter der Vorausſetzung innigſter Verwandtſchaft aller Einzelnen unter einander im Geiſte. Wer kann den Geiſt auslegen, ohne ſich ſelbſt mit ſeinem Geiſte hienein zu verſenken und hieneinzulegen? Und wie kann er mit ſeinem Geiſte zu dem andern Geiſte und zum Verſtändniſſe deſſelben zu kommen hoffen, ohne das Bewußtſeyn der Verwandtſchaft und Ebenbürtigkeit der Geiſter im Geiſte?

Jede Auslegung iſt ein Zeugniß von der innerlichen Gemeinſchaft der Menſchen unter einander; wer im Andern den Geiſt gewinnen will, muß etwas dagegen einzuſetzen haben: wer ihn auslegt, muß ihn auch einlegen und ihn tauſchen, um den unendlichen Inhalt neu befruchtet und wiedergeboren zu empfangen und zu verbreiten, erläutert und immer mehr geläutert wieder herauszubringen.

Nur auf diesem Wege wird das Einzelne oder Anonyme enträthselt und sein verborgener Inhalt immer mehr entwickelt, und mittelst der Auslegung ausgebreitet. So hat auch Kopernikus seine Nachfolger gefunden, wie er seine Vorgänger gehabt hat. Was Kolumbus und Amerikus entdeckt haben, das haben Andere, welche ihnen folgten, noch weiter erforscht, bereiset, benutzt, — wiewohl auch vielfältig misverstanden und gemisbraucht. Was sie schon im Allgemeinen überschauen konnten, wie in einem dunkeln Spiegel, und im Geiste wirklich vorausſahen, das haben die Nachkommen im Einzelnen besser und spezieller kennen lernen, als die Entdecker selbst. Und nun sehen wir in diesen unseren Tagen die Auswanderungen nach Amerika auch über die Menge sich verbreiten. Es sind die Auswanderungen, welche kurz zuvor der Geist im Romane, wie in einem Zauberspiegel, an uns vorübergeführt hatte.

Eigentlich befinden wir uns freilich alle auf der Wanderschaft: wir müssen auch alle weiter, und es kommt nur darauf an, daß wir's auch wollen. Einer kommt durch den Andern weiter. — An dieses allgemeine Auswandern schließt sich demnächst das besondere an, welches in jenem wunderlichen Spiegel des Lebens als das besondere Streben der Zeit sowohl nach seiner innersten Wahrheit und Nothwendigkeit,

als auch nach seiner mannichfachen Entartung und Verzerrung vorausgesagt ist.

Ueberhaupt ist in dergleichen Lebens-Spiegeln Viel zu lesen; die Poesie hält sie uns vor, damit wir die Wirklichkeit und uns selbst erkennen lernen. Je älter wir werden, desto mehr finden wir in solchen Spiegeln, welche Anfangs nichts als das reinste Glas zu enthalten scheinen, bis sich nach und nach alle Farben darinn brechen und wiederscheinen.

Aber um den Nächsten nicht zu verkennen, um den Andern — wo möglich — kennen zu lernen und in sein Innerstes hinein zu sehen, ist noch Eins wohl zu beachten. Es ist Dieses, daß sich gerade das Individuellste, als das Innerste und Zarteste, als das Heimlichste und Heiligste an dem Menschen, in den Hintergrund zurückzieht, und mitten unter dem, was laut ausgesprochen werden kann, verschwiegen wird. Dieses Leben im tiefsten Innern drängt sich um so mehr zurück, je mehr es in der Zeit vor der Welt Spott und Hohn zu erwarten oder auch gelegentlich einmal erfahren hat. Die Menge ist immer theils roh, theils kalt, während die Einzelnen, aus welchen sie besteht, — und zwar Jeder, — eine zarte Seite, eine warme Stelle haben, die in jener Menge freilich oft verkommt und zerknickt wird. „Ein gutgesinntes, zur Liebe und Theilnahme geneigtes Kind

weiß dem Hohn und dem bösen Willen wenig entgegenzusetzen." Und den Erwachsenen geht es nicht besser, wenn sie ihr Innerstes bewahren. Oft macht die Scheu vor Spott und Hohn nach und nach den Menschen auswendig anders, als er inwendig ist: und dann ist die Gefahr nahe, daß das Auswendige auch wieder auf das Innere Einfluß gewinnt, wenn sich dieses nicht einen andern Weg nach Aussen vermittelt. Noch unverkennbarer wird das eigentliche Leben eines bedeutenden Individuums, wenn es nach seiner besonders begabten Richtung die allgemeine Wahrheit nicht in der allgemeinen Form, sondern in den lebendigsten und konkretesten Kombinationen aufzunehmen und zu reflectiren bestimmt ist. Es kommt auch wohl zu absichtlicher Verbergung und Verheimlichung, wenn das Innerste in seiner unmittelbaren Fülle keine Aufnahme, sondern eitel Misverständniß zu besorgen hat. Dann gilt es, Umwege einzuschlagen, um Eingang zu finden. Wer Alles auf einmal ausschütten wollte, der würde das Beste verschütten. Ein Platzregen läuft geschwinde ab, die Erde nimmt ihn nicht auf, besonders wenn sie fest ist; aber in leisen zarten Tropfen dringt der Regen ein, und macht das Land fruchtbar. — —

So viel zur Einleitung der nachstehenden harmlosen Schildereien und Paraphrasen. Sie sind Un-

terhaltungen genannt worden, weil ſie urſprünglich kleineren Kreiſen zur Unterhaltung gedient haben, welchen ſie ſich nunmehro, in der gegenwärtigen Zuſammenſtellung, zum Andenken widmen, während ſie ſich zugleich einen größern Kreis geneigter und nachſichtiger Theilnehmer ſuchen. Sie ſuchen geneigte Leſer, denn wenn ſich nicht Eins zum Andern neigen und herablaſſen will, da kann es keinen guten Klang des Urtheils geben. Ein Urtheil ſetzt ein Verſtändniß über ſeinen Gegenſtand voraus: aber ohne die Liebe, welche ſich mit ganzer Seele in den Andern verſetzt, iſt kein Verſtändniß möglich.

Inhalt.

		Seite
I.	Der neue Paris. Ein Knaben-Mährchen. 1832	1
II.	Hans Sachsens poetische Sendung. Nach einem alten Holzschnitte. 1833	18
III.	Wilhelm Meisters Lehrbrief. Eine Paraphrase. 1825	42
IV.	Der Tetraeder. Zu Wilhelm Meisters Lehrjahren. 1825	72
V.	Wilhelm Meisters Wanderbuch. Eine Paraphrase. 1824	88
VI.	Bruchstück eines Geleitsbriefes oder Wegweisers zu den Wander-Jahren. 1824	110
VII.	Die neue Melusine. Ein Mährchen. 1833	128
VIII.	Die Rochus-Kapelle. Eine Gewissensfrage. 1825	154
IX.	Faust und Mephistopheles. 1833	176

Seite

X. Das neue Reich. Ein Mährchen. 1833 188

XI. Aus dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. 206

I.

XXIV, 78 — 101.

Der neue Paris.

Ein Mährchen.

In dem Jahre, — 1832 — welches gegenwärtig zu Ende eilet, haben wir den vielgepriesenen, aber noch viel mehr verkannten und verlästerten Dichter der Deutschen als einen Greis im silbergrauen Haare von dem Schauplatze abtreten sehen, den er über ein halbes Jahrhundert hinaus vielfach belebt hat, und künftig noch viel gründlicher beleben und erhellen wird. Es ist anmuthig und rührend, in dem Sterbejahre des lebensmüden Greises den lebensfrohen Knaben zu betrachten; und wir verdanken es seinem einzigen Talente, daß wir diesen Knaben noch heute hören, sehen, sprechen können. Aber am lebendigsten wird uns das Bild, sauber im Rahmen gefaßt, vor die Augen treten, wenn wir uns das Mährchen wiederholen, welches der Knabe, wie er es empfangen, wiedergegeben, und der Mann, wie er selbst sagt, zu kunstmäßiger Darstellung verarbeitet hat. —

Daß wir es sogleich herausſagen: das Knabenmährchen zeigt uns unverkennbar die erſte Weihe des Kindes: es erzählt ohne hohe Worte in einfacher Weiſe ernſt- und ſcherzhaft die Initiation zu einem hohen, aber ſchwierigen und gefährlichen Lebensberufe. — Jetzt wird die Kindesweihe unwillkührlich zur Todtenfeier. —

Der Knabe erſcheint in ſeinen neuen Pfingſtkleidern, in altmodiſcher, ſteifer Tracht nach der Farbe ſeiner Zeit, die er ſelbſt ſtetig zu fördern und umzuwandeln berufen wurde: er muß ſchon zur erſten Probe den ganzen Anzug nebſt Hut und Degen ablegen, und zu ſeinem nicht geringen Entſetzen die ſchön gepuderten Haare unbarmherzig ausſtäuben laſſen, wiewohl er ſich noch oft, und noch deſſelbigen Tages, mit ſeinem altfränkiſchen Koſtum in der täglichen Welt wieder zeigen mußte.

Zu Pfingſten hatte ſich der gepuzte Knabe auch einen guten Tag machen wollen; er dachte nach abgehaltenem Gottesdienſte und nach dem ſtattlichen Feſtmahle beym Großvater in den anmuthigen Außgärten ſeiner Vaterſtadt vergnüglich und behäbig ſich etwas zu Gute zu thun, wie die ehrenwerthen Bürger der freyen Reichsſtadt auch zu thun pflegten. Aber da hält es ihn ſchon hinter dem Zwinger an der heimlichen Mauer, wo es nie recht geheuer geweſen iſt. Er kann nicht, wie das Fleiſch will, er muß ſeinem Berufe folgen, der hohen Aufgabe ſeines künftigen Lebens gehorchen. Und nun ſteht der zarte Knabe mit den friſirten und gepuderten Löckchen, wie mit Flügelchen, vor der engen Pforte. Es ſind die Flügelchen, die zu mächtigen Schwingen heranwachſen ſollten, ob auch weder der Knabe, noch der Mann daran gedacht hat. Und die enge Pforte iſt von der Art, daß ſie kein Menſch

sich selbst öffnen kann, es fehlt auch alle Handhabe dazu, sondern sie wird uns von innen aufgeschlossen, wenn wir nur an der rechten Stelle in Geduld die Zeit erwarten oder auch anklopfen. Dazu kommt, daß die Pforte enge ist, welche zum Leben selbst einführt, wie zum Dichten und Denken: wer sich breit macht, kommt nicht hindurch.

Aber es ist auch nicht zu übersehen, daß sie ein schönes Denkmal altdeutscher Art und Kunst ist, daß sie dem tiefen und sinnigen Kunstfleiße des Vaterlands angehört. Das Vaterland ist für Jeden der natürliche Boden, auf welchem er gedeiht und zur allgemeinsten Ausbildung heranreift. Es ist wirklich die deutsche Kunst, zu welcher und durch welche er Eingang sucht. Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle.

Und wer thut nun die Pforte von innen auf? Wer führt den Knaben ein? — Es ist Niemand Anders, als ein Diener der Religion. Und solches geschieht an dem Feste, welches dem Andenken an die Ausgießung der göttlichen Geistesgaben und den Erbsten darum gewidmet ist. — Die Bibel hatte den Knaben zuerst beschäftigt, belebt, gebildet, begeistert: aber zunächst das Alte Testament. Er fürchtet schon, daß es ein Israelit ist, der ihn empfängt: aber an dem heiligen Kreuzes-Zeichen erkennt er den Christen. Es ist ein katholischer Christ, mit allen Bildern, Legenden und Sakramenten seiner großen Kirche: allein der Name des Katholizismus, zu dem er sich bekennet, sagt noch mehr, er deutet zugleich auf die allgemeine Kirche Christi, welche die besondern Kirchen in sich schließt. An seiner Hand tritt jetzt der Knabe in die Zaubergärten der vielgliedrigen Kunst und Poesie, schon

thut er auch die ersten Blicke in die Reiche der Natur, in die zarten Geheimnisse ihrer Werkstätte, die er noch oft belauschen und zum Theil aufschließen sollte.

Doch es ist mehr als eine Mauer zu übersteigen. Bewegt sich doch auch das Leben selbst in äußeren und inneren, allgemeineren und engeren, offneren und geheimeren Kreisen. Der äussern Mauer folgt inwendig ein gedoppeltes Gitter güldener Lanzen, Spieße, Speere, Hellebarden und Partisanen, und inmitten fließt der silberhelle Fluß mit plätschernden Gold- und Silber-Fischchen. Diese Vestung ist nicht zu erobern, wenn sie sich nicht freywillig ergiebt, aber sie ergiebt sich dem, der den Willen und Muth dazu hat.

Im Innern ist zunächst am merkwürdigsten der reine, blaue Sand der zierlichen Gartenwege: er bildet einen dunklern Himmel oder den Himmel im Wasser auf der Erde. — Hiermit hat der Knabe schon seine erste Lection empfangen: seine Aufgabe lautet, mit Abweisung alles Ueberschwenglichen die Gegenwart als die Wahrheit und die Erde als den dunklern Reflex des Himmels zu erkennen.

Aber indem der Dichter nach dieser Weisung den Geist als wirklich daseyend in allen seinen Erscheinungen leibhaftig fasset, hat es nicht fehlen können, daß er Vielen unverständlich geblieben und zum Steine des Anstoßes geworden ist: er kann allen denen nicht genügen, die sich im Maaßloser zu verlieren lieben, denn er richtet immerfort die hellen Augen auf den himmelblauen Boden, der ihn trägt. Und er ruft es auch seinen Freunden selbst zu:

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde:
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde.

Aber es ist wohl zu merken, daß er auf dieser lieben Erde den dunklern Reflex des lichtblauen Himmels erkennet. So bleibt er auch an der Hand seines christlichen Führers, bis ihn dieser selbst zu freyeigener Bewegung entläßt: und das Kind kommt bald wieder zurück. Ueberhaupt sucht sich der Knabe schon in seiner ersten Probe möglichst nüchtern zu halten, und bedarf auch des schäumenden Weines nicht, so schön er auch kredenzt wird.

Dagegen tritt uns überall der kecke Knabensinn, und der leichte, frische Muth des Lehrlings, der keine Gefahr scheut, auf das lustigste und anmuthigste entgegen. Schon lernt er mit den Gegenständen umgehen, indem er sie wirklich als Gegenstände herzhaft angreift und begreift. Denn der Geist ist das Innere der Gegenstände, wodurch diese erst Leben und Bedeutung bekommen. Und wie er sie faßt und behandelt, so werden sie unter seinen Händen lebendig und hüpfen lustig davon. Aus einem solchen Kinde konnte wohl ein Dichter werden, welcher der gegenständliche genannt worden ist. Hier besteht das Kind den ersten Kampf mit den Gegenständen, an welchen jeder Mensch gewiesen ist, er besteht ihn mit glorreichen Siegen, worüber er sich selbst verwundern muß, denn er begreift wohl, daß er es für sich selbst und aus sich selbst nicht so machen könnte, sondern daß ihm eine überlegene Macht anvertraut ist, die er nur zu verwalten hat. — Wo er hingegen in seinen Kriegen und Siegen sich muthwillig überhebt, da folgt auch die Strafe auf den Fuß nach.

Wenden wir uns nun zu den ſchönen Perſonen, mit denen er es zu thun hat, — denn außer dem Pförtner, ſeinem väterlichen Mentor, ſind es lauter Frauenzimmer, die ihn willkommen heißen, — ſo können wir uns von dem puppenhaften Zuſchnitte nicht lange täuſchen laſſen, um die wahren Perſonen zu erkennen, die das Kinderauge nach einem niedlichen Maasſtabe verkleinert und in die artigſten Feen oder Sylphiden verwandelt. Oder wer erkennte nicht in der Harfenſpielerin mit dem dunkelbraunen Haare und dem glänzenden rothen Kleide Here's Majeſtät, die Gattin des Donnerers Zeus, und in der blonden Elfenſpielerin mit dem gelben Kleide und heiterem Weſen die Göttin, welcher Paris, der Aeltere, den Apfel reichte. Die dritte im grünen Gewande mit dem Lautenſpiele iſt Niemand anders als Athene; dieſe ſcheint dem Knaben die meiſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſie macht ihm noch mehr als die übrigen zu ſchaffen, weil ſie mehr als eine Seite ihres Weſens entwickelt. Aber er begreift ſogleich, daß alle Drey — Göttinnen ſind, die ihm nicht ausſchließlich angehören, und von welchen er ſich auch keiner ausſchließlich widmen kann. Im Grunde ſind ſie ihm auch Alle ein wenig zu ſteif und gemeſſen.

Deſto traulicher nähert er ſich der Dienerin: er ſitzt Ellbogen an Ellbogen neben ihr. Das niedliche, näckiſche Mädchen mit der Mandoline heißt Alerte. In dieſer artigen, muntern Kleinen erkennen wir mehr und mehr die Art oder Unart des Dichters, dem ſie es angethan hat, und wodurch er ſich wenige Freunde, aber mehr als ein Heer von Gegnern bereitet hat. Es iſt dieſes, daß er nicht einmal wie das anderemal iſt: den Ernſt kehrt er in Scherz, und Scherz in Ernſt, ehe man ſich's verſieht.

und wenn man so einmal mit ihm so weit gekommen zu seyn meint, um ihn festhalten zu können, so ist er auch einem alsbald unter den Händen entschwunden. Ja, er dociert wohl auch, daß sich die Wahrheit selbst nicht in einer einzigen Erscheinung ausschließlich festbannen lasse, ohne sich einigermaßen zu alterieren und zu trüben. Ist das nicht wetterwendisch? Daher stammt eben die überall verdeckt hindurchscheinende ebenso lose als feine Ironie, welche der Puls der Poesie ist; die dem Knaben anvertraut werden sollte. Hier entwickeln sich alle Seiten des bunten Lebens, alle Weisen des Liedes, indem sie sich vereinigen und die einseitigen Formen erweichen. Wohl benimmt sich der Knabe auch wieder so unartig, daß er es mit dem hübschen Kinde selbst verdirbt, aber es ist doch eben ihr eigener Geist, der sie neckt, wie sie ihn neckt.

Doch wir dürfen die Hauptsache nicht vergessen, sie steht schon auf dem Titel; das Mährchen heißt der neue Paris. Zwar wollen wir nicht verschweigen, daß von den schwatzenden Staaren der eine unaufhörlich ruft: Narziß, Narziß. Wer könnte die Eitelkeit des schönen im Spiegel sich wohlgefällig bespiegelnden Kindes verkennen wollen? und was sich hier verräth, das hat es auch mit in's Leben genommen. Und doch ist diese subjective Seite seines Wesens immer wieder von den Gegenständen selbst überwunden, denn diesen wendet er in jedem entscheidenden Momente mit völliger Selbstvergessenheit, mit unbewußter Selbstverläugnung und Hingebung sein ganzes Wesen, seine ungetheilte Liebe zu: ja, er wird sich selbst zum reinen Objecte. Und darum ist er eben Narziß genannt worden, weil es diesem eben so erging. Die Wahrheit ist, daß der Gegenstand zum Subjecte gehört, und in diesem sein

Inneres findet. — Aber der andere Staar ruft immer: Paris, Paris. Denn es war ihm zwar nicht Ein Apfel anvertraut, um ihn der Schönsten zu geben; es waren ihm vielmehr drey wunderschöne Aepfel überliefert, aber nicht, um sie den schönsten Mädchen, sondern um sie den würdigsten Jünglingen zu reichen, damit sie, jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollten, wie sie solche nur wünschen könnten. Doch er selbst sollte davon ausgeschlossen seyn, und es ist rührend, wie er sich kindisch darein fügt, es ist kindisch lieblich, wie er sich desto mehr an Alerten hält, die ihm dennoch auch entschlüpft, weil er gar zu boshaft und unartig ist.

Hier fragt es sich nun wieder, an welche Jünglinge er seine Aepfel vertheilt hat, und was jeder darauf für ein Loos gezogen: ob überhaupt der Knabe seine Sachen wirklich gut gemacht, sein Amt treu verwaltet, wie er diese seine Haupt-Aufgabe gelöset hat, welche er unmittelbar von Merkur im Auftrage der Götter erhalten hatte?

Nach der Sicherheit, mit welcher er sogleich den Götterboten erkennet und die Botschaft annimmt, und womit er noch zuletzt, seinem Führer gegenüber, seiner göttlichen Vollmacht sich bewußt wird, läßt sich auch hier das Beste erwarten. Sehen wir doch selbst den von der Religion angestellten Pförtner vor dem Gottgesandten niederknieen, indem sich dieser mit seiner Vollmacht ausweiset.

Freilich durfte er das Amt nicht nach eigenem Gutdünken, nicht nach seinem eigenen Gelüsten verwalten, er durfte dem äußerlich reitzenden, aber innerlich verderblichen Eigenwillen des Fleisches nicht nachgeben. Wohl hätte er gern, noch vor dem Eintritte entscheidender Ehehindernisse, dem unglücklichen Werther seine Lotte, die nun nicht seine

ist, dem liebeglühenden Eduard Ottilien, und dem Hauptmanne Eduards rechtmäßige Gattin zugetheilt, er brauchte nur den Männern die ihm anvertrauten Zauber-Aepfel zu reichen; aber er muß sich einer höhern Fügung unterwerfen, er weiß darinn die Vorsehung, in der Schranke das heilige Gesetz und seine ewige Wahrheit zu verehren, und die Hand zu küssen, welche schlägt. Andererseits sollte er auch erfahren, was an dunkeln Gefühlen, blinden Naturzügen und zwingenden Wahlverwandtschaften wahr und falsch ist, wie sie durch die Leidenschaft immer tiefer in die Natur herabgezogen werden, während sie, von einer höheren Nothwendigkeit zurückgewiesen, über die Natur hinausweisen sollten.

Vergeblich frohlocket auch Klärchen nach ihrem zu hohen Geliebten, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt; umsonst seufzt Tasso nach der schwindelnden Höhe der Prinzessin, die Blüthe seines Lebens ist schon geknickt, indem er ausruft: Ich bin mir selbst entwandt, denn sie ist's mir. Dagegen hat Wilhelm Meister zwar endlich das Königreich der Liebe gefunden; aber kaum ist er Bräutigam, so sehen wir ihn auch schon in der Entsagung auf der Wanderschaft unter den wunderlichsten Regeln und Quälereyen herumirren.

Und muß nicht Paris selbst, mit einer derben Ohrfeige ausgestattet, nach den ersten herzhaften Küssen sein kriegslustiges, niedliches Mädchen auf immer verlassen? Indessen bleibt ihm doch ihr munterer Geist, und der kräftige Kuß, und — die fühlbare Ohrfeige mit allen ihren Nachwehen, und vielen, reichen Lebensfreuden, — wiewohl er sich Angesichts der vielen Unbilden und Quälereyen des Lebens auch wieder so weit vergessen konnte,

seinem Werther noch nach 50 Jahren in das Grab nachzurufen:

Zum Bleiben ich, zum Scheiden Du geboren
Gingst Du voran, und hast nicht Viel verloren!

Aber es war eben seine Aufgabe diese Unbilden zu tragen, und wie er sich in das Schicksal seiner schönen Aepfel finden mußte, so mußte er auch selbst entsagen lernen, denn ihm war kein Apfel zugefallen, und wenn auch der Knabe auf seinen Fingern zur guten Stunde die fröhliche Alerte konnte tanzen lassen, so durfte der Mann sie doch nicht mit in's Haus nehmen.

Zwar schien sich mehr als einmal ein süßes, zartes Liebesglück zu nahen, und wie auf die Dauer einzurichten, aber es kam nur, um desto ferner zu entfliehen; oder es kam auf Stunden, um Tage und Jahre damit auszufüllen. So sehen wir im Traume zarte Lichtwesen herannahen, aber indem wir die Hand ausstrecken sie zu ergreifen und festzuhalten, sind sie schon entschwunden. Wer erinnerte sich nicht des Mariagespiels, welches der Jüngling auch mitspielte? Der Handel mit Alerten war das erste Mariagespiel, aber nicht das letzte. Scherz und Spiel wurden mehr als einmal ernsthaft, aber — der Jüngling mußte weiter: es galt kein Weilen, kein Zaudern. Wohl sieht er ganz nahe am Wege ein Blümlein stehen, er sah im Leben nichts lieber, und mußte doch vorüber gehn.

III, 54.

Ich ging im Walde
So vor mich hin,
Ich war so heiter,
Wollt' immer weiter, —
Das war mein Sinn.

Weil er weiter mußte, durfte er ſich nicht zurückhalten laſſen. Und wir wollen's ihm noch übel nehmen, daß er ſich's nicht ſo bequem und behaglich im Leben gemacht, als es Andere haben? So ſollten auch Gretchen, Friederike, und ſelbſt Lilli ſo ſchnell als hold vorüberziehen, und hellen Stunden trübe und heiße Tage folgen; ſie hatten gelebt und geliebet. So durfte ſich auch der Dichter der Liebe erfreuen, um entbehren zu lernen; er mußte entbehren, um zur innerſten Freude zu gelangen. —

Hiermit iſt die höchſte Aufgabe ſeines Lebens bezeichnet, an welche alle diejenigen nicht glauben wollen, die den leichtfertigen Freund und Feind Alertens nur von außen in guten Tagen einmal geſehen haben. Es iſt die Aufgabe: der höheren Fügung ſich zu unterwerfen, zu gehorchen, zu entbehren und zu entſagen, um frey zu werden, um mit dieſer Unterwerfung unter das höhere Walten des Geiſtes die Herrſchaft über das Niedrigere, über die Natur, zu erlangen. Das ganze Leben des Menſchen beſtehet nach ſeiner Beſtimmung in jener Unterwerfung und in dieſer Herrſchaft, — in der Gegenwart und in der Zukunft, — zu warten in Geduld und in der zuverſichtlichen Ausſicht auf endliche Ausgleichung und Erneuerung aller Dinge.

Es gilt, dem Geſetze und dem Nothwendigen mit fröhlichem Gemüthe zu dienen, nicht allein, weil es nothwendig iſt, ſondern auch, weil das Nothwendige für uns das Beſte iſt: es gilt, unter der ruhig klaren, heiter hellen Macht des Geiſtes die unklare und dunkle Maſſe der Gefühle gefangen zu nehmen: es gilt, geduldig zu warten und freudig zu hoffen.

Das iſt der innerſte Grundton aller ſeiner Dichtun-

gen, die tiefſte Wahrheit ſeines Strebens und Wirkens. In dieſer Ausſicht nimmt er auch die Verhältniſſe und die Menſchen, wie ſie ſind, und er ladet ſie ſelbſt zur offenen Tafel, in Hoffnung, daß es mit der Zeit werde beſſer werden. „Es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt.“ — Wir ſitzen wirklich alle ſelbſt an dieſer offenen Tafel des Weltalls.

Und der Dichter ſitzt auch mit daran, ſo wie er iſt: er giebt ſich auch ſchon als Knabe, wie er iſt, ohne ſeine Gebrechen zu verhehlen. Wir ſehen zwar, wie er ſeine erſte Probe im Ganzen rühmlich und ſiegreich beſteht: aber es geht auch nicht ohne Buße ab, er kommt nicht ungeſtäupt davon. Auf die Ohrfeige des Mädchens folgt zwar ein verwegner Kuß, denn der gehört dazu; aber auf den Kuß folgte auch wieder mehr als eine Ohrfeige.

Der Dichter hat auch ſelbſt auf den erſten Theil ſeines Lebens geſchrieben: „Kein Menſch wird ohne Prügel groß gezogen.“ Auch der Knabe verſchweigt nicht die empfindlichen Beſchämungen, die er hat erfahren müſſen; und wir ſehen ihn hier nicht zum letztenmale auf dem ſchlüpfrigen Boden des Lebens ausgleiten und fallen, um wieder aufzuſtehen. Wir ſehen auch, wie er darüber aus ſeinem Paradieſe vertrieben wird, wie ihn die goldenen Speere ausſperren, wie die kleine Schlange darüber lacht, wie ſich das Kind ſeiner Nacktheit zu ſchämen anfängt, und den Wunſch bekennet, ſich wo nicht verbergen, doch verhüllen zu können.

Es wäre möglich, daß ein ſittlicher oder religiöſer Rigorismus in dieſen Beziehungen und Anſpielungen den Ernſt vermißte, welcher ſo wichtigen, leider die geſammte Menſchheit betreffenden Ereigniſſen allerdings gebührt. Aber

wer so richten wollte, würde ganz vergessen, mit wem er es zu thun hat; es ist ein munterer Knabe, der mit hellen Augen in die Welt hineinsieht, alle künftigen Freuden und — Leiden im rosenfarbenen Lichte der Poesie auffaßt, und in seiner Lust am Leben auch dem bevorstehenden Schmerze mit knabenhaftem „Stoizismus" entgegengeht. Die harmlose Freude an diesem knabenhaften Trotze eines frohen Muthes ist mit der Thräne der Rührung begleitet, die uns unwillkührlich das Kind ablockt, das halbunbewußt im Scherze dem künftigen Schmerze entgegeneilt, und damit spielt, — bis er trifft. So hat auch unser Knabe seine Lust und Schuld oft schwer büßen, seine Scherze theuer entgelten, und mit Wilhelm Meister noch vieles Lehrgeld bezahlen, mit so vielen Entsagenden in der Fremde lange Wanderschaft halten müssen, um nach vielen Entbehrungen, noch vielen ernst- und scherzhaften Lebensabenteuern endlich wieder heimzukehren. —

Außerdem dürfen wir aber auch nicht außer Acht lassen, daß der Knabe selbst das Pförtchen mit dem hohen Spitzbogen nicht wieder finden konnte: und wenn er dann alles anders fand, als zuvor, da konnte ihm wohl die Frage nahe liegen, ob die erste Erscheinung, oder die zweyte, die wir Wirklichkeit zu nennen pflegen, oder beides nur ein Traum gewesen, oder worinn in Beziehung auf Realität Traum und Wirklichkeit unterschieden sind. Kurz hinter der Mauer fand er das nicht wieder, was er dort gesehen hatte, was sich ihm zum heiligen Pfingstfeste daselbst offenbart hatte. Das Paradies war nicht sowohl verschlossen, als verschwunden, wie wohl er auch wieder zur rechten Stunde auf Momente freyen Eintritt gefunden haben mag. Und was er da gesehen, das hat er uns mitgetheilt, so weit

es gehen will: aber er sagt auch nichts anderes, als er empfangen hat, er lüget nie, sondern er dichtet. Schon der Knabe war den Lügen und der Verstellung abhold, und sein Leichtsinn ruhte immer auf der Basis eines tiefen, innern Ernstes.

So aufrichtig und gewissenhaft ist der Dichter, daß er seine eigene Lebensbeschreibung Wahrheit und Dichtung nennt. Damit ist zunächst gesagt, daß er für sich selbst nicht gut sagen will, denn er kann nicht dafür einstehen, und kein Mensch, kein Geschichtsforscher kann dafür stehen, daß er überall und in allen Einzelnheiten das rechte Wort und die dürre Wahrheit treffe, daß die Erinnerung niemals irre, oder Halbvergessenes verklüre. Andrerseits giebt er aber auch damit mehr und Wahreres, als die dürre Prosa, welche auf der Oberfläche das Lebens hervortritt, während im Hintergrunde die eigentliche Wahrheit, die Fülle des Gedankens versteckt liegt. Das Dritte ist, daß ohnehin das Leben eines Dichters das Leben der Poesie ist, und das Leben der Poesie kann wieder nichts anders seyn, als die Poesie des Lebens. Ist doch in jedem Menschenleben ein Göttliches, dessen Entwicklung oft verborgen oder zurückbleibt, oder mit dem Schatten vorüberziehender Wolken bedeckt wird, und dann auch wieder plötzlich hervorbricht, aber nur denen sichtlich erscheint, welche die Augen dazu haben. Diese tiefer liegende Wahrheit ist es, welche die Poesie hervorlockt, und aus jedem Individuum als dessen göttliche Mitgabe, als die eigentliche Bestimmung hervorzuheben versteht: danehen ist aber auch die Wahrheit anzuerkennen, welche das, was von jener Idee theils verwirklicht, theils nicht verwirklicht worden ist, treulich und einfältig anzeigt, denn dazu gehört auch nichts gerin-

geres als Wahrheit, nehmlich Wahrhaftigkeit mit gesunden Augen. — So wird die Portraitmahlerey durch äußere Schmeicheleyen erniedrigt und entwürdigt; aber sie wird zur Kunst erhoben, wenn sie idealisirt d. h. wenn sie die wirkliche Idee, die Seele des Individuums auffaßt, wenn sie das Unsichtbare, Unsterbliche des Einzelwesens an das Licht zieht, und die Gebrechen und Schatten zwar nicht verwischt, aber in den Hintergrund stellt, denn diese sind es, womit das Individuum hinter seiner eigenen Wahrheit zurückbleibt. Zu solcher Zeichnung gehört freylich ein aufrichtiger Sinn, ein helles Auge für Wahrheit und Dichtung; und hier ist es eben, wo der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis so vielfältig verkannt worden sind und noch verkannt werden.

Zuletzt entwickelt sich auch an dem Knabenmährchen das künftige Verhältniß des Dichters zu seinen Zeitgenossen in den verschiedensten Stellungen derselben. Die ihm miswollen, bereiten ihm manchen Verdruß; die ihn lieben und verehren, wissen nicht recht, was sie an ihm haben. Er ist Keinem ganz recht. Wenn er etwas sagt, so hält sich einer an den Buchstaben, ohne zum Worte gelangen zu können, geschweige daß er vom Worte zur Sache käme: er sucht emsig die Nische, das Pförtchen und die Nußbäume hinter der Mauer, während umgekehrt Andere alle seine Dichtungen für Lügen und Windbeuteleyen erklären, und die Poesie überhaupt nur als ein leichtes Spiel anmuthiger Unwahrheiten betrachten. Einem ist er zu prosaisch, — weil er nie auf selbstgemachten Stelzen geht, — dem Andern ist er zu gottlos, einem zu leichtfertig, dem Andern zu steif, denn er verläugnet nicht seine Ehrfurcht vor dem Bestehenden, während er es gleichzeitig fördert

und belebt, wie Keiner. Einigen gilt er als ein Götzendiener, der mit der Natur Abgötterey treibt, dem Andern umgekehrt als ein Hochverräther an der Natur, weil er sie dem Geiste und dem Gesetze, welches sie Konvenienz nennen, unterordnet.

Zu solchen unverschuldeten Misverständnissen kommt aber noch seine eigene Schuld, denn seine Alerte hat es ihm so angethan, daß er die abgewendeten Freunde auch noch zu necken, und noch mehr zu verwirren nicht unterlassen kann. Aber während er auf der einen Seite zu Zeiten sich abzuschließen genöthigt wurde, empfand er andererseits desto herber den tiefen Schmerz allein zu seyn. Je stärker der Drang nach Liebe und Mittheilung wird, je häufiger er versucht in allen Weisen und Wendungen den liebsten Freunden beyzukommen, desto empfindlicher ist die wiederkehrende Erfahrung, daß sie mit ihm in der Hauptsache nichts zu thun haben wollen, und grade seine ernstlichsten Bestrebungen für Grillen erklären. Da ist kein Ohr, welches ihn verstünde, kein Geist, der ihn begriffe.

Von Zeit zu Zeit werden einzelne Menschen zu einem neuen Umschwunge der Zeit auserwählet und ausgerüstet, sie werden berufen, auf eine Weile ihre Aufgabe allein zu vollbringen und die Kelter allein zu treten und ohne Gehülfen. Da ist Keiner, der dem aus seinen Tiefen hervorbrechenden neuen Streben Willkommen böte oder Beyfall zulächelte, keiner, der dem Arbeiter den Schweiß von der Stirne zu streichen geneigt wäre oder nach der Hitze des Tages bey sich ausruhen ließe, daß er sich erquicke, denn die Arbeit gilt als eitel nutzlose Sonderbarkeit. Die Meisten gehen gleichgültig vorüber, sie ignoriren alles, was vorgeht; Andere zürnen gar und schelten, ohne zu

wissen, wovon es sich handelt. Und so kommt zu der schweren Aufgabe des Lebens auch noch der unendliche Schmerz, mitten unter den Menschen, die alle zusammen gehören, isolirt zu seyn, und die ringende Sehnsucht nach einigen lieben Menschenseelen, die in dem Angelpunkte der Lebens-Aufgabe mit einstimmen könnten. Wie auch die neue Zeit vorrüberrausche, die Menge hört nichts von ihrem Flügelschlage: sie haben Ohren und hören nicht, und Augen ohne zu sehen. Aber je banger es dann dem Arbeiter werden will, desto mehr ist es an ihm, sich selbst nicht zu isoliren, sondern in Liebe sich immer so weit zu nähern und mitzutheilen, als es angenommen wird. Am Ende wird es doch gelingen, daß die Wahrheit durchbricht und den Menschen näher kommt.

Es ist rührend, wenn der Dichter noch als Mann in dem Kreise seiner ältesten, liebsten Jugendfreunde, der geistreichsten Menschen, das entschiedenste Gegentheil seiner innerlichsten Denkweise unbeweglich vor sich stehen lassen, und in dem gastfreisten aller Häuser am Rheine mit Wehmuth bekennen muß: „Man kann sich keinen isolirteren Menschen denken, als ich damals war „und lange Zeit blieb."

Später hat sich das Verhältniß im Einzelnen geändert, er fand später mehr Gesellschaft, mehr Theilnahme und Verständniß auf seinem langen Lebenswege: aber im Ganzen ist es beym Alten geblieben; manche Erscheinungen nach seinem Tode haben es von neuem bewiesen: und so kann er wohl noch heute als der vielgepriesene, aber noch viel mehr verkannte Dichter gelten.

II.

Hans Sachsens poetische Sendung

nach einem alten Holzschnitte.

An der Schwelle des 16. Jahrhunderts und bis über die Mitte hinaus (1494 — 1576) findet sich unter vielen werthen Zeitgenossen und Freunden D. Martin Luthers auch ein Nürnberger Schneidersohn; es war ein Mann, der als Bürger in seiner Stadt, als Ehemann und Vater in seinem Hause, als ein frommer und froher Christ im Glauben den Mittel- und Brennpunkt alles Lebens fand. Außerdem war er zweien Gilden zugethan, seiner Profession ein Schuhmacher und zugleich der edlen Zunft der Meistersängerei angehörig, aber in seinem doppelten Berufe gleich emsig, treu und fertig; zuletzt war er Schul- und Singmeister in seiner Vaterstadt. Sein Name ist allbekannt: er war Hans Sachs geheißen.

Wie sein Handwerk, so hatte er auch den Meistergesang zunftmäßig erlernt und auf der Wanderschaft ausgebildet. Schon im zwanzigsten Jahre wagte er sich an die Ausübung seiner Kunst. In seinem Valetliede, welches er „Summa all meiner Gedichte" betitelt, singt er selbst:

Und als ich meines Alters war
Fast eben im zwanzigsten Jahr,
Thät ich mich ernstlich unterstahn
Mit Gottes Hülf zu dichten an.

Auch auf seiner Wanderschaft war er allein behafft
Mit herzlicher Lieb' und Gunst
Zu Meistergesang, der löblichen Kunst.

Und diese schöne Gabe hat ihn in Verbindung mit reiner Gottesfurcht und fröhlichem Vertrauen von Jugend an vor Versuchungen bewahrt, zu welchen sie Anderen gefährlich wird. Seine Erstlinge waren dem Lobe Gottes gewidmet. So blieb er fortan im Ernste und Scherze, unter allen Schwänken und Posten seines Dichtens und Lebens schlicht und schlecht, und treu und fromm. All sein Spas endet zu gutem Exempel mit weiser, ernster Lehre.

Für die ihm verliehenen Gaben preiset er selbst den Geber:

Gott sey Lob, der mir sandt herab
So mildiglich die Gottes Gab',
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann;
Daß mein Gedicht grün, blüh und wachs
Und viel Frücht bringt, das wünscht Hans Sachs.

Diesen Wunsch hat der Dichter erreicht; er konnte auch um so leichter Eingang finden, als er gewöhnlich mit ergötzlichem und lustigem Wesen die Scene sogleich eröffnet.

Zu seinen trefflichsten Schwänken gehört das Fastnachtsspiel, genannt Narrenschneiden. Hier schneidet der Arzt mit Hülfe seines Knechts einem Kranken aus dessen überdickem Leibe einen Narrn nach dem andern aus, und zuletzt wird auch noch das ganze festverwachsene Narrennest nicht ohne große Leibesschmerzen mit scharfen Zangen herausgegriffen, um die ganze Brut von Sünden und Thorheiten mit der Wurzel auszurotten.

Allerlei Gattung, als falsche Juristen,
Schwarzkünstler und die Alchamisten,
Finanzer, Alifanzer, und Trügner,
Schmeichler, Spotfeier und Lügner,

Undankbar, Stocknarrn und geck,
Fürwitzig, leichtfertig und frech,
Gronet und grenuisch, die allzeit sorgen,
Böszahler, die doch gern borgen,
Eifrer, so hüten ihrer Frauen,
Die ohne Noth rechten und ohn Nutz bauen. —
Die hätt'st du alle noch geborn! —
Was wären das für Narren wor'n! —

Hierauf folgt die Moral:

Von dem kamen die Narren dein,
Daß dir gefiel dein Sinn allein
Und ließt deinem Eigenwillen Raum,
Hieltst dich selbert gar nit im Zaum.

Nach dieser Lection stellt denn auch der Arzt sein Rezept, und schließt mit den Worten:

Zu Pfand setz' ich euch Treu und Ehr',
Daß alsdann bei euch nimmermehr
Gemeldter Narren keiner wachs:
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs.

Es gehöret recht eigentlich zur Fastnachtzeit, welcher das Narrenschneiden gewidmet ist, daß alle Narrheit und Thorheit ausgetrieben werde, und sollt' es durch Narrheit geschehen. Der Mensch muß nun seine letzten Thorheiten los werden, um einer ernsteren Zeit desto empfänglicher entgegen zu gehen.

Gleicher Art ist ein anderer Schwank: das Narrenbad. Dieses befindet sich in Mailand und besteht in einer sumpfigen, übelriechenden Lache, in welcher ein Arzt alle Narren so lange badet und festhält, bis sie curirt sind. Der Dichter erzählt die unterschiedenen Curen umständlich, aber es dient ihm nur zur Einleitung, um demnächst seinem geliebten Vaterlande eine gleiche Badeanstalt zu wün-

sehen, weil Strafen, Lehren, Singen und Sagen mit allen übrigen Euren nichts helfen wolle.

Weil Jedem gefällt sein Weis so wohl,
So bleibt das Land der Narren voll.

In einem andern Fastnachtsspiele: der böse Rauch sehen wir einen sehr gequälten Ehemann unter der absolutesten Alleinherrschaft seiner Frau, denn diese ist es und nicht der böse Rauch, was ihn aus dem Hause treibt, er kann es selbst nicht länger verhehlen. Er hatte sich noch einmal ermannen und einen Kampf um die Herrschaft versuchen wollen: aber er hat sich damit nur eine neue schimpfliche Niederlage bereitet, so daß er nunmehro nolens volens in seine Knechtschaft sich fügt und alle Gegenwehr aufgiebt. Zum Schlusse stellt er sein klägliches Exempel allen jungen Männern zur Warnung auf, mit der guten Lehre, es im Anfange der Ehe nicht zu versehen, um das Regiment mit Bescheidenheit zu behalten, damit die süße Ehe nicht zum Joche werde,

Voll Widerwillens und Ungemachs.
Hüt' dich dafür! räth dir Hans Sachs.

Ehestandsgeschichten finden sich überhaupt aller Art. Dahin gehört auch das Kampfgespräch zwischen Jupiter und Juno, ob die Männer oder Weiber zum Regimente tauglicher seyen: item ein nützlich Rath den jungen Gesellen, so sich verheirathen wollen: ingleichen das Frauenlob, das Männerlob und der Narrenfresser, welcher feist und satt wird, während ein anderer Wanderer, der ihm begegnet, und nach Männern sucht, die das Regiment im Hause führen, ganz abgemagert ist, weil er überall vergeblich herumirrt und keinen auftreiben kann.

An des Dichters Fastnachtsspiele reihet sich das Gespräch mit der Fastnacht selbst, die er einstmals nach abgehaltenem Feste aus Nürnberg in Person abziehen sah. Er beschreibt sie als eine wohlbeleibte, üppig genährte, und rund um mit hellen Schellen behangene Person, in deren Gefolge sich auch viele Sünden befinden. Der Schluß ist wieder eine gutgemeinte Warnung für den lieben gemeinen Mann, und den vornehmen dazu, nehmlich der Rath, der Fastnacht ihre klingenden Schellen zu lassen, und alle Narrheiten mit auf den Weg zu geben, aber den Scherz nicht in Sünde zu verkehren, und die Güter des Leibes und der Seele zu Rathe zu halten, damit sie diese nicht auch mitnehme, denn sonst würden alle Fastnachtsgäste das leere Nachsehen haben, und die kurze Lust gar schwer an Leib und Seele entgelten müssen.

Mit der ehrlichsten Naivetät führt uns der Dichter ein andermal in die romantische Welt. So treuherzig als wundersam ist die Komödie von der vertriebenen Kaiserin, wie ein Kaiser sein Ehgemal mit zween neugebornen Söhnen in's Elend ausstößt und nach langer Zeit, nach bitterster Reue, unter den sonderbarsten Umständen alle drei, und zwar die Söhne als stattliche Ritter und Retter, wiederfindet. Es ist dieselbe Geschichte, auf welcher Tiecks Octavianus ruht.

Am wichtigsten ist aber vielleicht seine Komödie: Die ungleichen Kinder Evä, wie sie Gott der Herr anredet. Hier werden wir zuerst in das Haus unserer Stammältern und ihrer Kinder eingeführt, in denen wir die Art und Unart aller ihrer Kindeskinder erkennen sollen. Gott der Herr läßt durch einen Engel seinen Besuch auf den folgenden Tag ansagen, zu hören, was die Kinder gelernt

haben, auch sonst Visitation und Predigt zu halten. Und thut er's nicht unsichtbar noch bis auf den heutigen Tag? Eva sucht eiligst alles auf das würdigste einzurichten und aufzuputzen, auch die Kinder zu waschen und zu kämmen. Demnächst wollen sie das ganze Haus

Verzieren auf das schönst' und beste
Für Gott und die englischen Gäste:
Sie wollen das in allen Ecken
Mit schönen grünen Maien bestecken,
Daß es wird lustig und wohl schmecken.

Aber leider zeigt sich schon hier und früher die große Ungleichheit unter den Geschwistern: Abel freut sich mit fünf Geschwistern, Kain brummt und schmäht mit fünf anderen. Denn er ist nebst seinem Anhange ohne Glauben, und er sagt es auch gleich heraus, daß er sich allein an dieses Leben halten wolle.

Wer weiß, wie es dort zu wird gehn!

Indessen wird das Haus — es ist unser aller Stammhaus — schön und lustig geschmückt, alles ist zum Empfang bereitet. Der Hausvater stellt seine Kinder in Reih und Glied:

Nun stellt euch in die Ordnung fein,
Und bald der Herr tritt herein,
Neigt euch und bietet ihm die Händ'.

Da kommt auch alsbald der Herr, und Adam muß mit Entsetzen bemerken, daß sein erstgeborner Sohn, dem es nicht an Nachkommen gefehlt hat, unserm Herr-Gott den Rücken zukehrt. Dieser examinirt nun aus dem Katechismus Lutheri, über das Vaterunser, die zehn Gebote, und die drei Glaubensartikel. Abel und seinesgleichen bestehen zur Zufriedenheit, Kain und sein Anhang bringen dagegen das verkehrteste Zeug heraus, worüber sie einen

ernsten Verweis bekommen, und dem jüngern Bruder Abel zum Unterrichte übergeben werden, woraus denn im fünften Acte Neid und Mord entsteht.

Zuletzt kommt der Herold, und beschließt nach den traurigsten Scenen menschlichen Verfalls mit dem christlichen Glauben,

Wie Gott versöhnt des Menschen Fall,
Daß wir nach diesem Jammerthal
Haben mit ihm das ewig Leben,
Das Gott thut aus Genaden geben,
Da ewig Freud' uns aufewachs
Mit allen Engeln, wünscht Hans Sachs.

Dieselbe Schlußweise wiederholt sich in den meisten Komödien. So schließt die von Pallas und Venus, wo jene die Tugend, diese die Weltlust versicht, und beide mit Tugend- und Laster-Geschichten gegen einander auftreten, mit dem Siege des Guten durch Gott.

Sein Nam', Gedächtniß würdig wachs;
Das wünscht zu Nürnberg Hans Sachs.

Auch die Komödie von dem reichen Manne, der zuletzt noch bekehrt wird, schließt nach manchem lustigen Schwank mit der ernstlichen Ermahnung:

Wirk' Buß' und kehre dich zu Gott,
Auf daß dir nach dem leiblich Tod
Dort ewigs Leben auferwachs:
Das wünschet uns allen Hans Sachs.

Ueber die Komödie von den ältesten Stammältern unsers Geschlechts, und ihren Kindern, ist schon von Anderen bemerkt worden, daß die Reden des Herrn, und die Katechisationen, die er mit den Kindern hält, in schlichter Menschensprache, zwar unwillkührlich Lächeln erregen, daß aber auch gleichzeitig dieses Lächeln in Rührung und An-

dacht übergehet, während die wohlstudirten Prachtreden, welche Klopstock und Milton dem Herrn in den Mund legen, so hoch gehalten sind, als sollten sie Gottes würdig seyn, und sind doch auch eitel Menschenlallen, welches ihn eben so wenig erreicht und doch den Anspruch darauf macht, gleich als wenn es nicht eben in der Herablassung Gottes liege, daß er unsere Sprache rede, damit wir ihn verstehen.

Ueberhaupt sind aber die biblischen Geschichten der Hauptgegenstand der Tragödien, Komödien, Mysterien, Moralitäten und Erzählungen, womit Hans Sachs sein Publikum zu ergötzen und zu belehren sucht. In einer Tragödie von Adam und Eva tritt die Schöpfung selbst in die Scene, darauf der Sündenfall und Fluch und die Austreibung aus dem Paradiese, nebst der neuen Verheißung, womit zuletzt auch der Cherub trostreich schließt.

Der Gegenstand einer kurzen Erzählung ist der Untergang Sodoms und Gomorrahs nebst der Rettung Loths mit den Seinigen. Dieser kurze Bericht schließt mit den Worten:

So straft denn Gott in seinem Zoren:
Doch werden die seyn nit verloren.
Er kann sie retten aus Gefer
Durch Gnad': spricht Hans Sachs Schuhmacher.

In dem Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen werden an zwölf Frauen des alten Testaments, denn die weiblichen Durchlauchten sind keine anderen als Eva, Sara, Rebekka, Rahel, Lea, Jael, Ruth, Michal, Abigail, Judith, Esther und Susanna — zwölf weibliche Tugenden gar fein und lieblich geschildert und gepriesen. (Kindergebären, Glaubenssegen, Gehorsam, Hold-

seligkeit, Geduld, Redlichkeit, Gütigkeit, Treue, Vernünftigkeit, Mäßigkeit, Keuschheit.)

Durch der zwölf edlen Tugend Stamm
Erhoben wird weiblicher Nam',
Und welche Frau diese zwölf Tugend
Uebet in ihr blühend Jugend,
Der Lob wird sich im Alter mehr'n,
Auf daß ihr Nam' in hohen Ehr'n
Gedächtniß würdig auferwachs:
Das wünscht von Nürnberg Hans Sachs.

Dem Ehrenspiegel der Frauen folgt ein Ehrenport der Männer, nehmlich der Ehrenport der zwölf sieghaftigen Helden des alten Testaments, aber auch ein Schandenport der zwölf Tyrannen, unter welchen Pharao obenan steht und König Antiochus den Schluß macht. Auch hier bleibt die Nutzanwendung nicht aus, denn alle zwölf Tyrannen hat der gerichtet, dem allein das Gericht zusteht.

Ihre G'walt zerschmilzt dann wie das Wachs:
Das wünscht zu Nürnberg Hans Sachs.

Ergötzlich ist auch die Legende von St. Peter mit der Gais: sie kann als eine Vorbereitung auf Göthe's Legende von St. Peter und dem Hufeisen angesehn werden. Auch dort finden wir den Herrn, wie er noch sehr gering auf der Erde ging und Petrus mit ihm wandert. Da der Herr so mild und langmüthig ist, so wagt eines Tages der feurige Jünger etwas darauf, und zwar nichts geringeres, als eine scharfe Kritik des göttlichen Weltregiments: er bekennet offen, daß er sich über die Maasen wundern müsse, wie doch sein Herr und Meister alles so gehen lassen könne, wie es eben gehe, ob er wohl Gott und

allmächtig ſey, und dem Böſen mit einemmale zu ſteuern vermöge. Wir kennen ſchon ſonſt den Jünger, der nach ſeiner Natur immer mit Feuer und Schwerdt bei der Hand iſt, um alles Unrecht mit der Wurzel auszurotten. Aber der Herr kannte ihn noch beſſer: er erwiedert ihm ſanft eins und das andere, mehr in Fragen als in Antworten. Darüber rückt Petrus immer dreiſter hervor, und erklärt gradezu, daß er es allerdings ſelbſt beſſer zu machen und alles Unheil mit ſeinem unſeligen Gefolge gründlich zu heben ſich getraue, wenn er nur die Macht dazu hätte. Darauf übergiebt ihm der Herr auf einen Tag ſein ganzes Regiment und reicht ihm ſeinen Stab: der Jünger iſt dreiſt genug, die göttliche Allmacht anzunehmen, indem er ſie *mit* ſeiner eigenen, beſſeren Weisheit und Kritik ſchon zu handhaben hofft. Da hat er nun die übergroße Macht des Weltregiments mit allen Inſignien, und zum Gebrauche derſelben, zur Leitung und Beſtimmung der koloſſalen Kraft ſein arm ſchwach Bischen Menſchenvernunft nebſt ſeinem kritiſchen Bemühn. Derweil kommt des Weges ein armes Weib, ihre einzige Gais auf die Weide zu entlaſſen, ſie muß in ihr Haus zurück, ſie kann die Gais nicht ſelbſt hüten, ſo befiehlt ſie ihren Reichthum in den Schutz und die Hut Gottes. Hier muß ſich nun Petrus ſogleich anſchicken, ſtatt des Herrn, deſſen Amt er verwaltet, das Gebet der Wittwe zu erhören, worüber er denn dieſen ganzen Tag über, weil die ihm verliehene göttliche Macht nur von ſeiner eigenen Weisheit regiert wird, mit der einzigen Gais ſo viel zu thun und zu regieren bekommt, daß er darüber alles Andere vergißt und heilfroh iſt, als er am Abend, müd' und matt, wie er iſt, ſeines beſchwerlichen Regiments wieder enthoben wird.

Petrus sprach: Lieber Herre mein,
Nemb wieder hin den Stabe dein,
Und dein G'walt: ich begehr mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten.
Ich merk', daß meine Weisheit kaum döcht,
Daß ich eine Gais regieren möcht,
Ich will fort der Regierung dein,
Weil ich leb', nit mehr reden ein.
Der Herr sprach: Petre, das selb thu,
So lebest du fort mit stiller Ruh,
Und vertrau' mir in meine Händ'
Das allmächtig Welt-Regiment.

Von allen übrigen Gedichten des Nürnberger Schusters — es sind ihrer an Sprüchen, Psalmen, Schwänken, Fabeln, Parabeln, Allegorieen, Komödien und Tragödien 6048 — und wie viele tausend Paar Schuhe mögen noch hinzu kommen, nach denen wir nicht mehr fragen? fragen wir doch selbst noch wenig nach seinen Dichtungen — von allen diesen mannichfachen Dichtweisen sey hier nur noch eines geistlichen Liedes gedacht, welches auch in alten Gesangbüchern zu finden, und zum Theil noch bekannt ist. Es ist das Lied:

Warum betrübst du dich, mein Herz,
Und kümmerst dich, und trägest Schmerz
Um eitel zeitlich Gut?

Es war im Jahre 1552, da der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der Alcibiades dieses Fürstenhauses, die liebe Stadt Nürnberg heimsuchte und sechs Wochen lang hart belagerte, während Churfürst Moritz von Sachsen gegen den Kaiser bis Passau vorrückte. In Nürnberg kam zu den Kriegsdrangsalen Theurung und Pest: für einen Schuhmacher war die Zeit doppelt schwer. In dieser Noth ist jenes Lied entstanden, der Dichter war

damals 61 Jahr alt. Das einfältige Lied hat vielleicht mehr gefruchtet, als seine geistreichsten Poesieen: es findet auch um so mehr Eingang, als es eben in der Noth ergriffen zu werden pflegt, welche die Herzen zum Voraus öffnet. Vor Zeiten nannte man es: „Alter Leute Trost:" aber wenn es Momente giebt, wo auch junge Leute Trost brauchen, so werden sie ihn in dem alten Kernliede nicht vergeblich suchen. Sein Inhalt ist „aller Leute Trost." Wir wissen, daß es erst in kleineren Kreisen, später auch in der Kirche zu großer Erbauung gebetet und gesungen worden ist. Seelsorger älterer Zeit bezeugen, „daß nach den Kraftsprüchen heiliger, göttlicher Schrift betrübte, niedergeschlagene, kleingläubige, geängstete und fast verzagende Herzen Nichts mehr getröstet, aufgerichtet und gestärkt habe, als das güldene Liedeswort:

Weil du mein Gott und Vater bist,
Dein Kind wirst du verlassen nit,
Du väterliches Herz.

Es wird berichtet, daß das jüngste Söhnlein eines Nürnberger Predigers mit Thränen des Schmerzes seinen sterbenden Vater noch um ein Sprüchlein zum Geleite auf seinen Lebensweg gebeten, weil es nun verwaiset und verlassen allein durch die Welt gehen solle: worauf der Vater sein Kind gesegnet mit den Worten jenes Liedes:

Er kann und will dich lassen nicht,
Er weiß gar wohl was Dir gebricht,
Himmel und Erd' ist sein.
Mein Vater und mein Herre Gott,
Der mir beistehet in aller Noth.

Die Glaubensmacht dieses schlichten, zum Theil sehr holprigen Liedes wird unfehlbar auch durch die darum enthaltene Einleitung zu einer Reihe erbaulicher Geschichten

aus der Bibel verstärkt. Wie schnell es sich ausgebreitet hat, bezeuget ein Traum Herzog Johann Wilhelms zu Sachsen-Weimar, der ihn kurz vor seinem Tode († 1573) erquickte und auf seinen Befehl aufgezeichnet worden ist. Im Traume hörte der Fürst das ganze liebe Lied von Vers zu Vers in den lieblichsten Melodieen singen, wovon er ganz entzückt wurde. Daran schloß sich eine köstliche Musik, in der nach und nach alle Instrumente zum Lobe Gottes harmonisch sich vereinigten und immer lauter und lauter zusammen klangen. Der Traum schloß mit der Erscheinung eines Engels, auf dessen Lichtgewande die Worte standen: „Vertraue Gott, der wird dir helfen, und dich zur Ruhe bringen."

Auch der Landgraf Philipp von Hessen wies mannichfache versucherische Versprechungen, die ihn von dem Bekenntniße dts Evangeliums abwendig machen sollten, mit den Liedesworten zurück:

Alles was ist auf dieser Welt,
Es sey Silber, Gold oder Geld,
Reichthum und zeitlich Gut,
Das währet nur eine kleine Zeit
Und hilft doch nicht zur Seligkeit.

Es war eine bewegte und gesegnete Zeit, in welcher Hans Sachs seine Lieder sang. Wie viel seine volksmäßige Poesie zur Bildung des Volkes, zur Bekanntschaft mit den biblischen Geschichten, zum Unterrichte in den einfachen Thatsachen des Evangeliums beigetragen habe, ist nicht zu berechnen. Seine Schriften verbreiteten sich pfeilgeschwind über Deutschland; und Nürnberg war recht der Ort, von dem aus sie leicht vertrieben werden konnten. Sie erschienen zum großen Theile einzeln als Flugschriften

mit feinen Holzſchnitten, und als zierliche Bilderbogen mit Text im größten Formate.*) Auf den Jahrmärkten wurden ſie für wenige Kreutzer feil geboten, von Bürger und Bauer gekauft, und an die Stubenthüren und Wände der Wohnzimmer geheftet, wo ſie nicht blos zur Zierde, ſondern auch zum Unterrichte, zum Sittenſpiegel, zum Hausſegen dienten. „Der liebe gemeine Mann ſoll beſſer werden davon.“ — So wirkten damals die Bilder- und Bücher-Buden der Jahrmärkte: ſie enthalten überhaupt ein energiſches Mittel, die Leſeluſt des Volks zu deſſen eigenem Beſten zu benutzen, nur daß es an ergötzlichen Schwänken und Späſen nicht fehlen darf. Denn wer mag ſein *täglich* Brod ohne Salz eſſen und ohne Scherz leben?

So wurde damals die Ausbreitung des Guten äußerlich befördert. Aber was war es eigentlich, das die Saiten des Meiſters ſo mächtig rührte, daß ſie durch ganz Deutſchland laut erklangen? Auf dieſe Frage antwortet jedes Blatt der alten Lieder. Es war die grund- und endloſe Liebe Gottes, die des Sängers Herz tief innerlich getroffen hatte. Aus ihr erwuchs ſeine Liebe zu Gott und allen Menſchen, ſeine raſtloſe Thätigkeit zu rathen und zu helfen und zu beſſern, und die dringende Luſt ſich mitzutheilen, ſein volles Herz auszuſchütten, und in ſchlichter Poeſie die Wahrheit zu ſagen.

Hans Sachs ward 82 Jahr alt: in ſeinen letzten Lebensjahren nahmen ſeine Leibeskräfte ſo ab, daß er zuletzt

*) Ueberbleibſel dieſer Nürnberger Bogen haben ſich noch jetzt erhalten, nicht allein einzelne Exemplare, ſondern auch Platten und Formſchnitte. Proben davon hat R. Z. Becker in Gotha im Jahr 1821 unter dem Titel: „Hans Sachs im Gewande ſeiner Zeit“ herausgegeben.

still und stumm, nur mit der Bibel und seinen Gedanken Zwiesprache pflegend, den ganzen Tag an seinem Tische sitzen blieb. Sprechen konnte er nicht mehr, aber wer ihn anredete, oder sein alt lieblich Angesicht anschaute, dem sah er ernst und liebreich in's Gesicht, doch ohne Worte.

Saget nichts, sondern thät neigen
Mit Schweigen
Gegen ihn sein Haupt schwach. —
So verschied er gemach.

So viel zur Kenntniß des alten Meistersängers, der erst in unserer Zeit nach langer Verachtung und schnöder Verunglimpfung wieder zu Ehren gekommen ist.

Derselbe Dichter, der Ulrich Huttens Denkmal und Ehrengedächtniß gestiftet, der Angesichts des hohen Münsters zu Straßburg den Manen Erwins von Steinbach einen unsterblichen Hymnus gesungen, derselbe, der in einem einfachen Knabenmährchen seine eigene Dichter-Weihe nach der Wahrheit berichtet, der hat auch Hans Sachsens, des deutschen Meistersängers, poetische Berufung nach einem alten Holzschnitte in des alten Meisters eigner Weise und Sprache erklärt; und wer könnt auch den werthen Meistersänger, wie er leibte und lebte, lebendiger vergegenwärtigen, als der Dichter, der selbst aus deutscher Art und Kunst hervorgegangen ist, wen könnten wir über den Meister lieber hören, als den Meister, auf dessen Zaubersaiten-Ruf verklungene Jahrhunderte flugs heraufsteigen, und noch einmal ihren Umgang halten?

XIII, 125.

Wie in jenem Mährchen der Knabe, als ein neuer Paris, in seinen neuen schönen Pfingstkleidern erscheint, von denen er schon die ganze Nacht vorher geträumt hatte, so tritt hier ein junger Schuhmacher, als Gesell des Meistergesangs, im Sonntagskleide auf.

Das schmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein sauber Feyerwams er trägt.

Und wie sollt' es auch anders seyn? es gilt heute einen Festtag, — ein Fest der Weihe für das ganze Leben und drüber hinaus.

Es war auch Sonntag, frisch früh, wo die eiserne Arbeit der sechs Werktage ruht, und der höhere Lebensberuf die goldenen Schwingen regt, die folgende Woche einzuweihen und zu verklären, und frischen Muth anzuregen.

Aber wir können Zeit und Stunde noch näher bezeichnen; es schienen eben die ersten Strahlen der Frühlingssonne: da schlug dem Nürnberger Junggesellen die Stunde seiner Weihe Sonntags vor der Kirche in der Fastenzeit; wogegen der Frankfurter Dichterknabe, der hier seinen Vorgänger besingt, den eigentlichen Actus seiner Introduction am Pfingstsonntage nach beiden Kirchen erlebte.

Aber auch in Nürnberg läßt der Sonntag den Feiernden nicht zur Ruhe kommen, denn die Ruhe selbst gebiert neue Arbeit.

Des Jünglings Herz ist übervoll, er weiß nicht, wo es hinaus will: der Drang nach Mittheilung brennet und treibet ihn; er fühlt an seinen Gaben, wozu er da ist, er möchte geben, was er hat, aber wie soll er's anfangen?

Noch ist er Gesell, aber er soll Meister werden: die Musen haben es beschlossen.

Da erscheinet zuerst

die Wahrheit,

denn Dichtung und Wahrheit sind Zwillingsschwestern. Aechte Dichtung ist wahrhaftig und wahr, und lebendige Wahrheit ist poetisch. Nichts ist weniger wahr als dürre Prosa; nichts ist weniger wirklich, als die Wirklichkeit, welche die schlechten Prosaisten sehen, so wie nichts weniger poetisch ist, als was die unberufenen Dichter so nennen. —

Wo aber Wahrheit und Lauterkeit ist, da wohnet auch die Frömmigkeit und Ehrlichkeit, die Treue und die Aufrichtigkeit, welche das Gute gut und das Böse schlechtweg böse nennet, da wohnet die Einfalt und die Rechtfertigkeit, welche die Welt sieht, wie sie ist, und auch so im Spiegel zeiget, wie sie ist.

Nichts verzierlicht, und nichts verkritzelt,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt.

Darum weiß diese Frauensperson gar Vielerlei nach der Wahrheit aus dem Buche der Natur und Menschenwelt zu singen und zu sagen: darum ist sie unter den Musen Polyhymnia geheißen. Und wie jener Knabe sogleich den Götterboten erkennet, der ihm die göttliche Sendung überbringt, so meinet auch der Schuhmachergeselle, er hätte sie schon längst gesehn, wie sie ist, so gut und schön. Bald kennt er nun das junge Weib mit dem Maasstabe in der Hand, — um Maas zu halten, um alles Zucht- und Maaslose zu wehren und zu bedingen, — mit dem lichten Tagesglanze ihrer großen Augen, — um nicht schwarz und fehl zu sehen, — mit dem goldnen Bande zum Gürtel nach Art reichsbürgerlicher Frauen, —

denn sie hält sich an die ehrbare Sitte ihrer Zeit, ihres Orts, und ihres Standes — und mit dem Kornährenkranze auf dem Haupte, dem redlichen Fleiße zum Lohne, — denn auf deutschem Boden wachsen weder Lorbeeren noch Myrthen. —

Das ist die Wegweiserin, welche zunächst für das, was da ist und vor Augen liegt, für die Gegenwart die Augen öffnet und schärfet: es ist ein lieblich junges Weib, welches die Natur und die Menschenwelt erkennen lehrt, und wie ein Buch aufschlägt und erklärt, wie einen Zauberkasten vorüber führet, um hinter dem verwirrenden Scheine des vorüberrauschenden Weltlaufs das alles aufklärende Licht der ewigen Wahrheit ahnden zu lassen, aber auch den Sänger davor sicher zu stellen, daß er nicht selbst mit fortgerissen werde.

Darauf erscheint als Lehrerin der Vergangenheit

die Geschichte,

mit Sagen und Fabeln im Gefolge, und voran steht die heilige Geschichte mit Bibel, Katechismus und Legenden. Es ist ein alt, ehrwürdig Weiblein, die aus uralter Ueberlieferung viel zu lehren und zu erzählen hat. Bei den Griechen war sie Klio geheißen: unter ihrem Gefolge sind Kalliope und Melpomene die einzigen, die mit Namen zu nennen sind: die Begleitung hat sich seitdem vermehrt.

Aber es wird auch fast zu viel für ein junges Blut, das eben von dem Werkstuhle aufgestanden ist: die bunte Masse der Gegenstände und Gedanken muß den Jünger übernehmen. Da hört er's hinter seinem Rücken mit Klappern und Schellen spuken; schon sitzt ihm der Schalk im Nacken, er hatte lange hinter dem Berge gehalten, aber

nun bricht er hervor, es flicht ihn gar der Narr, und flugs meldet sich

die Narrheit selbst,

den herben Ernst des Lebens durch Scherz zu mildern, und die Sorgen zu bannen, die dem Menschen nicht frommen. Ihr liegt es ob, alle erbärmlich winselnden Klagen in kräftigen Spott und muthigen Schwank aufzulösen.

Sie zeigt sich brav, sie zeigt sich musterhaft,
Läßt Phantasie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt es wohl, nicht ohne Narrheit hören.

Narrheit thut hier die Dienste, welche in weiterer Entwicklung Alerte versieht, der die Ironie anvertraut ist. In ihre Sphäre gehört von den griechischen Musen, welche eigentlich das Fest zu bereiten scheinen, Thalia, Euterpe und Terpsichore, die lachende, spielende, und tanzende, aber im Nürnberger Kostum. — Doch ist der Spott und Muthwille mit allem seinem Gelächter nicht böse gemeint: es geschieht in der Hoffnung, daß es werde besser werden, denn auf den Grund besehen ruhet alle Narrheit mit ihren Scherzen und Spöttereyen, bewußt oder unbewußt, auf der Klugheit, nehmlich auf der Einsicht, daß auch das tollste Weltwirrwesen am Ende ein Ende finden müsse, und zuletzt zur Zufriedenheit sich entwirren werde.

Für dießmal muß aber die lustige Person mit ihrem Schwank und Narretheiden ziemlich schnell vorüberziehen. Scheint doch überhaupt zu ihrem lustigen Wesen die Flüchtigkeit, die unfaßliche Kürze so eigends zu gehören, als die Narrheit selbst.

Auf die ausgelassene, aber kurze Freude des Römischen Carnevals, so wie auf alle Fastnachtslustbarkeiten,

folget alsbald und regelmäßig Aschermittwochen mit seiner ganzen tiefen Bedeutung, nicht um uns traurig zu machen, noch weniger um uns traurig zu lassen, sondern desto nachhaltiger an den Ernst des Lebens zu erinnern. Die höchsten, feinsten Spitzen irdischer Glückseligkeit sind so flüchtig, wie die rennenden Pferde, die im Corso vorüberfliegen, und kaum erschienen auch schon verschwunden sind; ja, die heiterste Lust scheut sich nicht, an den Ernst sich heran zu drängen, um in seiner Nähe mit der Gefahr auch den Genuß zu erhöhen.

So lautet fast wörtlich die Aschermittwochbetrachtung hinter dem Römischen Carneval. So heißt es auch zur Kölner Fastnachts-Mummenschanz:

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdenleben
Sey dem flüchtgen Rausch Gewinn.

Häufet nur an diesem Tage
Kluger Thorheit Vollgewicht,
Daß mit uns die Nachwelt sage:
Jahre sind der Lieb' und Pflicht.

Bis jetzt sind nach und nach in drei unterschiedenen Erscheinungen oder Gesichten die wichtigsten Vorbereitungen zur Weihe, die nothwendigsten Lebenselemente zur Kunst herangekommen, Wahrheit und Dichtung, Gegenwart und Vergangenheit, Religion und Welt und Natur, Ernst und Scherz. Nun aber erscheint

die Muse selbst,

es ist Urania, die hohe: ja, sie ist wie ein Bild
unsrer lieben Frauen,
so heilig anzuschauen.

Sie kommt von Oben herab, darum muß sie sich schon

bequemen, zum Oberfenſter hereinzuſteigen, um deſto handgreiflicher anzuzeigen, woher ſie kommt. Es iſt damit nicht allein die Herablaſſung zu der niedern Werkſtatt eines armen Schuhmachers, ſondern auch die naive Unbehülflichkeit, ſo wie die geſunde Geradheit und Derbheit der Kunſt in ihrer Kindheit meiſterlich gezeichnet. Es iſt auch nicht zu vergeſſen, daß es die luſtige Perſon war, welche ſo eben mit klingendem Schellenſpiele lachend ihren Abzug nahm; ſie ſpielt uns noch zuletzt mit dem Oberfenſter einen kleinen Streich, daß wir mitten in der feierlich ernſten Handlung, die ſich vor unſeren Augen eröffnet, unwillkührlich hinter ihr drein lachen müſſen. Die Feierlichkeit ſelbſt ändert aber bald die Stimmung des für ſo viele entgegengeſetzte Eindrücke empfänglichen Herzens: denn die Muſe erſcheint, den Auserwählten zum Meiſter zu weihen, zu ſegnen und zu heiligen. Es iſt wohl zu merken, daß ſie nicht allein erſcheinet: ſie nimmt noch andere Hülfe in Anſpruch, ihren Liebling auszuſtatten: darauf deutet alles, was vorausging und was nachfolget. Sie iſt es zwar, die den Dichter weihet und begleitet; allein zur Leitung bedarf er der Wirklichkeit und der Ueberlieferung, wie ſie vor ihm lieget, eines aufmerkſamen, treuen, hellen Auges, das ſie erkennt und anerkennet, eines kräftigen, muntern, fröhlichen Gemüthes, das ſeine Laſt zu tragen weiß, damit er nicht im Schmachten nach dem Fernen oder Verlorenen, in der Jagd nach Hirngeſpinſten, in Sehnſucht nach dem Ungenannten, Unſagbaren und Unerreichbaren, in Mißmuth gegen das, was da iſt, kümmerlich verkomme.

Dem Dichter, der in Zauberkreiſen wandelt,
Der in dem Reiche ſüßer Träume ſchwebt,

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
Dem frommt vor allen Wirkliches,
Zu holden Früchten wirklich wahrer Liebe.

Auf diese tiefe Wahrheit beziehet sich noch die letzte Herzensergießung des jüngst verschiedenen greisen Dichters an junge Dichter, er beschließt und krönet sie selbst mit dem Reimworte:

Jüngling, merke Dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Urania winket dem Dichter und begleitet ihn; ihr ist der Geist zugewendet, aber der Sinn, den sie belebt, gehört dem Gegenstande, der ihn befruchtet und leitet, indem er sich in ihn versenkt: so wird der Dichter gegenständlich.

So weiset die Muse auch hier nach vollbrachter Weihe unter Segenswünschen auf ihr Gefolge: der Musen sind neun. Noch fehlte Erato, die der Liebenden Glück singt.

Jetzt kommt aber zur Gegenwart und Vergangenheit auch die Zukunft mit ihren reichen, noch unbekannten Schätzen, und

mit der Hoffnung auch die Liebe.

Es ist keine ohne die andere: die Liebe ist Eins mit der Hoffnung. Wir lieben alle in Hoffnung, in der Hoffnung immer mehr zu lieben, denn was ist die Liebe, wenn sie nicht immer mehr, aber immer ganz, immer recht liebt? wer nun irgend ein Wesen ganz liebt und recht liebt, möchte gerne Alle ohne Ausnahme lieben, und wie kann er's anders, als in der Hoffnung daß das, was an ihnen etwa nicht zu lieben ist, endlich sein Ende finden, und

in jedem Weſen das Gute, als der Funke Gottes, den Sieg behalten werde?

Hiermit iſt die Hoffnung auf die Zukunft gerichtet, welche die Zeit ergänzt, indem zur Gegenwart und Vergangenheit das dritte Glied kommt, welches die Lücke ausfüllt, die jene in jedem Herzen laſſen.

Zu der jungen, heitern Frau und zu dem alten, weiſen Mütterchen kommt nun auch ein holdes Mägdelein.

Sie ſitzet in ſich ſelbſt geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Buſen ſteigt.

Was ſie dränget, iſt die Liebe, welche nicht allein die vorhin getrennten Weſen verbindet und ganz macht, ſondern auch die Zeiten in der Gegenwart vereinigt, ſo daß mit der Vergangenheit das ſüße Jugendglück zurückkehrt, und die Zukunft im Traume vorausgeſchmeckt wird.

Es iſt aber die Liebe, welche hier iſt und im Hauſe erblühet, um zum Himmel zu ſteigen, wie ſie vom Himmel kommt. Hier iſt der Heerd, wo die Flamme Grund faſſet und Nahrung erhält, um ſich aus dem Hauſe und dem engumzäunten Garten dahinter nach allen Seiten auszubreiten: denn alle wahre Liebe hängt gliedlich zuſammen, aus einer Liebe quillt die andere.

Wieder iſt die Liebe Freude, und volle Wonn' und Seligkeit, und die Freude iſt wieder nicht ohne Scherz und Kurzweil. Was ſich liebt, das neckt ſich. Auch hier ſehen wir ſie

Mit Necken und manchen Schelmereien
Bald plagen und nagen, bald erfreuen,
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt.

So weit Sängers Erdenwallen: er hat darüber ſelbſt in ſeinem köſtlichen Valetliede Rechnung abgelegt.

Darauf folgt in kurzen, schlichten Worten Sängers Apotheose: es ist:

Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt:

während jener Lorbeerkranz, der allzu früh in Belriguardo's Gärten des Dichters Stirn umwand, ein reiches, schönes Menschenleben zu trüben und verwirren beitrug. Hier aber wird das Verdienst, an dem sich die Mitwelt so harmlos erfreut hatte, als es selbst war, erst von der spätern Nachwelt zu seinen Ehren erhoben.

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam, als er lebte:
Die gute That, das schöne Wort
Es strebt unsterblich, wie es sterblich strebte.

Die aber dennoch solches Verdienst verkennen, und den Dichter mit seinen schlichten Liedern verachten, werden von der Nachwelt selbst als Profane verbannt. Und so ist mit der Dichterkrönung noch zuletzt eine gar gestrenge Verbannung verbunden; doch bleibt den Landesverwiesenen Sprach- und Preßfreiheit, denn sie kommen im Froschpfuhle zusammen, dessen Bewohner in ihrem Elemente am lautesten sind.

Ob sie der Pfuhl auch bedeckt, auch bedeckt noch schwatzen sie kecklich;

bis sie etwa zuletzt, wer weiß, wann? freiwillig verstummen und andere Lieder anstimmen;

Weil Zank und Hader wirrevoll
In Frieden sich entwirren soll.

III.

Wilhelm Meisters Lehrbrief.

„Jene allgemeine, geheimnißreiche Sprüche sind nicht aus der „Luft gegriffen; freilich scheinen sie demjenigen leer und dunkel, „der sich keiner Erfahrung dabei erinnert.“

I.

Von der Kunst.

G. W. l. H. XX, 125. flg.

„Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das „Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig.“ *)

Sobald der Mensch zur Besinnung kommt, kann ihm nichts so sehr auffallen, als das Mißverhältniß zwischen der großen Aufgabe des Lebens und der kleinen Frist desselben, oder zwischen dem, was er zu thun und was er zu leben hat. Kurz ist der Tag, wo du wirken

*) Ὁ βίος βραχύς, ἡ δὲ τέχνη μακρή, ὁ δὲ καιρὸς ὀξύς, ἡ δὲ πεῖρα σφαλερή, ἡ δὲ κρίσις χαλεπή. So schreibt Hippokrates. Die Weisen fügen der Kürze des Lebens die Länge der Kunst, der Zeit die Ewigkeit hinzu. Aber die Thoren bleiben bey der Kürze des Lebens stehen, indem sie den Nachsatz weglassen. — Darum lesen wir in der Weisheit Salomonis: „So sprechen und vernünfteln bey „sich selbst die Thoren: Es ist ein kurzes und mühseliges Ding um un„ser Leben ꝛc. ὀλίγος ἐστὶ καὶ λυπηρὸς ὁ βίος ἡμῶν etc. Aber „sie fehlen, und ihre Bosheit hat sie verblendet, daß sie Gottes Heim„lichkeiten nicht erkennen, καὶ οὐκ ἔγνωσαν μυστήρια Θεοῦ. Denn

kannst; aber: was du zu wirken hast, ist lang, so lang als die Nacht, da Niemand wirken kann.

Um dieses Mißverhältniß auszugleichen, entsteht die Frage, ob etwa die Kürze des Lebens der Länge der Kunst gleich zu machen sey, indem jenem durch Fülle die Länge dieser verschafft würde, oder ob die lange Kunst dem kurzen Leben angemessen werden könne, indem dem unbestimmten und mithin unendlichen Können durch naturgemäße Bestimmung und Beschränkung Maaß und Kürze gegeben würde. Beide Weisen der Ausgleichung fallen jedoch in so fern in Eins zusammen, als gerade durch diese Beschränkung und Bestimmung jene Fülle zu erlangen seyn würde.

Indessen wird unter solchen Betrachtungen und Versuchen jenes Mißverhältniß nur noch schneidender, indem wir uns nicht verhehlen können, daß mitten unter solchen Proben und Vorbereitungen von der kurzen Lebenszeit ein nahmhafter Theil vorüber und verloren geht. Jeder Versuch ist unsicher, weil es schwierig ist, sich über seine

---

„Gott hat den Menschen geschaffen zum ewigen Leben, und hat ihn „gemacht zum Bilde seines eigenen Wesens; aber durch des Teufels „Neid ist der Tod in die Welt gekommen, und die seines Theils sind, „versuchen ihn.“ In Faust nennt einmal Wagner, das anderemal Mephistopheles das Leben kurz und die Kunst lang.

In Novalis Schriften II, 216 finden wir denselben Text auf andere Weise abgehandelt, und in anderen Gegensätzen aufgefaßt:

„Das Leben ist sehr kurz.

„Mir kommt es sehr lang vor.

„Es ist kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz seyn sollte. ꝛc.

„Mäßigen Sie das allzu schnelle Strömen — durch Nachdenken.

„Beschleunigen Sie den trägen Fortschritt — durch regelmäßige Thä„tigkeit.“ Eine bestimmte, geordnete Thätigkeit macht das lange, langsame Leben kurz und schnell; klares Bewußtseyn macht das kurze Leben lang. Wäre ich nur immer meiner vollkommen bewußt gewesen, so würde was hinter mir liegt nicht so kurz und bedeutungslos, und nicht so fremd und dunkel erscheinen; wäre ich nur auf die rechte Weise thätig gewesen, so würde mein ganzes Leben nicht zu kurz seyn.

eigenste Bestimmung zu bestimmen, über seinen ausschließlichen Lebensberuf sich zu entscheiden, wozu nichts geringeres gehört, als über sich selbst zum Urtheile zu kommen. Das Urtheil ist es, wodurch der Mensch über sich und die Welt aufgeklärt werden kann, „es frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit;" aber es ist schwierig. Ueber das Suchen entrinnt die beste Zeit, oder das ganze Leben, ohne daß der Mensch erkennt, wozu er gesandt ist. Darum ist der Versuch gefahrvoll, denn die Zeit ist vergänglich und die Gelegenheit ist flüchtig.

Die Gelegenheit ist es aber, an der das Urtheil zu fassen und fest zu halten wäre. An der Gelegenheit ist alles gelegen; sie ist der geistige Kern der konkreten Erfahrung, wodurch das Urtheil erfüllt, und hiermit selbst konkret, synthetisch wird, sie ist das lebendige Moment der Wirklichkeit, das Bestimmte und Bestimmende, und somit der springende Punkt, an dem du deinen Beruf, und in diesem dich selbst, dein Verhältniß zur Welt und in diesem die Welt selbst finden und erkennen lernen kannst. Aber die Gelegenheit ist kaum gegeben, so ist sie auch wieder verschwunden; und wenn sie wieder kommt, erscheint sie in anderer Gestalt. Darum ist nichts leichter, als die Gelegenheit zu übersehen und entschlüpfen zu lassen, da zumal nichts unbedeutender zu seyn scheint, als gerade die Gelegenheit. *)

*) Wie das Gelegenheitsgedicht „die erste und echteste aller Dichtarten ist," so ist es überhaupt die Gelegenheit, an der jede Kunst und Wissenschaft lebendig und wirksam, und somit wirklich wird. Gleichwohl ist in der Wissenschaft von den sogenannten Theoretikern Praxis und Kasuistik so verschrien worden, wie in der Poesie von den sogenannten Aesthetikern das Gelegenheitsgedicht verachtet wird. Andere drehen die Meinung um, und fallen in das andere Extrem, ohne

„Handeln ist leicht, Denken schwer: nach dem „Gedanken handeln unbequem.“

So schwierig es ist seine Bestimmung zu finden, so leicht ist unbestimmte Thätigkeit. Aber es ist damit nicht abgethan, daß du frisch weg handelst, und auf das Gerathewohl die Hände rührst. *) Handeln! Handeln! schreien am meisten diejenigen, die nie zu einem Urtheile über das Handeln kommen, und bei denen es mit dem Denken nicht fort will. **) Handeln ist leicht, in so fern es nichts ist, als daß das Subjekt zum Objekt wird, und in dieses übergeht, in dieses bewußtlos sich versenkt. Dieses Handeln ist gerade das Gegentheil wahrhafter Thätigkeit, reines Leiden. Zu lebendiger Thätigkeit gehört Bewußtseyn, Verständniß zwischen Subjekt und Objekt, Denken; aber Denken ist schwer, denn es hat das übermächtige Objekt zu bewältigen, dem das leichtfertige Handeln sich preiß giebt.

Ist nun schon das Denken schwer, so wird es vollends unbequem, bis zur völligen Ineinsbildung des Denkens und Handelns zu gelangen. Es ist das Höchste, wenn der Gedanke thätig wird, und hiermit seiner Subjektivität sich entäußert, und dieses Höchste ist die Kunst; aber es ist unbequem, weil zunächst Gedanke und Hand-

damit gebessert zu seyn. „Grau, Freund, ist alle Theorie, und grün „des Lebens goldner Baum.“ Göthe's Werke. St. und T. XIX, 295. Alles Leben beruhet auf der Wechseldurchdringung des Allgemeinen und Besonderen.

*) Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß deine Bein' in Ruh,
Es gehört mehr zum Tanz,
Als rothe Schuh. —

**) Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. S. 18. 19.

lung den abstrakten Gegensatz bilden. Das Wesen dieses Gegensatzes besteht nicht bloß in der Innerlichkeit und Subjektivität des Gedankens und in der Aeußerlichkeit und Objektivität der Handlung, sondern hiermit auch darin, daß jener das Unendliche sucht, die Handlung hingegen erheischt Beschränkung. Das bloße Denken bringt es bloß zum Können, das Können wird erst durch Thun zur Kunst, aber Thun fordert Beschränkung. Wer alles auf einmal denken und thun will, leistet nichts.

„Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist „der Platz der Erwartung."

Aber wenn auch im Fortgange diese Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten sich nicht verläugnen lassen, so ist doch aller Anfang leicht und heiter. *) Was ihn erleichtert und erheitert, ist die Hoffnung fröhlicher Entwickelung, und die weite Aussicht in die unbekannten, und mithin lockenden Gefilde, die er zu eröffnen verspricht. In so fern ist die Schwelle, die der Anfänger betritt, die Stelle der Erwartung; aber die Erwartung ist noch unbestimmt, und was kommen wird, unbekannt. Wenn daher aller Anfang in so fern schwer genannt wird, weil er, als der entfernteste Punkt vom Ziele, noch am meisten zu thun hat, und kaum den alleräußersten Schleier des Geheimnisses zu heben vermag, so ist er doch eben deßhalb heiter, wie die Jugend, weil er die meisten Hoffnungen vor sich

*) Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erste Redaction. In Göthe's Werken. Wien. XXVI, 64. „Jede Art von Thätigkeit möchte das Kind ergreifen, weil Alles so leicht aussieht, was vortrefflich ausgeübt wird. Aller Anfang ist schwer. Das mag in einem gewissen Sinne wahr seyn; allgemeiner aber kann man sagen: Aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen." G. W. I. H. XXI, 50.

hat. Aber eben durch seine Heiterkeit pflegt der Anfang leicht zu täuschen.

„Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt „ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn."

Der erste, beste Blick in die Welt erregt Staunen, *) denn überall, wo wir hin sehen und eingreifen, eröffnet sich ein unendlicher Reichthum, und aus dem kleinsten Punkte strömt eine unübersehliche Welt. Ueberall tritt uns das Geheimniß und das Wunder entgegen; und wie und wo sich der Weltgeist offenbaret, da behält er auch ein Geheimniß zurück; indem er überall sichtbar wird, bleibt überall wie hinter der Decke Mösis das Unsichtbare verschleiert. „Du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt „nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt."

Unter solchen Anregungen zur Verwunderung, welche den Menschen mit dem ersten Eintritte in die Welt begleiten, ist jeder Eindruck derselben, gleichviel, wodurch er bewirkt wird, hinreichend, dem Anfänger eine bestimmte Richtung zu geben, und seine Neigung zum Geheimnisse, sein Verlangen nach Entwickelung in Anspruch zu nehmen. Die Verwunderung führt zur Begeisterung, die Begeisterung fesselt und bestimmt den Schüler.

In Folge der ersten Richtung, die er solchergestalt erhält, entwickelt er sich Anfangs ohne besondere Anstren-

*) Der Knabe staunt, τὸ μειράκιον θαυμάζει τί ποτ' ἐστὶ ταῦτα. So bei Platon Theaitetos (μειράκιον) im Gespräche mit Sokrates; worauf dieser erwiedert: „Gar sehr ist dieß der Gemüths„zustand eines Jünglings, der nach Erkenntniß strebt, nämlich das „Staunen oder die Verwunderung, τὸ θαυμάζειν; ja es giebt „keinen anderen Anfang der Philosophie als eben die„sen, und wer gesagt hat, Iris sey die Tochter des Thaumas, „scheint die Abstammung nicht übel getroffen zu haben."

gung, denn wie ihn auch der Eindruck bestimmt, und wo er auch eingreift, so findet er überall im Makrokosmos ein Analogon seines Selbst. Aber bald wird aus dem Spiele Ernst. Wie ihn der heitere Anfang gelockt, das Wunder gereizt hat, so überrascht ihn jetzt der Ernst; denn indem er weiter vorschreitet, kommt er auf den Punkt, wo es sich entscheidet, ob er auf dem rechten Wege zu seiner eigensten Bestimmung sich befindet. Hat er seinen Weg verfehlt, so kommt er auf diesem Wege nicht weiter; hat er sich verirrt, so wird er an sich selbst irre und an der Welt, denn er hat das Verhältniß zu derselben verloren.

„Die Nachahmung ist uns angeboren, der „Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt."

Nachahmen, das heißt, thun was Andere thun, ist so leicht, als handeln überhaupt, denn es liegt in der unmittelbaren Natur des Menschen, welche hinwiederum darin besteht, daß kein Mensch für sich allein bestehen kann, sondern Jeder außer sich im Anderen seine Ergänzung suchen muß. Hierauf gründet sich alle Nachahmung, auf Nachahmung alles Lernen, womit wir ein Anderes, Fremdes aufnehmen, und uns mehr oder weniger aneignen. Das Kind sucht das wieder zu geben, was es Andere thun sieht, der Knabe ergreift das Metier seines Vaters erst im Spiele und dann im Ernste, selbst der Mann hält sich immer an einen Vorgänger, mehr oder weniger muß Jeder auf seinen Meister schwören. *)

*) Ich soll nicht auf den Meister schwören,
Und immerfort den Meister hören!
Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen.

Aber schwer ist es, den rechten Vorgänger zu finden, und den wahren Meister zu erkennen. Der wahre Meister ist der Thäter des Wortes, und der rechte Vorgänger ist immer nur der, der unserer Bestimmung zusagt, und somit zu unserm Komplemente dient. In den Fußstapfen eines solchen Meisters kommst du immer weiter, und kühn schreitet der Schüler über den Meister hinaus, indem je einer auf den andern baut. Somit ist aber diese Nachahmung kein todtes, mechanisches Wiederholen, sondern lebendige Reproduction, wie denn jeder Mensch die Geschichte der Menschheit von vorn anfangen muß, und die ganze Vergangenheit nachzuholen hat.

„Selten wird das Treffliche gefunden, selten geschätzt."

Selten wird das Adäquate oder das Treffende gefunden, nämlich das, was uns ganz trifft, in allen Seiten berührt und ergreift, und völlig erfüllt, was uns volle Genüge giebt. Das Trefflichste ist das Besonderste und Allgemeinste zugleich. Aber wir finden es doch noch eher, als daß wir es erkennen, würdigen, schätzen. Müßten wir die Gelegenheit flüchtig nennen, so müssen wir das

---

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib nicht auf dir selber ruhn.
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.

Göthe's Werke. St. u. T. II, 234. 220. G. W. 1. H. II, 236. Hiermit vergleiche, wie Mephistopheles die Lehre verdreht, um den Gehorsam und die Zucht des Lernens zu verhöhnen. IX, 93. 1. H. XII, 96. Anders freilich erklärt sich Horatius (Ep. I, 19) in sprüchwörtlich gewordenen Redensarten über die Nachahmung, der er doch fast ausschließlich seinen Ruhm verdankt. Aber wer wollte nicht auch im flachen Scherze und philisterhaften Dünkel das Moment der Wahrheit anerkennen?

Treffliche als selten und unkenntlich ansprechen, uns selbst aber der Vernachlässigung des Besten zeihen.

„Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen;
„den Gipfel im Auge wandeln wir gern auf
„der Ebene."

Die Schuld fällt auf unsere natürliche Trägheit, und auf jene beschränkte, teleologische Weltansicht, welche der Mittel gern überhoben wäre, um den Endzweck unmittelbar in die Hände zu bekommen. Was uns zur Thätigkeit auffordert, ist die reizende Höhe, nicht die Stufen; der letzte Zweck, nicht die lange Reihe von Mitteln dazu. Was uns zur Thätigkeit treibt, ist demnach nicht die vermittelnde Thätigkeit selbst; die Thätigkeit ist uns nicht Selbstzweck. Den Zweck suchen wir am Ziele, nicht auf dem Wege; ja wir sehen unser ganzes Leben als ein solches abstraktes Mittel zum jenseitigen Leben an. Und so kommt der Mensch über die Zukunft nie aus der Vergangenheit, nie in die Gegenwart. Wenn wir auf diese Weise in dem abstrakten Unterschiede von Mittel und Zweck stecken bleiben, so geschieht es, daß wir überhaupt nicht zur Thätigkeit kommen, indem wir zwar fortschreiten, aber nicht weiter kommen, wandern und wandern, aber nicht steigen. Schritte sind keine Stufen. Unsere Augen sehen immer nach dem Gipfel, in das Jenseits, während die Füße bei aller Unruhe diesseits in der Ebene bleiben, denn die Stufen sind beschwerlich, wenn sie an sich nichts sind, sondern bloß als äußeres Mittel zu einem äußeren Zwecke angesehen werden. Das ist aber eben der Fehler, daß wir nicht nach der Bewegung, sondern nach ihrer letzten Spitze, nach dem Resultate fragen. Wer dagegen in seinem Berufe wirkt,

dem ist das Mittel und der Zweck Eins; er ist auf der Wanderschaft immer zu Hause.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus.

„Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt wer„den, der Künstler braucht sie ganz."

An der Kunst ist ein Theil, der gelehrt und gelernt werden kann, wobei der Schüler leidendlich, aufnehmend sich verhält.*) Aber der andere Theil erfordert Selbstthätigkeit. Das Leiden muß zum Thun, das Lernen zur Intussusception, diese zur organischen Reproduktion gesteigert, der todte und fremde Stoff zum Leben erweckt und zum Eigenthume erhoben werden; und dieser Theil der Kunst, der im freien Produciren endet, kann durch keine Lehre von Außen ersetzt werden.

Wem dieser Theil fehlt, dem fehlt das Beste, ja Alles. Und hieran kann Jeder erkennen, ob er auf seinem Platze sich befindet, und worin die Meisterschaft besteht. Das Verdienst des Meisters ist, daß das äußerlich empfangene innerlich wiedergeboren werde, und das Innere hinwiederum äußerlich hervor trete.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

*) So fragt nach Platon Menon seinen Lehrer: „Kannst du „mir wohl sagen, Sokrates, ob die Tugend gelehrt werden kann? „oder ob nicht gelehrt, sondern geübt? oder ob weder angeübt noch „angelernt, sondern ob sie von Natur den Menschen einwohnt? oder „auf irgend eine andere Art?" Vergl. Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. III. VI.

„Wer sie halb kennet, ist immer irre, und „redet viel: wer sie ganz besitzt, mag nur thun, „und redet selten oder spät.“

Der Halbkenner ist ein halber Mensch; er kommt nie mit sich zurecht, er wird irre an sich und an der Welt. Zwar pflegt er sich mit vielen Worten und mit einem nie zu Rande kommenden Raisonnement zu helfen, aber das Gerede kann die Lücke nicht füllen, die er bewußt oder unbewußt fühlt. Weil er nicht aus der Verstandes-Reflexion heraus kommt, kann er nie zum Denken und Seyn sich erheben, worin eben das Treffende und Zusammentreffende liegt.

Wer dagegen die Kunst ganz besitzt, bekümmert sich nur selten, und nur da, wo es einen Anstoß giebt, um das Raisonnement darüber. Höchstens blickt er gegen das Ende seines Weges zurück, um die Worte dazu zu finden; dem Alter steht Redseligkeit wohl an, weil sie auf Erfahrung ruht, aber das Hauptwerk des Künstlers ist Thun, Produktion.

„Jene haben keine Geheimnisse und keine „Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brod „schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber „Mehl kann man nicht säen, und die Saat„früchte sollen nicht vermahlen werden.“

Jene halben Menschen können nicht in die Höhen der Kunst kommen, weil sie die Tiefen derselben nicht kennen, ja nicht ahnen; sie bleiben ihr Lebelang auf der Oberfläche. Sie wissen nichts von Geheimnissen, sie spotten über die Finsterniß und verschreien die arge Mystik, denn ihnen ist alles klar und gewiß. „Die Bosheit hat sie verblendet, daß sie Gottes Geheimnisse nicht erkennen.“

Wie das Geheimniß, so fehlt ihnen auch die Kraft, denn die Kraft kommt aus der Tiefe und führt zur That, aber sie bringen es nur zu Worten. Was sie hervorbringen, kommt sogleich fertig und todt zur Welt.

Ihren Worten fehlt das Leben, und ihre seichte, matte Lehre verhält sich zu Kunst und Wissenschaft, wie gebackenes Brod und Mehl zum Saamenkorn. Brod und Mehl haben keinen Keim, kein Leben. Mehl knetet sich zu Brey und Teig: und daran lassen sie es auch nicht fehlen. Aus Teig wird Brod für's Haus, aber weiter nichts. Es macht satt, und übervoll, ohne daß es Fülle und Genüge giebt; es benimmt Hunger und Eßlust, ohne das Verlangen zu befriedigen, es vernichtet das Verlangen, aber nicht das Bedürfniß. Verlangen ist die Bedingung alles Werdens, Werden ist das unerläßliche Schutzmittel vor dem allein fertigen Tode. Hinwiederum ist jene Hausmannskost aus Brod und Mehl von gutem Geschmacke, wie gebackene Poesie und eingemachte Aesthetik, welche aus wohlgesetzten Redensarten gezimmert ist, wie eine Fabrikarbeit aus lauter fertigen Stücken zusammen gefügt wird; aber dem guten Geschmacke fehlt Geist und Leben, darum kann man das Mehl nicht säen. Hingegen das Saamenkorn keimt, grünt, blüht und fruchtet.

„Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das „Beste."

Das Wort ist gut und somit an sich so gut, als das Beste. Aber was es an sich ist, ist es noch nicht für mich. Am wenigsten sind aber die Worte, in deren Vielheit das Wort sich entäußert, das Beste, oder die Buchstaben, aus denen das Wort besteht, sein Höchstes. Darum kann ich für's erste „das Wort so hoch unmöglich schätzen, ich muß

es anders übersetzen.“ Für mich wird es erst lebendig und bedeutsam, wenn ich es in Sinn und Kraft und That übersetze.

„Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. „Der Geist, aus dem wir handeln, ist das „Höchste.“

Aber das Höchste ist der Geist, der lebendig macht, zur That entzündet, und in der That selbst lebt. Der Buchstabe tödtet, aber jede Handlung bedarf des geistigen Odems.*) Darum feyert jede wahre, lebendige Erkenntniß ihr Pfingstfest.

Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath,
Und schreibe getrost: Im Anfang war die That!

„Die Handlung wird nur vom Geiste be„griffen, und wieder dargestellt.“

Weil die wahrhaftige Handlung aus dem Geiste stammt, so kann sie auch nur vom Geiste begriffen, nur vom Geiste wiedergeboren und dargestellt werden. Darum giebt es eben so wenige wahrhafte Schauspieler, als es der wirklichen Dichter, Biographen, Geschichtschreiber wenige giebt.

„Niemand weiß, was er thut, wenn er recht „handelt; aber des Unrechten sind wir uns „immer bewußt.“

Aber zunächst fragt es sich, wie wir zur Reflexion und zum Urtheile über unsere eigenen Handlungen kommen. Das Urtheil setzt den Unterschied oder Gegensatz, eine Polarität voraus. Das Gute ist; aber gut wird es erst in seinem Unterschiede vom Bösen, als gut wird es nur erkannt, in so fern es seinen Gegenpol findet am Bösen.

*) Zur Naturwissenschaft. I, 291.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an.

Denn wenn ich recht handele, wenn ich auf dem rechten Wege bin, wenn ich in meiner Kunſt, in meinem Berufe lebe, ſo bedarf ich weiter nichts, ich befinde mich in dem Elemente, das mir eignet, und fühle keinen Mangel; es wird kein Andersſeyn gefordert. Wenn ich auf dem geraden Wege keinen Anſtoß finde, ſo kann keine Reflexion entſtehen, denn Reflexion ſetzt einen Anſtoß, eine Gränze voraus, — und wenn ich mich geſund fühle, ſo frage ich nach keinem Arzte. — Die Geſunden bedürfen des Arztes nicht.

Aber das Falſche, das mir entſchlüpft,
Wie ein Geſpenſt mir vor Augen hüpft.

Das Böſe iſt objektiv ein Unweſen, ein Geſpenſt; es beſteht eben darinn, daß es ſich nicht verwirklichen kann; aber ſubjektiv bewährt ſich die Realität dieſes Geſpenſtes. Im Böſen empfinde ich einen Mangel, ja wirkliche Negation, und ſomit das Bedürfniß des Gegenſatzes, um nicht mit mir ſelbſt in Widerſpruch zu kommen. In ſo fern erzeugt erſt das Böſe das Gute, nicht umgekehrt; und ſo entſteht überhaupt erſt durch das Böſe Unterſchied und Urtheil, Geſetz und Gewiſſen, Seyn und Sollen, die Foderung. Es iſt ein Fortſchritt des Menſchen, daß er aus dem Unterſchiedloſen zur Erkenntniß des Böſen, zum Unterſchiede, zum Urtheile ſich entwickelt; aber daß er darum auch das Böſe thut, das iſt ſeine Schuld: doch wird ihm auch dieſe Schuld zur Erinnerung und Mahnung. So viel iſt klar: Niemand würde nach dem Sollen fragen, wenn er immer thäte und wäre, was er ſollte. Nicht an dem, was wir haben, ſondern an dem, was wir vermiſſen,

kommt der Gedanke zum Worte. Und hieraus erklärt es sich auch, warum diejenigen am meisten reden, die Kunst und Geist vermissen. Aber wenn des Redens kein Ende wird, so muß dieß auch zum Beweise dienen, daß sie über alle Worte nicht zu Gedanken, nicht zur That kommen, und nie zum Besitze der Kunst und des Geistes gelangen, die sie in den Worten suchen.

Nicht an dem Guten, sondern an dem Bösen, das wir thun, kommen wir zur Erkenntniß. In einer anderen Sprache und in der höheren Potenz ist dasselbe ausgedrückt mit den Worten: Ohne die Höllenfahrt der Sündenerkenntniß ist die Himmelfahrt der Gotteserkenntniß nicht möglich.

„Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pe„dant, ein Heuchler, oder ein Pfuscher."

Das Wort ist geheimnißreich, das Symbol bedeutungsvoll, aber das Zeichen ist nicht die Sache selbst. „Der „Geist ist dieß, nicht Bedeutung, nicht das Innere, son„dern das Wirkliche zu seyn." *) Wer sich bloß an die Worte hält und das Zeichen für die Sache nimmt, und somit nie zur Sache selbst kommt, wer bloß in Vorstellungen lebt, aber nie wirklich lebt und denkt, dem fehlt eben der lebendige Geist, den er entweder gar nicht vermißt, indem er statt dessen bei dem todten, fertigen Worte stehen bleibt, oder sich und Anderen vorspiegelt, ohne je aus dem Scheine heraus zu kommen, oder durch eine äußere Thätigkeit zu beschwören sucht, und lieber etwas thun will, als gar nichts, ohne zu bedenken, daß etwas, das nicht befriediget, gar nichts ist. So entstehen in den verschiedenartigsten Wei-

*) Hegels Phänomenologie des Geistes. S. 718. dessen Werke II, 576.

ſen jene Erſcheinungen, in welchen der Geiſt ſich ſelbſt nicht gleich iſt, bald leere Wort- und Geheimnißkrämerei ohne Mark und Gehalt, oder jene ſeelenvolle Täudelei mit gewiſſen Vorſtellungsarten und Redensarten, oder die in allen Formen wiederkehrende Ueberſchätzung des Wortes und Buchſtabens, bald wunderſüchtige Selbſttäuſchung in der Weiſe der Vorſtellung auf der einen, Taſchenſpielerei auf der anderen Seite, indem etwas anderes in Bildern vorgeſtellt und etwas anderes darunter gedacht wird, bald jene vielbeſchäftigte Thätigkeit, die nichts leiſtet. Dem Pedanten wird das ſtarre, unbewegliche Wort ſein Abgott ohne Leben, er erniedriget es zum Buchſtaben; dem Heuchler wird das Bild ſelbſt ſeine Wahrheit ohne Wirklichkeit, und der Pfuſcher bleibt immer auf der Oberfläche, er kommt weder auf den Grund, noch auf den Gipfel, weder in die Tiefe, noch in die Höhe. Aber ganz von Worten, Zeichen und Vorſtellungen loszukommen iſt weder möglich, noch dem lebendigen Seyn und Denken entſprechend;*) und in ſo fern iſt jeder Menſch mehr oder weniger ein Pedant, ein Heuchler und ein Pfuſcher, auch der, welcher ſich das Anſehen und die undankbare Mühe giebt, dieſe Gränzen zu überſchreiten: dieſer verläßt ſo gut, wie

*) Die ſpekulative Philoſophie ſcheint in den Widerſpruch zu fallen, daß ſie einmal gegen diejenigen, die in der Weiſe der konkreten Vorſtellung ihre Einſicht als Anſicht ausſprechen, zu Felde ziehen, und auf der anderen Seite wider die Abſtractionen, welche der konkreten Wirklichkeit entgegen treten, einmal gegen das Aeußerliche, einmal gegen das bloß Innerliche kämpfen muß. Aber es iſt einerſeits nicht die Vorſtellung, ſondern das Hängenbleiben in der Weiſe der Vorſtellung, andererſeits nicht die in der Dialektik nothwendige Weiſe der Abſtraktion, ſondern daß ſie das Letzte bleiben und mit Nichts abſchließen will, wogegen gekämpft wird. Es iſt darauf zu achten, daß nicht eine Seite gegen die andere in Schatten geſtellt werde. Vergl. Hinrichs Vorleſungen über Göthe's Fauſt. V. und LI. ff.

jener den Boden der Wirklichkeit. Wer hält sich nicht an gewisse Vorstellungen und Redensarten? wer klammert sich nicht an die Worte und Zeichen, in denen ihm die Wahrheit erschienen ist? Und wer hat die Wahrheit nackt und abstrakt gesehen? *) Wer kann und darf immer das ausdrücken, was und wie er's denkt und meint? und was wäre die menschliche Gesellschaft ohne Vorstellung? Was Vorstellung, ohne Verstellung? **) Und wer kann ferner sich immer ausschließlich in seinem Elemente erhalten, wer versucht nicht auch das, was er nicht kann?

*) In Wilhelm Meisters Lehrjahren, und zwar in den Bekenntnissen einer schönen Seele, lernen wir einen adeligen Apostel kennen, der weder den Orthodoxen noch den Pietisten ganz angehört. Er gehört unter diejenigen, die nicht bloß mit Zeichen wirken, aber sich auch nicht ganz davon los sagen. „Er hing zwar wirklich an der „Realität der Sache; allein auch ihm war das Tändelwerk, das „der Graf darum gehängt hatte, höchst angemessen. Er war an jene „Vorstellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er sich „nunmehr vor seinem alten Freunde verbergen mußte, so war es ihm „desto nothwendiger, sobald er ein Häufchen vertrauter Personen um sich „erblickte, mit seinen Verschen, Litaneien und Bilderchen vor zu rücken, „und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.“ Göthe's Werke. St. u. T. IV, 192. Hier erneuert sich in einem kleinen lebendigen Bilde der alte Streit zwischen den Wittenberger Orthodoxen und den Halleschen Pietisten, und wieder zwischen den Letzteren und den Herrnhuthern. Vergl. nochmals IX, 93. II, 234. Jenes „Tändelwerk“ wird auch in der pädagogischen Provinz in einer anderen Beziehung verurtheilt und verdammt. Göthe's Werke. Wien. XXVI, 148. l. H. XXII, 27.

**) „Verstellung, sagt man, sey ein großes Laster,
„Doch von Verstellung leben wir ꝛc.
„Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte
„Und drunter liegt ein glattes Kinn ꝛc.

So Mephistopheles in den Weimarschen Festgedichten. „In einer Gesell„schaft,“ sagt Wilhelm Meister, „in der man sich nicht verstellt, in wel„cher Jedes nur seinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit „nicht lange wohnen, und wo man sich immer verstellt, dahin kommen „sie gar nicht. Es ist also nicht übel gethan, wir geben uns die Ver„stellung gleich von Anfang zu, und sind nachher unter der Maske so „aufrichtig, als wir wollen.“ S. W. III, 186. Vergl. IV, 49 und in der Wiener Ausgabe XXVI, 241. oder in der Ausg. l. H. XXII, 170.

Aber wer bloß mit Zeichen wirkt, bringt es nie zum Wirken, wer sich niemals von der Vorstellung frei zu machen versteht, bringt es nie zur Kunst.

„Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl „zusammen."

Der Pedanten, Heuchler und Pfuscher giebt es genug, und an Philistern fehlt's nicht. Die Philister sind die Feinde des kleinen Volkes Gottes. Ihrer sind viel, die auf der breiten Heerstraße wandeln. Aber die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenig sind ihrer die ihn finden. Jene machen die Mehrzahl aus, und bilden die schreiende Menge; in so fern haben sie die Quantität und mithin die Majorität für sich. Sie sind die anmaßlichen Stimmführer der Menge, und glauben sogar die Gemeinde zu vertreten; aber die Majorität, welche sie bilden, ist nicht die Gemeinde; die Gemeinde schweigt.

In ihrer respektabeln Vielheit und in ihrem friedlichen Zusammensein wird es ihnen ganz behaglich wohl, denn keiner findet in dem Anderen mehr als sich selbst. Unter den Zwergen giebt es keinen Riesen; keiner beschämt den Anderen. Sie erfreuen sich an einander auf das empfindsamste, und sie werden nicht müde, miteinander schön zu thun, und wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften sich gegenseitig den Preiß zuzuerkennen. „Ihrer Viele wissen viel, von der Weisheit sind sie weit entfernt."

„Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und „ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die „Besten."

Aber der Schade, den sie anrichten, ist nicht gering. Durch ihr flaches Raisonnement, welches der Bequemlichkeit

des Menſchen ſchmeichelt und zuſagt, *) und durch die matte Predigt von der menſchlichen Schwäche, die ſie an ſich ſelbſt durch die That beweiſen, wird der Schüler, ſelbſt der beſſere, verirrt und zurück gehalten, und nur zu leicht eingeſchläfert und verflacht. Denn indem der Lehrling mehr oder weniger im Finſtern tappt, kommt er unter ſo bedenklichen Umgebungen nur all zu ſehr in Gefahr, die Schwelle, auf der er ſteht, für das Innerſte und Letzte zu halten, und ſo wird er allmählig in jene Dumpfheit und Trägheit eingewiegt, welche die Tiefe entweder gar nicht ahnet, oder als beſchwerlich und unerreichbar aufgiebt. Jemehr ihrer ſind, deſto ſchlimmer iſt es: es ſind nicht bloß Einzelne, ſondern ganze Geſellſchaften, in welchen kein Funke des Geiſtes aufſprüht, weder bey Jung noch bey Alt, in welche es nicht ein einziges mal einſchlägt, geſchweige daß ein Blitz herausführe. Aber das Schlimmſte iſt das Aergerniß, welches ſie geben, denn ihre beharrliche Gleichgültigkeit wirkt auf Andere, welche ſich dadurch gelähmt, geängſtigt oder erbittert und entmuthigt fühlen.

Auch die Beſten werden von dem unabläſſigen Einerlei ewig wiederkäuender und ihrer Beſchränktheit nicht müde werdender Armſeligkeit, ob ſie ſich gleich darüber erhaben glauben, auf das peinlichſte gemartert und gefoltert. Sie ſtellen ſich an, als ſey ihnen das vergebliche Geſchwätz gleichgültig, ſie beſcheiden ſich auch, daß Tauben ſchwer zu predigen iſt, aber dennoch können ſie ſich in dem endloſen Echo des ewig reſonirenden Raiſonnements nicht

*) „Des Menſchen Thätigkeit kann allzu leicht erſchlaffen,
„Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh.“

anders als ängstlich und unbehaglich fühlen. Wer fühlt sich nicht beengt und beschränkt, wenn er sich von einem Haufen engherziger und beschränkter Wagners umgeben sieht? *) Und wer ist vor dem Einflusse täglicher Umgebung sicher?

„Des ächten Künstlers Lehre schließt den „Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht „die That."

Wenn nun auf dieser Seite an jener Mehrzahl, als der schreienden Menge, der Schüler Anstoß und selbst der Meister Aergerniß nimmt, so ist auf der anderen Seite die Lehre des echten Künstlers von der Art, daß aus dem lebendigen Worte enthüllt der Sinn herausspringt, wie aus Jupiters Haupte Minerva. Denn statt des Wortes nimmt die That das Wort. Alle Kunst besteht in der Bethätigung des Gedankens, in der Verwirklichung des Empfindens, Denkens, Wollens; und dieß ist das unvergleichliche Glück des Künstlers, daß er kann, was er will, daß er sein Innerstes zu äußern vermag. Aber wer kann es, wenn er sich nicht zu beschränken und zu bestimmen vermag, und wer kann sich selbst bestimmen, wenn er seine Bestimmung nicht findet? Hier eben kommt dem Aufmerksamen die flüchtige Gelegenheit entgegen, und das fremde Beispiel, welches zur Nachfolge reizt, oder das Wort des Meisters, das zur That wird.

---

*) O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus —
Es wird mein schönstes Glück zu nichts!
Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß. —
Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterstille mich umgab, ertönen?

„Der ächte Schüler lernt aus dem Bekann-
„ten das Unbekannte entwickeln, und nähert
„ſich dem Meiſter.“ *)

Wenn der echte Künſtler das thut, was er lehrt, und das iſt, was er ſcheint, ſo iſt es die Art des echten Schülers, daß er an dem, was ihm durch die Lehre von außen gegeben wird, ein Inneres, ein Geheimniß, an dem als ein Bekanntes Gegebenen ein Unbekanntes und hiermit den „prägnanten Punkt“ entdeckt, — und entwickelt, indem er nach der Reihe das Bekannte und Unbekannte, jedes als das Gegentheil ſeiner ſelbſt, auffaßt und verfolgt. Das Unbekannte iſt in ſo fern zunächſt bekannt, als es in dem Bekannten ſchon enthalten, und aus dem Bekannten entwickelt, mithin bekannt wird. Das Bekannte iſt in ſo fern vorerſt unbekannt, als es das Unbekannte in ſich trägt, und zu ſeinem Inhalte hat, mithin nur theilweiſe, folglich eben nicht bekannt iſt, weil es nicht ſein Theil, ſondern eben das Ganze iſt. Wer nun aus dem, was er weiß, das was er nicht weiß, entwickelt, ableitet, **) und zum Wiſſen erhebt, der entwickelt eben ſo wohl

*) Hier ſcheint es ſich deutlich zu offenbaren, daß der ganze Lehrbrief aus Makariens Archiven, die uns erſt ſpäter zugänglich geworden ſind, entlehnt iſt. S. W. letzter Hand. XXIX. S. 241. Dort heißt es weiter: „Aber die Menſchen vermögen nicht leicht aus „dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn ſie wiſſen nicht, „daß ihr Verſtand eben ſolche Künſte wie die Natur treibt. — Dahin gehört die Weiſſagungs-Kunſt. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus „dem Todten das Lebendige, und den Sinn des Sinnloſen.“

**) „Aufgeregt nun durch ſolche Bemerkungen fuhr ich fort mich „zu prüfen, und fand, daß mein Verfahren auf dem Ableiten be„ruhe; ich raſte nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, „von dem ſich vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der vieles freiwil„lig hervor bringt und mir entgegen trägt.“ Zur Morph. II, 51.

umgekehrt aus dem, was er nicht weiß, das Wissen darum, womit die analytische und synthetische Weise, nachdem sich ihr Unterschied ergeben, in höherer Einheit wieder zusammen fallen. *) Wenn auf der einen Seite die Wunder verschwinden, so verwandelt sich auf der anderen Seite Alles und Jedes gleichzeitig wieder in lauter Wunder.

Hiermit gelangt der Schüler an den Punkt seiner Kunst, der nicht gelehrt und nicht erlernt werden kann, sondern selbstthätig entwickelt werden muß; und dieß ist eben der Punkt, der ihn dem Meister nähert, ja mit diesem gleichstellt, da der letztere auch nichts anderes thun kann, als entwickeln, ableiten, lernen, aber selbstthätig lernen.

II.

Vom Leben.

XX, 211. flg.

Hiernächst sey aber, zu weiterer Verständigung, zu wissen Allen, denen es zu wissen nöthig, was folget. Denn für diejenigen, welchen es bloß um Hausmittel zum Wohl-

*) „Das Einfache und Abstrakte, was Sie sehr treffend das „Urphänomen nennen, stellen Sie an die Spitze, zeigen dann die „konkreten Erscheinungen auf, als entstehend durch das Hinzukommen „weiterer Einwirkungsweisen und Umstände, und regieren den ganzen „Verlauf so, daß die Reihenfolge von den einfachen Bedingungen zu „dem Zusammengesetzten fortschreitet, und, so rangirt, das Verwickelte nun durch diese Decomposition, in seiner Klarheit erscheint. Das „Urphänomen auszuspüren, es von den anderen ihm zufälligen Umgebungen zu befreien, — es abstrakt, wie wir dieß heißen, aufzufassen, „dieß halte ich für eine Sache des größten geistigen Naturſinnes, so „wie jenen Gang überhaupt für das wahrhaft Wissenschaftliche der „Erkenntniß in diesem Felde.“ So Hegel an Göthe. Zur Naturwissenschaft. I, 292. Vergl. Hegels subj. Logik S. 316. 357.

befinden und um Rezepte zum Nutzen zu thun ist, taugt unsere Lehre nichts. *)

Wenn wir den Lehrling mit Geheimnissen empfangen, so gründet sich dieses Lehrprinzip auf die eigenste Natur des Menschen. „Die Neigung der Jugend zum „Geheimniß, zu Ceremonien und großen Worten ist außer„ordentlich, und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des „Charakters." — Die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt. — „Man will in diesen Jah„ren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und un„bestimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, „der vieles ahnet, glaubt in einem Geheimnisse viel zu

*) Das heidnische Priesterwort: Procul o procul este profani! oder Odi profanum volgus et arceo hat in der christlichen Welt die höhere Geltung erhalten, daß es nur diejenigen berührt, die nicht Ohren haben zu hören. Dieser Mangel liegt nicht sowohl am Können, als am Wollen. Den abschreckenden Stolz jenes Ausrufs hat zwar die christliche Sünderdemuth überwunden, aber die Profanen sind geblieben. — Nach dem alten Testamente heißen sie Philister, die Philister sind die Feinde Gottes, denn sie sind die Feinde seines auserwählten Volkes, und hierunter sind alle diejenigen begriffen, denen unter den verschiedenartigsten Gestalten eine materialistische Weltansicht, und die sinnliche Verstandeserkenntniß das Höchste ist, das sie sich aus Eigenliebe und Eigenwillen nicht nehmen lassen. Im Allgemeinen sind diese Menschen nicht treffender zu schildern, als bei Platon geschehen. Wenn Sokrates von der göttlichen Idee sprechen will, so sieht er sich erst um, daß keine Profane (ἀμύητοι) zuhören. Er redet erst dann, wenn diese „bei Seite gebracht sind." So sagt er zu Theaitetos, ehe er sich auf die Lehre des Protagoras näher einläßt:

„Siehe dich aber wohl um, und habe acht, daß uns nicht einer „von den Ungeweiheten zuhöre. Dieß sind aber die, welche von nichts „Anderem glaubend, daß es sey, als von dem, was sie recht herz„haft mit beiden Händen greifen können, das Handeln und das Wer„den und alles Unsichtbare gar nicht mit unter dem, was ist, wollen „gelten lassen."

„Th. Das sind ja verstockte und widerspenstige Men„schen, Sokrates, von denen du redest."

„Sokr. Jene freilich, Kind, sind sehr roh. Viel preiswürdiger „aber sind diese, deren Geheimnisse ich dir mittheilen will."

„finden, in ein Geheimniß viel legen, und durch daſſelbe „wirken zu müſſen.“ Wehe denen, die keine Geheimniſſe haben; ſie haben auch keine Kraft.

Die Letzteren werden mit Myſtifikationen und anderem Hokuspokus theils aufgehalten, theils bei Seite gebracht. Unſere echten Schüler ſind aber diejenigen, die ſich nicht für immer mit den Zeichen abfinden laſſen, ſondern auf ihre Füße geſtellt ſeyn wollen; und darum werden auch nur diejenigen entlaſſen und losgeſprochen, „die „lebhaft fühlen und deutlich bekennen, wozu ſie geboren „ſeyen, und die ſich genug geübt haben, um mit einer „gewiſſen Fröhlichkeit und Leichtigkeit ihren Weg zu ver„folgen.“ Freilich weiß zunächſt und unmittelbar kein Menſch, was er kann, will oder ſoll; der tüchtigere erfährt es am ſpäteſten, wie es denn in der Natur der Sache liegt, daß „derjenige, an dem viel zu entwickeln iſt, über „ſich und die Welt ſpäter aufgeklärt wird.“ — Das Urtheil iſt ſchwierig.

Ueberhaupt „ſind es aber nur wenige, die den Sinn haben, und zugleich zur That fähig ſind.“ Der Grund liegt in dem zwiſchen Sinn und That obwaltenden Gegenſatze. „Der Sinn erweitert, aber lähmt: die That belebt, „aber beſchränkt.“ Der Gedanke iſt unendlich, er lähmt, weil er alles ergreifen will; die That hingegen iſt endlich, ſie erfordert Beſchränkung, aber gerade durch dieſe Begränzung erzeugt ſie das Leben, welches ſich in dem allgemeinen Gedanken verflüchtigt. — Denken iſt ſchwer, nach dem Gedanken handeln unbequem. —

Und ſo iſt es auch nichts leichtes, zu ſeiner Beſtimmung zu kommen. Zwar beſtimmt den Knaben jeder Eindruck, er lernt ſpielend; aber ſo heiter der Anfang iſt,

bald überrascht ihn der Ernst. Darum „soll man sich vor „einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszu„üben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit „bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, „wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, „den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine „solche Pfuscherei gewendet hat, schmerzlich bedauern."

Indem Jeder alles ergreifen will und nach allem haschet, entsteht ein schaales, halbes Wesen; wenn sich Jeder auf sein Fach beschränkt, erwächst aus dem vielen Einzelnen ein Ganzes. „Nur alle Menschen machen die „Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammen genommen „die Welt." Die Menschheit ist die Summe aller Menschen, die Welt die Summe aller Kräfte. Die einzelnen Kräfte sind in dieser Vereinzelung „unter sich oft im „Widerstreite, aber indem sie sich zu zerstören suchen, hält „sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor." *) Indem sie sich besondern, sind sie sich entgegen gesetzt; indem sie sich gegenseitig ausschließen, scheint eine Kraft der anderen zu widerstreben; aber in diesem Widerstreite bewährt sich die prästabilirte Harmonie, wornach die verschiedenen Individuen neben einander bestehen, die ver-

*) „Es giebt Viele, die nur die eine Seite kennen, und die an„dere gering schätzen. Aber beide, Verstand und Gemüth, kann man „vereinigen, und man wird sich wohl dabei befinden. Schade, daß „so wenige darauf denken, sich in ihrem Innern frei und geschickt be„wegen zu können, und durch eine gehörige Trennung sich den zweck„mäßigsten und natürlichsten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu sichern. „Gewöhnlich hindert eine die andere, und so entsteht allmählig eine „unbehülfliche Trägheit, daß, wenn nun solche Menschen einmal mit „gesammten Kräften aufstehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und „Streit beginnt, und alles über einander ungeschickt herstolpert." So Klingsohr zu dem jungen Heinrich von Ofterdingen. Novalis Schr. I, 154.

schiedenartigsten Anlagen in einander eingreifen, und die widersprechendsten Kräfte in einem großen Ganzen sich vereinigen und ausgleichen.

Es liegt alles im Menschen, die bildende und redende Kunst, Haß und Krieg, Liebe und Friede, Gegenwart und Zukunft, Dießseits und Jenseits. Die ersten Anlagen zeigen sich schon in jenem angeborenen Nachahmungstriebe, in dem Handwerkssinne, der das Nützliche im Auge hat, ehe er das Schöne erreicht, im Lallen und Jauchzen des Kindes, das bis zur Rede und zum Gesange sich entwickelt, in den Balgereien der Knaben, welche die Anfänge des Krieges enthalten, in den rohesten Liebkosungen, welche zu allererst das Gefühl eines gemeinsamen Verbandes aller Weltwesen ankündigen, und in den ersten sinnlichen Gefühlen des Daseyns und unmittelbaren Bewußtseyns, welche mit den letzten Ergebnissen des Glaubens und Hoffens, des Denkens und Seyns in Bezug stehen. „Alles das und weit mehr liegt im Menschen; „aber nicht in Einem, sondern in Vielen. Jede Anlage „ist wichtig *) und sie muß entwickelt," in allen ihren Stufen dargestellt und verwirklicht werden. „Wenn Einer „nur das Schöne — als das Höchste und Letzte — der „Andere nur das Nützliche — als das Mittel dazu — „befördert, so machen beide zusammen erst einen Menschen „aus." Und hiermit ist das Mißverhältniß zwischen der Kürze des Lebens und der Länge der Kunst, von dem wir ausgegangen sind, völlig ausgeglichen. Das Leben des Einzelnen ist zur Kunst zu kurz, aber das Leben Aller ist so lang als die Kunst. Alle zusammen sind aber eben

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 243. G. W. I. H. XXII, 172.

erſt das allgemeine Individuum der Menſchheit. Willſt du nun jene Antinomie ausgleichen, ſo lerne den allgemeinen Verband der einzelnen Menſchenweſen verſtehen, wozu es aber gehört, daß du dich nicht bloß in dir, ſondern auch in den Anderen dein eigenſtes Selbſt fühlen und verwirklichen lernſt. Jenes Mißverhältniß gleicht ſich um ſo mehr aus, je mehr du dich der Selbſtſucht zu entſchlagen ſuchſt.

Wie alle Kräfte und alle Stufen ihrer Entwickelung eben ſo wohl in den unterſchiedenen Individuen neben einander beſtehen, als ſie in Einem Individuum hinter einander erſcheinen, ſo auch das Nützliche und das Schöne. Jenes iſt in allen Graden, die es entfaltet, zu etwas gut, dieſes iſt ſchlechthin gut, jenes iſt beziehungsweiſe wahr und wirklich, als die Stufe, dieſes iſt die Wahrheit ſelbſt, jenes iſt Mittel zu einem Zwecke, dieſes iſt Selbſt-Zweck. Das Schöne iſt Eins mit dem Wahren und Guten; was wahr und gut iſt, das iſt auch ſchön. Aber auch das Nützliche hat ſeine Güte und Wahrheit, es iſt das Werden derſelben. Jede Anlage entwickelt ſich aus ſich ſelbſt, „das Nützliche befördert ſich ſelbſt.“ Dieſe Förderung geht aus dem Bedürfniſſe hervor, denn Niemand kann es entbehren, und die Menge arbeitet für dieſes Bedürfniß. „Wie dem Menſchen alles nützlich iſt, ſo iſt er es eben„falls, und ſeine Beſtimmung eben ſo ſehr ſich zum ge„meinnützlichen und allgemein brauchbaren Mitgliede des „Truppes zu machen. So viel er für ſich ſorgt, gerade „ſo viel muß er ſich auch hergeben für die Anderen, und „ſo viel er ſich hergiebt, ſo viel ſorgt er für ſich ſelbſt, „eine Hand wäſcht die andere. Wo er aber ſich befindet, „iſt er recht daran, er nützt Anderen und wird genützt. „Anderes iſt auf andere Weiſe einander nützlich; alle Dinge

„aber haben diese nützliche Gegenseitigkeit durch ihr We-
„sen, nämlich auf das Absolute auf die gedoppelte Weise
„bezogen zu seyn, einmal an und für sich selbst, und
„gleichzeitig auch für Andere zu seyn.“ *)

Wie nun das Nützliche sich selbst befördert, weil es im Entwickelungsgange liegt, so muß das Schöne befördert werden, weil es das Letzte ist. Jenes ist das Bedürfniß Aller, aber dieses ist das Bedürfniß Vieler, jenes ist die Arbeit Vieler, dieses das Geschäft Weniger. Das Schöne ist das Absolute.

Wie wir an dem Nützlichen und Schönen gesehen haben, so zeigt sich überall eine Stufenleiter der unterschiedenen Kräfte sowohl unter einander, als auch in jeder einzelnen Kraft und deren Entwickelungsprozesse. „Eine Kraft beherrscht die andere,“ dieß ist das Verhältniß der Kräfte unter einander, ihre Beziehung auf einander, ihre Abhängigkeit von einander; „aber keine kann die andere „bilden,“ dieß ist ihre selbständige Seite, ihre Beziehung auf sich selbst. Woran sich abermals jene doppelte Weise auf das Absolute bezogen zu werden veroffenbart. Was nun diese selbständige Seite betrifft, so ist jede Kraft ihre eigene Macht. „In jeder Anlage liegt auch allein die „Kraft sich zu vollenden; das verstehen so wenig Men-„schen, die doch lehren und wirken wollen.“ Sie verstehen nicht, daß nicht alles gelehrt, und nicht alles von aussen gewirkt werden kann. Diese Lehrer müssen auf des Sokrates Hebammenkunst zurück gewiesen werden.

*) Zur weiteren Verständigung über die teleologische Weltansicht verweisen wir auf Hegels Phänomenologie des Geistes, aus welcher (S. 511. Hegels W. II, 424.) obige Worte entnommen sind, und auf Kants Kritik der teleologischen Urtheilskraft.

Dieſer doppelte Bezug des Einzelnen auf ſich und auf Anderes muß uns immer gegenwärtig bleiben, und ſo müſſen wir auf der einen Seite immer ſelbſt „recht deutlich ſehen und feſthalten, was an uns iſt, und was wir an uns ausbilden können," auf der anderen Seite aber nicht minder auf unſere Nebenmenſchen Acht haben, und „gegen die Anderen gerecht" und aufmerkſam ſeyn, denn wenn wir ſie nicht verſtehen lernen, ſo lernen wir uns ſelbſt nicht kennen, wenn wir ſie nicht zu ſchätzen wiſſen, ſo ſind wir ſelbſt nicht zu achten. Du biſt erſt mit allen Menſchen zuſammen der Menſch. Ja ſo fern darf kein Menſch an ſich, als ein vereinzeltes Weſen, denken, ſondern an das, was ihn umgiebt, und an den allgemeinen Zuſammenhang der Individuen.

Zwar ſcheint es ein trauriges Geſchäft und eine harte Zumuthung zu ſeyn, wenn man von ſich ſelbſt abſtrahiren, um Andere ſich bekümmern und über die reinen Vorzüge derſelben nachdenken ſoll, da man mit ſich ſelbſt uneins iſt. Wendet man ſich einmal von ſich zu den Nächſten, ſo hält man ſich lieber an die Splitter in den Augen der Beſten, und an die Schattenſeiten der Vorzüglichſten, um dagegen ſeinerſeits einigermaßen ins Licht zu treten. Solche Betrachtungen dagegen, da wir das Gute an Anderen wahrnehmen, das wir an uns vermiſſen, ſcheinen nur dem ruhigen Manne wohl anzuſtehen, aber nicht dem, der von Leidenſchaft und Ungewißheit bewegt iſt. „Aber ruhig und vernünftig zu betrachten iſt zu kei„ner Zeit ſchädlich, und indem wir uns gewöhnen, über „die Vorzüge Anderer zu denken, ſtellen ſich die unſeren „unvermerkt ſelbſt an ihren Platz, und jede falſche Thä„tigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern

„von uns aufgegeben. Befreie nur wo möglich deinen „Geist von allem Argwohne und aller Aengstlichkeit!“ Wer befangen ist, kann die leisen Stimmen nicht vernehmen, die zur rechten Stunde zu uns zu sprechen pflegen.

Was der böse Geist sagt, ist an und für sich gar nicht übel. „Drum frisch! laß alles Sinnen seyn, und g'rad mit in die Welt hinein!“

„Der Mensch kennt nur sich selbst, in so fern er die „Welt kennt, die er nur in sich, und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt „ein neues Organ auf.“ Was du auch besonderes siehest und lernest, wenn du es recht erkennest, so eröffnet es dir die ganze Welt- und wahre Selbst-Erkenntniß.

„Am förderſamsten aber sind unsere Nebenmenschen, „welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus „ihrem Standpunkte zu vergleichen, und daher nähere „Kenntniß von uns zu erlangen, als wir selbst gewinnen können.“

So ist Jeder der Lehrer und Schüler des Andern. Höre darüber den Meister, der zugleich dein Schüler wird, wenn er hinzu fügt: „Ich habe in reiferen Jahren große „Aufmerksamkeit gehegt, in wie fern Andere mich wohl „erkennen mögten, damit ich in und an ihnen, wie an „so vielen Spiegeln, über mich selbst und über mein Inneres deutlich werden könne.“ *)

Sich lernt der Mensch nur an der Welt, was ihn umgiebt, und um und neben ihm vorgeht nur an sich und in sich erkennen. Suche dich in Anderen, um dich im Innern zu finden; suche die Welt in dir, um sie außer dir zu finden.

*) Zur Morph. II, 47.

Dieſer doppelte Bezug des Einzelnen auf ſich und auf Anderes muß uns immer gegenwärtig bleiben, und ſo müſſen wir auf der einen Seite immer ſelbſt „recht deutlich ſehen und feſthalten, was an uns iſt, und was wir an uns ausbilden können," auf der anderen Seite aber nicht minder auf unſere Nebenmenſchen Acht haben, und „gegen die Anderen gerecht" und aufmerkſam ſeyn, denn wenn wir ſie nicht verſtehen lernen, ſo lernen wir uns ſelbſt nicht kennen, wenn wir ſie nicht zu ſchätzen wiſſen, ſo ſind wir ſelbſt nicht zu achten. Du biſt erſt mit allen Menſchen zuſammen der Menſch. In ſo fern darf kein Menſch an ſich, als ein vereinzeltes Weſen, denken, ſondern an das, was ihn umgiebt, und an den allgemeinen Zuſammenhang der Individuen.

Zwar ſcheint es ein trauriges Geſchäft und eine harte Zumuthung zu ſeyn, wenn man von ſich ſelbſt abſtrahiren, um Andere ſich bekümmern und über die reinen Vorzüge derſelben nachdenken ſoll, da man mit ſich ſelbſt uneins iſt. Wendet man ſich einmal von ſich zu den Nächſten, ſo hält man ſich lieber an die Splitter in den Augen der Beſten, und an die Schattenſeiten der Vorzüglichſten, um dagegen ſeinerſeits einigermaßen ins Licht zu treten. Solche Betrachtungen dagegen, da wir das Gute an Anderen wahrnehmen, das wir an uns vermiſſen, ſcheinen nur dem ruhigen Manne wohl anzuſtehen, aber nicht dem, der von Leidenſchaft und Ungewißheit bewegt iſt. „Aber ruhig und vernünftig zu betrachten iſt zu kei„ner Zeit ſchädlich, und indem wir uns gewöhnen, über „die Vorzüge Anderer zu denken, ſtellen ſich die unſeren „unvermerkt ſelbſt an ihren Platz, und jede falſche Thä„tigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern

„von uns aufgegeben. Befreie nur wo möglich deinen „Geist von allem Argwohne und aller Aengstlichkeit!“ Wer befangen ist, kann die leisen Stimmen nicht vernehmen, die zur rechten Stunde zu uns zu sprechen pflegen.

Was der böse Geist sagt, ist an und für sich gar nicht übel. „Drum frisch! laß alles Sinnen seyn, und g'rad mit in die Welt hinein!“

„Der Mensch kennt nur sich selbst, in so fern er die „Welt kennt, die er nur in sich, und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt „ein neues Organ auf.“ Was du auch besonderes siehest und lernest, wenn du es recht erkennest, so eröffnet es dir die ganze Welt- und wahre Selbst-Erkenntniß.

„Am förderſamsten aber sind unsere Nebenmenschen, „welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus „ihrem Standpunkte zu vergleichen, und daher nähere „Kenntniß von uns zu erlangen, als wir selbst gewinnen können.“

So ist Jeder der Lehrer und Schüler des Anderen. Höre darüber den Meister, der zugleich dein Schüler wird, wenn er hinzu fügt: „Ich habe in reiferen Jahren große „Aufmerksamkeit gehegt, in wie fern Andere mich wohl „erkennen mögten, damit ich in und an ihnen, wie an „so vielen Spiegeln, über mich selbst und über mein Innres deutlich werden könne.“ *)

Sich lernt der Mensch nur an der Welt, was ihn umgiebt, und um und neben ihm vorgeht nur an sich und in sich erkennen. Suche dich in Anderen, um dich im Innern zu finden; suche die Welt in dir, um sie außer dir zu finden.

*) Zur Morph. II, 67.

IV.

Der Tetraeder.

Anhang zu Wilhelms Lehrbrief.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß in Wilhelm Meisters wunderlichem Lehrbriefe die lange Reihe kurzer Sprüche, weil jene zu lang ist und diese zu kurz sind, gar leicht ermüden kann, — wenn man nicht auszuruhen versteht. Auch können wir uns nicht verhehlen, daß der ununterbrochene Fortgang der einzelnen Lehrsätze bei stets unterbrochenem Zusammenhange und immer wechselnden Gedanken den Verstand zur ungewohntesten Anstrengung und Spannung nöthigt, — wenn wir überall zu einem deutlichen und bestimmten Gedanken kommen, und aus diesen Gedanken eine stetige Reihe bilden wollen. Hierzu kommt, daß die Einfachheit und Allgemeinheit des Inhalts die verschiedenartigsten Auslegungen zuläßt, ja wohl gar den entgegengesetzten Sinn unmittelbar neben einander in sich trägt, und solchergestalt in Widersprüche verwickelt, — wenn nicht das berechtigte Moment der entgegengesetzten Ansichten anerkannt wird. Viele werden auch darin übereinstimmen, daß diese geheimnißreichen Zeichen und Worte bei aller scheinbaren Fülle der Weisheit leer lassen, und

ſie laſſen in der That ſo lange leer und kalt, ſie bleiben ſo lange ſtumm und dunkel, — bis die innere Erfahrung hinzu tritt.

Oder iſt etwa gar jener ſeltſam feierliche Ernſt nicht ernſtlich gemeint, jener trockene Schulmeiſterton abſichtlich erzwungen, und jene fremdartige, vornehm aufgeſpreizte Lehrweiſe eine Mummerei, hinter welcher ein Schalk lauert? mithin Alles in Allem ein Werk jener heidniſchen Hypokriſie, die ſich Ironie nennt? Wer könnte uns ſolchen Argwohn verdenken? Wer ſollte nicht vor Heuchelei und Verſtellung ſich fürchten? da wir nirgends Aufrichtigkeit und Offenheit finden, außer in dem Bekenntniſſe über die Myſtifikationen, womit man die Uneingeweihten theils aufzuhalten, theils bei Seite zu bringen ſich erlaubt.

Wenn wir daher von allen jenen Lehrſätzen nichts deutlich und lebhaft verſtehen, ſo könnten wir uns doch leicht aus unſeren eigenen Erfahrungen erklären, warum Wilhelm Meiſter gegen dieſes Sentenzenweſen einmal über das andermal proteſtirt. Wohl mag es jedem Leſer ohne Ausnahme, mehr oder weniger, nicht anders ergehen; und auf jeden Fall würde es hiernach räthlich ſeyn, wenn wir darauf Verzicht leiſten, den Sinn auf einmal überall und in allen Beziehungen enträthſeln zu wollen. Es iſt hinreichend, wenn ſich nur bei jedesmaligem Wiederleſen zu rechter Stunde ein neues Organ aufſchließt, ein neuer Sinn herausſpringt, oder eine alte Lebenserfahrung in größerer Deutlichkeit anklingt, indem ſie durch die äußere Anregung zum Bewußtſeyn gebracht wird.

Hiermit ergiebt ſich zugleich das Mangelhafte und Ungenügende der vorſtehenden Ueberſetzung; aber indem es an dieſen Betrachtungen fühlbar wird, ſo findet es auch

zu Papier gebracht hat, der tragische Konflict zwischen dem sogenannten göttlichen und menschlichen Gesetze, zwischen dem natürlichen und positiven Rechte, zwischen der subjectiven Meinung und der Konvenienz in der Gesellschaft, als der Gemeinde, auf das entschiedenste ausgedrückt. Das muthmaßliche Verhältniß Lotharios und Theresens, dessen Irrthum sich bald aufklärt, hatte diesen Gegensatz nur angekündiget und flüchtig berührt; aber die Gräfin scheint ein Opfer desselben zu werden, und der Bruder Augustin ist wirklich als Opfer dieses Widerstreites gefallen. Wenn dieser Gegensatz auf der einen Seite zugleich den Konflict zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zur Sprache bringt, so prediget er auf der anderen Seite Entsagung und Verläugnung, und insbesondere die Herrschaft über aufkeimende Leidenschaften, die sich am Ende auf göttliches Recht zu berufen sich erdreisten. Hiernach ist es auch leicht zu erklären, daß und wie diese Lehre von den im menschlichen Leben vielfältig sich äußernden Antinomien auf jener allgemeinen Basis ruhet, damit zusammen hängt, daraus hervorwächst, und als die Spitze jener Grundlehre angesehen werden kann, denn die Menschen gerathen um so mehr hinein, je weiter sie sich von ihrer eigensten Natur entfernen, und je mehr sie ihre Bestimmung verfehlen,*) und sie kommen um so schwerer heraus, je schwerer es ihnen wird, entsagen zu lernen. — Ein einziger Fehltritt, der erste Schritt aus der rechten Bahn führt bis zu den letzten Abwegen und zu den schrecklichsten Unfällen.

Wenn sich nun in der pädagogischen Provinz das

*) Dante: Parad. VIII, 142 — 148.

Hauptthema der Lehr- und Wanderjahre nach seinen allgemeinsten Grundzügen zusammen zieht und abspiegelt, so ist jene Spitze, die in der Leidensgeschichte des Bruder Augustin hervortritt, in Werthers Leiden und in den Wahlverwandtschaften weiter auseinander gelegt. Was aber über den Konflict zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, und zwischen Natur und Gesetz noch zu sagen wäre, das fassen wir in die einfachen Worte zusammen, die wir aus dem Kommentare des H. Chrysostomus zum Römerbriefe 6, 12 entlehnen, und den Wahlverwandtschaften als Motto vorzusetzen geeignet finden.

Εἶτα δείκνυς ὅτι οὐ βίᾳ καὶ ἀνάγκῃ κατεχόμεθα ὑπὸ τῆς πονηρίας, ἀλλ' ἑκόντες.

„Hier offenbart es sich, daß die Sünde nicht mit „absoluter Gewaltherrschaft, nicht mit unwiderstehlicher Na„turnothwendigkeit über uns gebietet, sondern, daß sie nur „die Gewalt ausübt, die wir ihr verleihen, und daß wir „ihr nur dann folgen müssen, wenn wir ihr folgen „wollen." *)

*) In einer langen Anmerkung zu Chr. M. Pauli's Gedanken (dritte Samml. S. 749 ff.) sind die beiden sich entgegengesetzten Ansichten über die Wahlverwandtschaften, schärfer als gewöhnlich geschieht, einander gegenüber gestellt. Heftiger und kräftiger als hier hat sich nirgends die Meinung gegen diesen Roman und dessen Verfasser ausgesprochen. Und wer wollte nicht dem eifernden Pauli, der inmittelst zu seiner Ruhe eingegangen ist, mit vollem Herzen beistimmen, wenn er sich für die gemeine, beschränkte, deutsche Hausmoral, als das oberste Gesetz, erklärt, und gegen jene hindostanisch-mystische Sittenlehre, in welcher höhere Gesetze als die gegebenen für ungemeine Fälle, ungemeine Menschen, und höhere Regionen gelten sollen, auf das bestimmteste und entschiedenste sich ausspricht? Wer den Verstorbenen gekannt hat, erkennt daran einerseits den ungestümen Feuereifer, dem er sich oftmals hinzugeben versucht war, andererseits die Sittenreinheit, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat, so daß er außer der Luft der Sittlichkeit umzukommen fürchtete. (Gedanken,

zu Papier gebracht hat, der tragische Konflict zwischen dem sogenannten göttlichen und menschlichen Gesetze, zwischen dem natürlichen und positiven Rechte, zwischen der subjectiven Meinung und der Konvenienz in der Gesellschaft, als der Gemeinde, auf das entschiedenste ausgedrückt. Das muthmaßliche Verhältniß Lothario's und Theresens, dessen Irrthum sich bald aufklärt, hatte diesen Gegensatz nur angekündiget und flüchtig berührt; aber die Gräfin scheint ein Opfer desselben zu werden, und der Bruder Augustin ist wirklich als Opfer dieses Widerstreites gefallen. Wenn dieser Gegensatz auf der einen Seite zugleich den Konflict zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zur Sprache bringt, so prediget er auf der anderen Seite Entsagung und Verläugnung, und insbesondere die Herrschaft über aufkeimende Leidenschaften, die sich am Ende auf göttliches Recht zu berufen sich erdreisten. Hiernach ist es auch leicht zu erklären, daß und wie diese Lehre von den im menschlichen Leben vielfältig sich äußernden Antinomien auf jener allgemeinen Basis ruhet, damit zusammen hängt, daraus hervorwächst, und als die Spitze jener Grundlehre angesehen werden kann, denn die Menschen gerathen um so mehr hinein, je weiter sie sich von ihrer eigensten Natur entfernen, und je mehr sie ihre Bestimmung verfehlen,*) und sie kommen um so schwerer heraus, je schwerer es ihnen wird, entsagen zu lernen. — Ein einziger Fehltritt, der erste Schritt aus der rechten Bahn führt bis zu den letzten Abwegen und zu den schrecklichsten Unfällen.

Wenn sich nun in der pädagogischen Provinz das

*) Deute: Pand. VIII, 142 — 148.

Hauptthema der Lehr- und Wanderjahre nach seinen allgemeinsten Grundzügen zusammen zieht und abspiegelt, so ist jene Spitze, die in der Leidensgeschichte des Bruder Augustin hervortritt, in Werthers Leiden und in den Wahlverwandtschaften weiter auseinander gelegt. Was aber über den Konflikt zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, und zwischen Natur und Gesetz noch zu sagen wäre, das fassen wir in die einfachen Worte zusammen, die wir aus dem Kommentare des H. Chrysostomus zum Römerbriefe 6, 12 entlehnen, und den Wahlverwandtschaften als Motto vorzusetzen geeignet finden.

Εἶτα δείκνυς ὅτι οὐ βίᾳ καὶ ἀνάγκῃ κατεχόμεθα ὑπὸ τῆς πονηρίας, ἀλλ' ἑκόντες.

„Hier offenbart es sich, daß die Sünde nicht mit „absoluter Gewaltherrschaft, nicht mit unwiderstehlicher Na„turnothwendigkeit über uns gebietet, sondern, daß sie nur „die Gewalt ausübt, die wir ihr verleihen, und daß wir „ihr nur dann folgen müssen, wenn wir ihr folgen „wollen." *)

*) In einer langen Anmerkung zu Chr. M. Pauli's Gedanken (dritte Samml. S. 749 ff.) sind die beiden sich entgegengesetzten Ansichten über die Wahlverwandtschaften, schärfer als gewöhnlich geschieht, einander gegenüber gestellt. Heftiger und kräftiger als hier hat sich nirgends die Meinung gegen diesen Roman und dessen Verfasser ausgesprochen. Und wer wollte nicht dem eifernden Pauli, der inmittelst zu seiner Ruhe eingegangen ist, mit vollem Herzen beistimmen, wenn er sich für die gemeine, beschränkte, deutsche Hausmoral, als das oberste Gesetz, erklärt, und gegen jene hindostanisch-mystische Sittenlehre, in welcher höhere Gesetze als die gegebenen für ungemeine Fälle, ungemeine Menschen, und höhere Regionen gelten sollen, auf das bestimmteste und entschiedenste sich ausspricht? Wer den Verstorbenen gekannt hat, erkennt daran einerseits den ungestümen Feuereifer, dem er sich oftmals hinzugeben versucht war, andererseits die Sittenreinheit, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat, so daß er außer der Luft der Sittlichkeit umzukommen fürchtete. (Gedanken,

Es läßt ſich unſer Bauwerk nach ſeiner Grundlegung und nach dem Spitzpunkte, in den es ausläuft, an-

---

erſte Sammlung S. 163) aber nicht Gefahr lief, denn er brauchte die Lebensluft, die er brauchte, überall mit. —

Jene Hausmoral pflegt man ſonſt wohl auch das menſchliche, willkürliche, jene pantheiſtiſch-myſtiſche das göttliche, urſprüngliche Geſetz zu nennen; aber im Verlaufe der Kolliſion erweiſet ſich an der Erfahrung jenes als das unverbrüchliche, göttliche, dieſes als das menſchliche, eingebildete. „Das Bewußtſeyn, welches dem ſogenannten „göttlichen Geſetze angehört, erblickt auf der anderen Seite menſchliche, „zufällige Gewaltthätigkeit; das aber dem menſchlichen Geſetze zugetheilt „iſt, auf der anderen den Eigenſinn und den Ungehorſam des innerlichen „Fürſichſeyns.“ (Hegels Phänom. S. 405 — 421. Hegels W. II, 348.)

Und doch iſt bei einem einmal entſtandenen Konflicte der Untergang der davon betroffenen Individuen ſchwer zu vermeiden, es werde nun das eine, oder das andere Geſetz verletzt. Der Konflict muß daher doch nicht ſo leicht zu heben ſeyn, als es ſcheinen könnte. In der That iſt es derſelbe Konflict, der in dieſer und anderer Beziehung zwiſchen Recht und Moral, zwiſchen angeborenen und gegebenen Rechten ſo häufig gelehrt, aber nicht bis zur gründlichen Ausgleichung verfolgt wird. Es iſt derſelbe Streit, den ſchon die Alten kannten und zum Gegenſtande des Disputirens machten, und den nach Xenophon (*Ἀπομν.* IV, 4) Sokrates mit Hippias abgehandelt hat. Das Naturrecht (*δίκαιον φυσικόν*) will ſich als göttlich erweiſen, Sitte und Geſetz (*δίκαιον νόμιμον*) ſoll als menſchlich ſich unterordnen. (Fries Beiträge zur Geſchichte der Phil. I, 5 f. 99 f. Henning Prinzipien der Ethik §. 15. 16.) Es iſt derſelbe Streit, wenn Hobbes lehrt: Exeundum est e statu naturae, und Rouſſeau dagegen ausruft: Retournons à la nature.

Aber hier iſt nicht der Ort den alten und neuen Streit fortzuſetzen. Um darüber zu einem Urtheile zu kommen, würde es darauf ankommen, auf jeder Seite, als einer vereinzelten, das Moment der verſtellten Wahrheit neben der Unwahrheit aufzufinden. Allein hier fragt es ſich nur, welches Geſetz in den Wahlverwandtſchaften anerkannt werde? Aber auch dieſe Frage ſetzen wir aus, indem wir denjenigen Fragen, welche der nun verewigte Doktor Pauli dem ſchon damals verewigten Prediger Müller vorlegte, folgende hinzufügen, und den geneigten Leſern zur Beantwortung überlaſſen, da die Verſtorbenen darauf nicht mehr hören und nicht mehr antworten können.

Iſt denn der doppelte Ehebruch Eduards und Charlottens in ſeinem Weſen und in ſeinen Folgen verſteckt? Oder tritt das Gebot des Herrn hervor, wenn Er ſagt: „Ihr habet gehöret, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt nicht ehebrechen! Ich aber ſage Euch: Wer ein Weib anſiehet, ihr zu begehren, der hat ſchon die Ehe mit ihr ge-

sehen. Betrachten wir nun die Sache von der Seite, so scheinen auf der einen jene Prüfungsjahre in mehr als

---

brochen in seinem Herzen?" Ist das reife Wegschreiten Eduards nicht ein Zug, welcher tausend Worte und moralische Apostrophen aufwiegt? Sind Mittlers Sermone über die Heiligkeit der Ehe, über Ehebruch und Ehescheidung im neunten und letzten Kapitel als das seichte Raisonnement eines engherzigen Pedanten gezeichnet? Ist denn Eduard der Mann, wie er seyn soll? Soll Ottilie ein Ideal, oder ein wirkliches, sündiges Menschenwesen vorstellen? Willst du, daß die Sünde nur in ihrer abstrakten Häßlichkeit geschildert werde, daß sich Niemand, wäre er auch noch so wenig eigenliebig, in dem Bilde wieder erkennen kann, vielmehr Jeder von solcher Abscheulichkeit sich fern wissen und rein waschen kann? Oder soll die Sünde in allen ihren verführerischen Reizungen und heuchlerischen Vermummungen eingeführt werden, damit sie der Zuschauer, Hörer und Leser an sich selbst erkennen, und in den innersten Falten des faltenreichen Herzens entdecken kann, wenn er nur will? Wird denn jene Freude des Wiedersehens in der Fortsetzung jener sündhaften Neigung, und der unglücklichen freudelosen Leidenschaft, oder in der Tilgung aller irdischer Begierde durch Tod und Buße bestehen? Oder willst du statt Gottes richten, und den Sünder verdammen, wenn er sich von deinem und seinem Richter die verheißene Vergebung der Sünde im Glauben auf die göttlichen Gnaden und Erbarmungen verspricht? Und hättest du die mannigfachen leisen, aber unzweideutigen Andeutungen übersehen, in welchen Mittler die Gränzen seines Wirkungskreises bezeichnet, und auf einen höheren Mittler vertröstet? — Willst du es dem Dichter versagen, wenn er den Zöllnern und Sündern seine ganze, mitleidende Liebe zuwendet? Und ziemt es einem Mitschuldigen, wenn er in der Sünderin nur die gleissende Sünde richtet, aber nicht die inneren Kämpfe sieht, noch den Sieg, den sie in ihrer Weise erstreitet? Ist ihr Tod ein Selbstmord, oder die Folge eines nicht mehr auszugleichenden Misverhältnisses zwischen Leib und Seele, aus welchem unwillkührlich ein unüberwindlicher Ekel gegen alles Materielle sich entwickelt hat? — — Liegt der Schlüssel zum Romane darum nicht im Romane selbst, weil ihn der Prediger Müller nicht darin gefunden, sondern von außen empfangen hat? — Hat denn Ludwig [illegible] wirklich die sittlichen Bedürfnisse der gefallenen Adamskinder, oder nur den engherzigen Wunsch nach direkter und unmittelbarer Befriedigung derselben durch Schwarz auf Weiß rügen und zurecht weisen wollen? Und warum wollten wir den Schlüssel nicht annehmen, den uns Passow zur Braut von Korinth anbietet, und den er aus dem Gedichte selbst herausgefunden, und nicht vom Dichter äußerlich gegeben erhalten hat? Und wenn du endlich, uneins mit deinem alten Freunde, die griechische Bildung, als gesetzmäßige, mithin nothwendige Entwicke-

einer Beziehung zu lehren, daß der Mensch mit seinem Selbst nicht auskommt,*) und daß er insbesondere mit der von allen Seiten angepriesenen Selbsterkenntniß nicht ausreicht, oder vielmehr dazu nicht unmittelbar durch sich selbst gelangen kann. An sich selbst lernt sich Niemand selbst erkennen, durch Selbstbetrachtung lernt sich Niemand verstehen. Wenn du unverrückt auf dich selbst zurück siehst, so wirst du immer mehr verblendet. Wer nur im Innern, im leeren Ich lebt, der wird mehr oder weniger einseitig und einbilderisch, ohne je zu einer genügenden Ausbildung zu gelangen. Wer sich in sich selbst verschließt, der verzehrt sich auch in sich selbst. Der Mensch ist erst mit allen übrigen Menschen zusammen ein Mensch, er ist zur Gemeinschaft mit seinen Nebenmenschen, zur Geselligkeit geboren, und nichts ist bedenklicher, als wenn er sich in sein Innerstes, als in ein Heiligthum, zurück

---

lungsstufe nicht gelten lassen könntest, würdest du das Heidenthum überhaupt nicht als Entwickelungsstufe anerkennen, und wolltest du auch dieses nicht, willst du läugnen, daß in jeder Entwickelungsreihe, in jeder organischen Gliederung außer den allgemeinen abstrakten auch die anscheinlich abnormen Erscheinungsweisen zur Betrachtung kommen? —

Aber der alte Freund hört und antwortet nicht mehr auf die Fragen, die niedergeschrieben waren, ehe er von hinnen ging. Indessen ist aus Allem, was er uns gegeben und hinterlassen hat, eine Antwort zu entnehmen, welche die fragenden Einwendungen nicht ganz ablehnt. Und sollten sich nicht auch noch Andere finden, die, wie er, aus guter Gesinnung, ja, um der Tugend selbst willen gegen den Dichter [illegible] und zuletzt nach reiflicher Erwägung ihm dafür Abbitte leisten?

*) „Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einsamkeit „zu finden. Unerschöpflich dünkte mir die Quelle meines inneren Le„bens. Aber ich merkte bald, daß man eine Quelle von Erfahrung„en dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein seyn „kann, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem „Geschlechte eine gewisse Selbstständigkeit erlangt.“ Novalis Schr. 3. Aufl. I, 109.

zieht. Es ist schon viel gewonnen, wenn du dich überwindest, deinen Nebenmenschen als den Anderen dein Innerstes mitzutheilen, und aus dir selbst heraus zu treten.

Wie schwer es mit unmittelbarer Selbsterkenntniß hält, das sehen wir an dem Helden selbst. Es ist einer der treffendsten und bedeutendsten Züge, so lächerlich als rührend und erschütternd, wenn der Jüngling mit allem Ernst sich anschickt, und auf das sorgfältigste sich vorbereitet, um dem treulosen Lothario die Moral zu predigen und den Text zu lesen, und wenn er nun auf einmal so beschämt und verblüfft wird, daß er sein wohl einstudirtes Heft in der Tasche behält. Denn indem er eben den Splitter aus dem Auge des Anderen ziehen will, bemerkt er erst den Balken im eigenen Auge, und indem er den ersten Stein schon aufgehoben hat, um ihn auf den Sünder zu werfen, gedenkt er erst der eigenen Sünden.*) — Aber endlich hat Wilhelm Meister die Lehrjahre überstanden, er ist bereits losgesprochen; und doch ist er noch immer nicht recht belehrt, denn er ist nach wie vor irre an den Menschen, und in seiner nächsten Umgebung so wild fremd, daß er keine Kinderfrage beantworten kann. So finden wir ihn nicht bloß im ersten Kapitel des achten Buches der Lehrjahre, sondern auch im ersten Kapitel der

*) Göthe's Werke. IV, 249. 1. H. XX, 22. „Wie kann ich vor ihm stehen? Was kann er sagen? — Daß Niemand einen Stein gegen den Anderen aufheben soll, und daß Niemand lange Reden komponiren soll, um die Leute zu beschämen, er müßte sie denn vor dem Spiegel halten wollen.“ Vergl. XVIII, 114. 1. H. XXV, 113. „Beide genannte Stücke“ (die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen) „sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höheren Sinne geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung, und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlet, der hebe den ersten Stein auf.“

Wanderjahre; ja er befindet sich noch am Ende des ersten Theils ziemlich mystifizirt; und es ist daher kein Wunder, wenn er bekennen muß, daß er nicht weiß, was er will, kann und soll. Aber dieses Ungenügende und Gefährliche beschaulicher Selbstbetrachtung tritt an der schönen Seele, an Mignon, und an dem Harfner auf das verschiedenartigste hervor. In der Schilderung, welche der Arzt im vierten Kapitel des siebenten Buches von dem alten Harfenspieler entwirft, glaubt man das Gespenst des ewigen Juden auf einmal lebendig vor Augen zu haben.

Eine andere Seite jener Romane beruhet gerade auf der entgegengesetzten Lebenserfahrung, welche aber ebenfalls der Sage vom ewigen Juden zum Grunde liegt, und darauf hinaus läuft, daß der Mensch das Letzte nicht leidend, nicht von außen, sondern von sich selbst zu erwarten hat. Hiermit ist jedoch nicht das abstrakte Ich, das isolirte Selbst gemeint, sondern es erweiset sich vielmehr, daß der Mensch weder durch sich selbst allein, noch durch Andere allein, weder durch Selbstthätigkeit, noch durch bloßes leidentliches Verhalten, weder durch Erinnerung allein, noch allein durch Entäußerung seiner zum Ziele kommen kann. Amerika auf der einen, Herrnhuth auf der anderen Seite, liegt der springende Punkt in der Mitte: Amerika und Herrnhuth sind nicht in der Ferne zu suchen, sie sind in der nächsten Nähe, sie sind hier oder nirgends. Thereſe äußert sich über Wilhelm Meisters Lehrjahre nach ihrer mehr auf die eine Seite geneigten Weise mit den einfachen, klaren, ausdrucksvollen Worten: „Seine Lebensbeschreibung ist ein ewiges Suchen „und nicht finden; aber nicht das leere Suchen, sondern „das wunderbare gutmüthige Suchen, begabt ihn; er wähnt,

„man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen „kann.“ Sonach ist diese zweite Seite, welche auf das Selbst zurück weiset, der ersten, welche davon ab und auf das Andere verweiset, gerade entgegen gesetzt. In diesen beiden Seiten erkennen wir demnächst jene beiden Theile der Kunst, von welchen nur einer gelehrt werden kann, indem er von außen hinein geht, während der andere von innen heraus dringt.

Somit schließt sich aber an die beiden zwar entgegen gesetzten, aber einander zugeneigten Vorderseiten eine Hinterseite, welche dem Lebensgang des Menschen überhaupt als Entwickelungsprozeß darstellt und auf diese Weise das Entgegengesetzte ausgleicht. Entwickeln kann sich nur, was eben so wohl ist als nicht ist; das Senfkorn hat eben so wohl den ganzen Baum schon in sich, als es ihn erst aus sich und aus dem mütterlichen Erdboden zu entwickeln hat. Entwickelung ist demnach der organische Prozeß, der eben so wohl von innen heraus, als von außen herein geht. Die Phänomenologie des Geistes ist die höchste Morphologie, und die Metamorphose der Pflanzen ein Analogon derselben.

Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
Darin wird jeder Gärtner sich üben;
Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
Dazu Jeder selbst das Beste thut.

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib nicht auf dir selber ruh'n;
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.

So treten die beiden Seiten des Lebens, die beiden Theile der Kunst in einem Dritten zusammen, woran sich hinwiederum der doppelte Bezug alles Seyns, auf sich

und auf anderes, offenbaret. Es kommt nur darauf an, daß wir diesen Gegensatz in allen Richtungen verfolgen und an uns selbst in seiner Wirksamkeit erfahren. Haben wir nun hauptsächlich die Seite der Erkenntniß und der vorzugsweise sogenannten Kunst im Auge gehabt, so ist doch alles Gesagte ebensowohl auf das sittliche Leben anwendbar. Auch hier ist nichts so gefahrvoll, und nichts führt so tief in die Sünde, als wenn der Mensch entweder bloß in sich lebt, und alles für sich behält, sey es auch von Hause aus anscheinlich noch so arglos und gut gemeint, oder wenn er ganz außer sich lebt, und aus einander geht. An der Aeußerung des Inneren ist aber gerade so viel gelegen als an der Innerlichkeit. Der Letztern wird gemeinhin ihr Werth zugestanden; aber nicht so dem Aeußeren. Daß das Gebet nicht im lauten Beten und Plappern, daß die Beichte nicht bloß in dem äußeren Bekenntnisse besteht, sondern zu dieser wie zu jenem innere, lebendige Anregung gehöre, das beherzigt Jedermann. Aber weniger wird die andere Seite anerkannt, nämlich, daß das Innere auch an den Tag kommen muß. Das ist nicht die rechte Beichte, wenn du deine Sünde bloß im stillen Herzen dir selbst bekennest; zur christlichen Beichte gehört auch die Selbstüberwindung, so schwer sie auch werde, deine Sünde nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen ohne Entschuldigung deinem Nächsten zu bekennen. Du täuschest dich, wenn du sie vor Gott zu bekennen, und dich vor Gott zu demüthigen glaubst, und doch nicht über dich gewinnen kannst, dich vor deinem Nebenmenschen zu demüthigen. Und so betest du auch nicht recht, wenn du die Hände nicht falten und deine Knie nicht beugen kannst. —

Wir verlassen unseren Text nicht, wenn wir die fremden Gedanken in unsere Sprache übertragen und an unsere Erfahrungen halten; vielmehr sind wir erst dann der Aneignung gewiß, wenn wir das Gelernte aus seiner ursprünglichen Form zu entlassen vermögen.

Wenn wir nun zurück blicken, so haben wir bis hierher aus jenen vielseitigen Lebensbeschreibungen eine Basis mit ihrer Spitze und mit drei Seiten gewonnen, und somit einen Tetraeder herausgebracht, worauf wir indessen den reichen Gehalt nicht zu beschränken gemeint sind, denn es ist genug, wenn diese Bemerkungen wenigstens einen Beitrag zur „Philosophie Göthe's" zu liefern im Stande sind.

Nun lernen wir erst erkennen, warum die Periode der Entwicklung herrlich zu nennen ist, „wo uns das „Faßliche gemein und albern vorkommt."

Jetzt sehen wir auch noch deutlicher, wozu die mancherlei Geheimnisse dienen sollen, woran nicht allein Wilhelm, der sich selbst mystifizirt findet, sondern mit ihm auch mancher Leser Aergerniß nimmt. Diese Geheimnisse und Mystifikationen finden sich wirklich im Leben selbst, wir werden mehr oder weniger von ihnen geleitet. Wer kann es läugnen, daß jeder Mensch unter solchen Geheimnissen lebt, und sich tagtäglich Mystifikationen gefallen lassen muß, die sich aber auch täglich mehr entwickeln und enthüllen? So findet er sich auch fortwährend in Widersprüchen, die sich eben sowohl immer wieder aufheben und ausgleichen; ja, das Leben bestehet recht eigentlich in dieser Auflösung, das Geistesleben wie das organische. So scheint auch der individuelle Lebensberuf einer Natur-Nothwendigkeit zu verfallen, und entwickelt sich doch zur Frei-

IV.

Der Tetraeder.

Anhang zu Wilhelms Lehrbrief.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß in Wilhelm Meisters wunderlichem Lehrbriefe die lange Reihe kurzer Sprüche, weil jene zu lang ist und diese zu kurz sind, gar leicht ermüden kann, — wenn man nicht auszuruhen versteht. Auch können wir uns nicht verhehlen, daß der ununterbrochene Fortgang der einzelnen Lehrsätze bei stets unterbrochenem Zusammenhange und immer wechselnden Gedanken den Verstand zur ungewohntesten Anstrengung und Spannung nöthigt, — wenn wir überall zu einem deutlichen und bestimmten Gedanken kommen, und aus diesen Gedanken eine stetige Reihe bilden wollen. Hierzu kommt, daß die Einfachheit und Allgemeinheit des Inhalts die verschiedenartigsten Auslegungen zuläßt, ja wohl gar den entgegengesetzten Sinn unmittelbar neben einander in sich trägt, und solchergestalt in Widersprüche verwickelt, — wenn nicht das berechtigte Moment der entgegengesetzten Ansichten anerkannt wird. Viele werden auch darin übereinstimmen, daß diese geheimnißreichen Zeichen und Worte bei aller scheinbaren Fülle der Weisheit leer lassen, und

ſie laſſen in der That ſo lange leer und kalt, ſie bleiben ſo lange ſtumm und dunkel, — bis die innere Erfahrung hinzu tritt.

Oder iſt etwa gar jener ſeltſam feierliche Ernſt nicht ernſtlich gemeint, jener trockene Schulmeiſterton abſichtlich erzwungen, und jene fremdartige, vornehm aufgeſpreizte Lehrweiſe eine Mummerei, hinter welcher ein Schalk lauert? mithin Alles in Allem ein Werk jener heidniſchen Hypokriſie, die ſich Ironie nennt? Wer könnte uns ſolchen Argwohn verdenken? Wer ſollte nicht vor Heuchelei und Verſtellung ſich fürchten? da wir nirgends Aufrichtigkeit und Offenheit finden, außer in dem Bekenntniſſe über die Myſtifikationen, womit man die Uneingeweihten theils aufzuhalten, theils bei Seite zu bringen ſich erlaubt.

Wenn wir daher von allen jenen Lehrſätzen nichts deutlich und lebhaft verſtehen, ſo könnten wir uns doch leicht aus unſeren eigenen Erfahrungen erklären, warum Wilhelm Meiſter gegen dieſes Sentenzenweſen einmal über das andere mal proteſtirt. Wohl mag es jedem Leſer ohne Ausnahme, mehr oder weniger, nicht anders ergehen; und auf jeden Fall würde es hiernach räthlich ſeyn, wenn wir darauf Verzicht leiſten, den Sinn auf einmal überall und in allen Beziehungen enträthſeln zu wollen. Es iſt hinreichend, wenn ſich nur bei jedesmaligem Wiederleſen zu rechter Stunde ein neues Organ aufſchließt, ein neuer Sinn herausſpringt, oder eine alte Lebenserfahrung in größerer Deutlichkeit anklingt, indem ſie durch die äußere Anregung zum Bewußtſeyn gebracht wird.

Hiermit ergiebt ſich zugleich das Mangelhafte und Ungenügende der vorſtehenden Ueberſetzung; aber indem es an dieſen Betrachtungen fühlbar wird, ſo findet es auch

zu Papier gebracht hat, der tragische Konflict zwischen dem sogenannten göttlichen und menschlichen Gesetze, zwischen dem natürlichen und positiven Rechte, zwischen der subjectiven Meinung und der Konvenienz in der Gesellschaft, als der Gemeinde, auf das entschiedenste ausgedrückt. Das muthmaßliche Verhältniß Lotharios und Theresens, dessen Irrthum sich bald aufklärt, hatte diesen Gegensatz nur angekündiget und flüchtig berührt; aber die Gräfin scheint ein Opfer desselben zu werden, und der Bruder Augustin ist wirklich als Opfer dieses Widerstreites gefallen. Wenn dieser Gegensatz auf der einen Seite zugleich den Konflict zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zur Sprache bringt, so prediget er auf der anderen Seite Entsagung und Verläugnung, und insbesondere die Herrschaft über aufkeimende Leidenschaften, die sich am Ende auf göttliches Recht zu berufen sich erdreisten. Hiernach ist es auch leicht zu erklären, daß und wie diese Lehre von den im menschlichen Leben vielfältig sich äußernden Antinomien auf jener allgemeinen Basis ruhet, damit zusammen hängt, daraus hervorwächst, und als die Spitze jener Grundlehre angesehen werden kann, denn die Menschen gerathen um so mehr hinein, je weiter sie sich von ihrer eigensten Natur entfernen, und je mehr sie ihre Bestimmung verfehlen,*) und sie kommen um so schwerer heraus, je schwerer es ihnen wird, entsagen zu lernen. — Ein einziger Fehltritt, der erste Schritt aus der rechten Bahn führt bis zu den letzten Abwegen und zu den schrecklichsten Unfällen.

Wenn sich nun in der pädagogischen Provinz das

*) Dante: Parad. VIII. 142 — 148.

Hauptthema der Lehr- und Wanderjahre nach seinen allgemeinsten Grundzügen zusammen zieht und abspiegelt, so ist jene Spitze, die in der Leidensgeschichte des Bruder Augustin hervortritt, in Werthers Leiden und in den Wahlverwandtschaften weiter auseinander gelegt. Was aber über den Konflikt zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, und zwischen Natur und Gesetz noch zu sagen wäre, das fassen wir in die einfachen Worte zusammen, die wir aus dem Kommentare des H. Chrysostomus zum Römerbriefe 6, 12 entlehnen, und den Wahlverwandtschaften als Motto vorzusetzen geeignet finden.

Κἶτα δείκνυς ὅτι οὐ βίᾳ καὶ ἀνάγκῃ κατεχόμεθα ὑπὸ τῆς πονηρίας, ἀλλ' ἑκόντες.

„Hier offenbart es sich, daß die Sünde nicht mit „absoluter Gewaltherrschaft, nicht mit unwiderstehlicher Na„turnothwendigkeit über uns gebietet, sondern, daß sie nur „die Gewalt ausübt, die wir ihr verleihen, und daß wir „ihr nur dann folgen müssen, wenn wir ihr folgen „wollen." *)

*) In einer langen Anmerkung zu Chr. M. Pauli's Gedanken (dritte Samml. S. 749 ff.) sind die beiden sich entgegengesetzten Ansichten über die Wahlverwandtschaften, schärfer als gewöhnlich geschieht, einander gegenüber gestellt. Heftiger und kräftiger als hier hat sich nirgends die Meinung gegen diesen Roman und dessen Verfasser ausgesprochen. Und wer wollte nicht dem eifernden Pauli, der inmittelst zu seiner Ruhe eingegangen ist, mit vollem Herzen beistimmen, wenn er sich für die gemeine, beschränkte, deutsche Hausmoral, als das oberste Gesetz, erklärt, und gegen jene hindostanisch-mystische Sittenlehre, in welcher höhere Gesetze als die gegebenen für ungemeine Fälle, ungemeine Menschen, und höhere Regionen gelten sollen, auf das bestimmteste und entschiedenste sich ausspricht? Wer den Verstorbenen gekannt hat, erkennt daran einerseits den ungestümen Feuereifer, dem er sich oftmals hinzugeben versucht war, andererseits die Sittenreinheit, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat, so daß er außer der Luft der Sittlichkeit umzukommen fürchtete. (Gedanken,

So läßt ſich unſer Bauwerk nach ſeiner Grundlegung und nach dem Spitzpunkte, in den es ausläuft, an-

---

erſte Sammlung S. 163) aber nicht Gefahr lief, denn er brachte die Lebensluft, die er brauchte, überall mit. —

Jene Hausmoral pflegt man ſonſt wohl auch das menſchliche, willkürliche, jene pantheiſtiſch-myſtiſche das göttliche, urſprüngliche Geſetz zu nennen; aber im Verlaufe der Kolliſion erweiſet ſich an der Erfahrung jenes als das unverbrüchliche, göttliche, dieſes als das menſchliche, eingebildete. „Das Bewußtſeyn, welches dem ſogenannten „göttlichen Geſetze angehört, erblickt auf der anderen Seite menſchliche, „zufällige Gewaltthätigkeit; das aber dem menſchlichen Geſetze zugetheilt „iſt, auf der anderen den Eigenſinn und den Ungehorſam des innerlichen „Fürſichſeyns.“ (Hegels Phänom. S. 405 — 421. Hegels W. II, 348.)

Und doch iſt bei einem einmal entſtandenen Konflicte der Untergang der davon betroffenen Individuen ſchwer zu vermeiden, es werde nun das eine, oder das andere Geſetz verletzt. Der Konflict muß daher doch nicht ſo leicht zu heben ſeyn, als es ſich einen könnte. In der That iſt es derſelbe Konflict, der in dieſer und anderer Beziehung zwiſchen Recht und Moral, zwiſchen angeborenen und gegebenen Rechten ſo häufig gelehrt, aber nicht bis zur gründlichen Ausgleichung verfolgt wird. Es iſt derſelbe Streit, den ſchon die Alten kannten und zum Gegenſtande des Diſputirens machten, und den nach Xenophon (*Απομν.* IV, 4) Sokrates mit Hippias abgehandelt hat. Das Naturrecht (*δίκαιον φυσικόν*) will ſich als göttlich erweiſen, Sitte und Geſetz (*δίκαιον νόμιμον*) ſoll als menſchlich ſich unterordnen. (Fries Beiträge zur Geſchichte der Phil. I, 5 f. 99 f. Henning Prinzipien der Ethik §. 15. 16.) Es iſt derſelbe Streit, wenn Hobbes lehrt: Exeundum est e statu naturae, und Rouſſeau dagegen ausruft: Retournons à la nature.

Aber hier iſt nicht der Ort den alten und neuen Streit fortzuſetzen. Um darüber zu einem Urtheile zu kommen, würde es darauf ankommen, auf jeder Seite, als einer vereinzelten, das Moment der verſtellten Wahrheit neben der Unwahrheit aufzufinden. Allein hier fragt es ſich nur, welches Geſetz in den Wahlverwandtſchaften anerkannt werde? Aber auch dieſe Frage ſetzen wir aus, indem wir denjenigen Fragen, welche der nun verewigte Doktor Pauli dem ſchon damals verewigten Prediger Müller vorlegte, folgende hinzufügen, und den geneigten Leſern zur Beantwortung überlaſſen, da die Verſtorbenen darauf nicht mehr hören und nicht mehr antworten können.

Iſt denn der doppelte Ehebruch Eduards und Charlottens in ſeinem Weſen und in ſeinen Folgen verſteckt? Oder tritt das Gebot des Herrn hervor, wenn Er ſagt: „Ihr habet gehöret, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt nicht ehebrechen! Ich aber ſage Euch: Wer ein Weib anſiehet, ihr zu begehren, der hat ſchon die Ehe mit ihr ge-

sehen. Betrachten wir nun die Sache von der Seite, so scheinen auf der einen jene Prüfungsjahre in mehr als

---

brochen in seinem Herzen?" Ist das leise Wegschleichen Eduards nicht ein Zug, welcher tausend Worte und moralische Apostrophen aufwiegt? Sind Mittlers Sermone über die Heiligkeit der Ehe, über Ehebruch und Ehescheidung im vierten und letzten Kapitel als das seichte Raisonnement eines engherzigen Pedanten gezeichnet? Ist dann Eduard der Mann, wie er seyn soll? Soll Ottilie ein Ideal, oder ein wirkliches, sündiges Menschenwesen vorstellen? Willst du, daß die Sünde nur in ihrer abstrakten Häßlichkeit geschildert werde, daß sich Niemand, wäre er auch noch so wenig eigenliebig, in dem Bilde wieder erkennen kann, vielmehr Jeder von solcher Abscheulichkeit sich fern wissen und rein waschen kann? Oder soll die Sünde in allen ihren verführerischen Reizungen und heuchlerischen Vermummungen eingeführt werden, damit sie der Zuschauer, Hörer und Leser an sich selbst erkennen, und in den innersten Falten des faltenreichen Herzens entdecken kann, wenn er nur will? Wird denn jene Freude des Wiedersehens in der Fortsetzung jener sündhaften Neigung, und der unglücklichen freudelosen Leidenschaft, oder in der Tilgung aller irdischer Begierde durch Tod und Buße bestehen? Oder willst du statt Gottes richten, und den Sünder verdammen, wenn er sich von deinem und seinem Richter die verheißene Vergebung der Sünde im Glauben auf die göttlichen Gnaden und Erbarmungen verspricht? Und hättest du die mannigfachen leisen, aber unzweideutigen Andeutungen übersehen, in welchen Mittler die Gränzen seines Wirkungskreises bezeichnet, und auf einen höheren Mittler vertröstet? — Willst du es dem Dichter verargen, wenn er den Zöllnern und Sündern seine ganze, mitleidende Liebe zuwendet? Und ziemt es einem Mitschuldigen, wenn er in der Sünderin nur die gleissende Sünde richtet, aber nicht die inneren Kämpfe sieht, noch den Sieg, den sie in ihrer Weise erstreitet? Ist ihr Tod ein Selbstmord, oder die Folge eines nicht mehr auszugleichenden Misverhältnisses zwischen Leib und Seele, aus welchem unwillkührlich ein unüberwindlicher Ekel gegen alles Materielle sich entwickelt hat? — — Liegt der Schlüssel zum Romane darum nicht im Romane selbst, weil ihn der Prediger Müller nicht darin gefunden, sondern von außen empfangen hat? — Hat denn Ludwig Tieck wirklich die sittlichen Bedürfnisse der gefallenen Adamskinder, oder nur den engherzigen Wunsch nach direkter und unmittelbarer Befriedigung derselben durch Schwarz auf Weiß rügen und zurecht weisen wollen? Und warum wollten wir den Schlüssel nicht annehmen, den uns Passow zur Braut von Korinth anbietet, und den er aus dem Gedichte selbst herausgefunden, und nicht vom Dichter äußerlich gegeben erhalten hat? Und wenn du endlich, uneins mit deinem alten Freunde, die griechische Bildung, als gesetzmäßige, mithin nothwendige Entwicke-

einer Beziehung zu lehren, daß der Mensch mit seinem Selbst nicht auskommt,*) und daß er insbesondere mit der von allen Seiten angepriesenen Selbsterkenntniß nicht ausreicht, oder vielmehr dazu nicht unmittelbar durch sich selbst gelangen kann. An sich selbst lernt sich Niemand selbst erkennen, durch Selbstbetrachtung lernt sich Niemand verstehen. Wenn du unverrückt auf dich selbst zurück siehst, so wirst du immer mehr verblendet. Wer nur im Innern, im leeren Ich lebt, der wird mehr oder weniger einseitig und einbilderisch, ohne je zu einer genügenden Ausbildung zu gelangen. Wer sich in sich selbst verschließt, der verzehrt sich auch in sich selbst. Der Mensch ist erst mit allen übrigen Menschen zusammen ein Mensch, er ist zur Gemeinschaft mit seinen Nebenmenschen, zur Geselligkeit geboren, und nichts ist bedenklicher, als wenn er sich in sein Innerstes, als in ein Heiligthum, zurück

---

lungsstufe nicht gelten lassen könntest, würdest du das Heidenthum überhaupt nicht als Entwickelungsstufe anerkennen, und wolltest du auch dieses nicht, willst du läugnen, daß in jeder Entwickelungsreihe, in jeder organischen Gliederung außer den allgemeinen abstrakten auch die anscheinlich abnormen Erscheinungsweisen zur Betrachtung kommen? —

Aber der alte Freund hört und antwortet nicht mehr auf die Fragen, die niedergeschrieben waren, ehe er von hinnen ging. Indessen ist aus Allem, was er uns gegeben und hinterlassen hat, eine Antwort zu entnehmen, welche die fragenden Einwendungen nicht ganz ablehnt. Und sollten sich nicht auch noch Andere finden, die, wie er, aus guter Gesinnung, ja, um der Tugend selbst willen gegen den Dichter [illegible] und zuletzt nach reiflicher Erwägung ihm dafür Abbitte leisten?

*) „Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einsamkeit „zu finden. Unerschöpflich dünkte mir die Quelle meines inneren Le„bens. Aber ich merkte bald, daß man eine Quelle von Erfahrun„gen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein seyn „kann, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem „Geschlechte eine gewisse Selbständigkeit erlangt." Novalis Schr. 3. Aufl. I, 109.

zieht. Es ist schon viel gewonnen, wenn du dich überwindest, deinen Nebenmenschen als den Anderen dein Innerstes mitzutheilen, und aus dir selbst heraus zu treten.

Wie schwer es mit unmittelbarer Selbsterkenntniß hält, das sehen wir an dem Helden selbst. Es ist einer der treffendsten und bedeutendsten Züge, so lächerlich als rührend und erschütternd, wenn der Jüngling mit allem Ernst sich anschickt, und auf das sorgfältigste sich vorbereitet, um dem treulosen Lothario die Moral zu predigen und den Text zu lesen, und wenn er nun auf einmal so beschämt und verblüfft wird, daß er sein wohl einstudirtes Heft in der Tasche behält. Denn indem er eben den Splitter aus dem Auge des Anderen ziehen will, bemerkt er erst den Balken im eigenen Auge, und indem er den ersten Stein schon aufgehoben hat, um ihn auf den Sünder zu werfen, gedenkt er erst der eigenen Sünden.*) — Aber endlich hat Wilhelm Meister die Lehrjahre überstanden, er ist bereits losgesprochen; und doch ist er noch immer nicht recht belehrt, denn er ist nach wie vor irre an den Menschen, und in seiner nächsten Umgebung so wild fremd, daß er keine Kinderfrage beantworten kann. So finden wir ihn nicht bloß im ersten Kapitel des achten Buches der Lehrjahre, sondern auch im ersten Kapitel der

*) Göthe's Werke. IV, 249. l. H. XX, 22. „Wie kann ich vor ihm stehen? Was kann er sagen? — Daß Niemand einen Stein gegen den Anderen aufheben soll, und daß Niemand lange Reden komponiren soll, um die Leute zu beschämen, er müßte sie denn vor dem Spiegel halten wollen." Vergl. XVIII, 114. l. H. XXV, 113. „Beide genannte Stücke" (die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen) „sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höheren Sinne geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung, und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlet, der hebe den ersten Stein auf."

Wanderjahre; ja er befindet sich noch am Ende des ersten Theils ziemlich mystifizirt; und es ist daher kein Wunder, wenn er bekennen muß, daß er nicht weiß, was er will, kann und soll. Aber dieses Ungenügende und Gefährliche beschaulicher Selbstbetrachtung tritt an der schönen Seele, an Mignon, und an dem Harfner auf das verschiedenartigste hervor. In der Schilderung, welche der Arzt im vierten Kapitel des siebenten Buches von dem alten Harfenspieler entwirft, glaubt man das Gespenst des ewigen Juden auf einmal lebendig vor Augen zu haben.

Eine andere Seite jener Romane beruhet gerade auf der entgegengesetzten Lebenserfahrung, welche aber ebenfalls der Sage vom ewigen Juden zum Grunde liegt, und darauf hinaus läuft, daß der Mensch das Letzte nicht leidend, nicht von außen, sondern von sich selbst zu erwarten hat. Hiermit ist jedoch nicht das abstrakte Ich, das isolirte Selbst gemeint, sondern es erweiset sich vielmehr, daß der Mensch weder durch sich selbst allein, noch durch Andere allein, weder durch Selbstthätigkeit, noch durch bloßes leidentliches Verhalten, weder durch Erinnerung allein, noch allein durch Entäußerung seiner zum Ziele kommen kann. Amerika auf der einen, Herrnhuth auf der anderen Seite, liegt der springende Punkt in der Mitte: Amerika und Herrnhuth sind nicht in der Ferne zu suchen, sie sind in der nächsten Nähe, sie sind hier oder nirgends. Therese äußert sich über Wilhelm Meisters Lehrjahre nach ihrer mehr auf die eine Seite geneigten Weise mit den einfachen, klaren, ausdrucksvollen Worten: „Seine Lebensbeschreibung ist ein ewiges Suchen „und nicht finden; aber nicht das leere Suchen, sondern „das wunderbare gutmüthige Suchen, begabt ihn; er wähnt,

„man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen „kann.“ Sonach ist diese zweite Seite, welche auf das Selbst zurück weiset, der ersten, welche davon ab und auf das Andere verweiset, gerade entgegen gesetzt. In diesen beiden Seiten erkennen wir demnächst jene beiden Theile der Kunst, von welchen nur einer gelehrt werden kann, indem er von außen hinein geht, während der andere von innen heraus dringt.

Somit schließt sich aber an die beiden zwar entgegen gesetzten, aber einander zugeneigten Vorderseiten eine Hinterseite, welche den Lebensgang des Menschen überhaupt als Entwickelungsprozeß darstellt und auf diese Weise das Entgegengesetzte ausgleicht. Entwickeln kann sich nur, was eben so wohl ist als nicht ist; das Senfkorn hat eben so wohl den ganzen Baum schon in sich, als es ihn erst aus sich und aus dem mütterlichen Erdboden zu entwickeln hat. Entwickelung ist demnach der organische Prozeß, der eben so wohl von innen heraus, als von außen herein geht. Die Phänomenologie des Geistes ist die höchste Morphologie, und die Metamorphose der Pflanzen ein Analogon derselben.

Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
Darin wird jeder Gärtner sich üben;
Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
Dazu Jeder selbst das Beste thut.

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib nicht auf dir selber ruh'n;
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.

So treten die beiden Seiten des Lebens, die beiden Theile der Kunst in einem Dritten zusammen, woran sich hinwiederum der doppelte Bezug alles Seyns, auf sich

und auf anderes, offenbaret. Es kommt nur darauf an, daß wir diesen Gegensatz in allen Richtungen verfolgen und an uns selbst in seiner Wirksamkeit erfahren. Haben wir nun hauptsächlich die Seite der Erkenntniß und der vorzugsweise sogenannten Kunst im Auge gehabt, so ist doch alles Gesagte ebensowohl auf das sittliche Leben anwendbar. Auch hier ist nichts so gefahrvoll, und nichts führt so tief in die Sünde, als wenn der Mensch entweder bloß in sich lebt, und alles für sich behält, sey es auch von Hause aus anscheinlich noch so arglos und gut gemeint, oder wenn er ganz außer sich lebt, und aus einander geht. An der Aeußerung des Inneren ist aber gerade so viel gelegen als an der Innerlichkeit. Der Letztern wird gemeinhin ihr Werth zugestanden; aber nicht so dem Aeußeren. Daß das Gebet nicht im lauten Beten und Plappern, daß die Beichte nicht bloß in dem äußeren Bekenntnisse besteht, sondern zu dieser wie zu jenem innere, lebendige Anregung gehöre, das beherzigt Jedermann. Aber weniger wird die andere Seite anerkannt, nämlich, daß das Innere auch an den Tag kommen muß. Das ist nicht die rechte Beichte, wenn du deine Sünde bloß im stillen Herzen dir selbst bekennest; zur christlichen Beichte gehört auch die Selbstüberwindung, so schwer sie auch werde, deine Sünde nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen ohne Entschuldigung deinem Nächsten zu bekennen. Du täuschest dich, wenn du sie vor Gott zu bekennen, und dich vor Gott zu demüthigen glaubst, und doch nicht über dich gewinnen kannst, dich vor deinem Nebenmenschen zu demüthigen. Und so betest du auch nicht recht, wenn du die Hände nicht falten und deine Knie nicht beugen kannst. —

Wir verlaſſen unſeren Text nicht, wenn wir die fremden Gedanken in unſere Sprache übertragen und an unſere Erfahrungen halten; vielmehr ſind wir erſt dann der Aneignung gewiß, wenn wir das Gelernte aus ſeiner urſprünglichen Form zu entlaſſen vermögen.

Wenn wir nun zurück blicken, ſo haben wir bis hierher aus jenen vielſeitigen Lebensbeſchreibungen eine Baſis mit ihrer Spitze und mit drei Seiten gewonnen, und ſomit einen Tetraeder herausgebracht, worauf wir indeſſen den reichen Gehalt nicht zu beſchränken gemeint ſind, denn es iſt genug, wenn dieſe Bemerkungen wenigſtens einen Beitrag zur „Philoſophie Göthe's" zu liefern im Stande ſind.

Nun lernen wir erſt erkennen, warum die Periode der Entwicklung herrlich zu nennen iſt, „wo uns das „Faßliche gemein und albern vorkommt."

Jetzt ſehen wir auch noch deutlicher, wozu die mancherlei Geheimniſſe dienen ſollen, woran nicht allein Wilhelm, der ſich ſelbſt myſtifizirt findet, ſondern mit ihm auch mancher Leſer Aergerniß nimmt. Dieſe Geheimniſſe und Myſtifikationen finden ſich wirklich im Leben ſelbſt, wir werden mehr oder weniger von ihnen geleitet. Wer kann es läugnen, daß jeder Menſch unter ſolchen Geheimniſſen lebt, und ſich tagtäglich Myſtifikationen gefallen laſſen muß, die ſich aber auch täglich mehr entwickeln und enthüllen? So findet er ſich auch fortwährend in Widerſprüchen, die ſich eben ſowohl immer wieder aufheben und ausgleichen; ja, das Leben beſtehet recht eigentlich in dieſer Auflöſung, das Geiſtesleben wie das organiſche. So ſcheint auch der individuelle Lebensberuf einer Natur-Nothwendigkeit zu verfallen, und entwickelt ſich doch zur Frei-

heit, deren Bedingung er iſt. Das Geſchöpf überhaupt iſt, als geſchaffen, unfrei, denn es iſt, wie es iſt, und iſt doch zur Freiheit geſchaffen. Das Leben ſelbſt ſcheint zwiſchen der ſubjectiven und objectiven Seite des Tetraëders hin- und her zu ſchwanken, und vereinigt ſich doch grade in beyden oder in der Aufhebung beyder. Und über allem dieſem Leben und Weben waltet wieder ein geheimer Oberer, eine verborgene Macht. Der Tetraëder iſt wieder von einem Zirkel umgeben, der ſich zunächſt im Leben als ein Geheimniß offenbart, welches der Dichter ebendeswegen mehr ſchweigend andeutet, als ausſpricht. Der Zirkel iſt eben — ein Zirkel, deſſen Quadratur ihm widerſpricht, er iſt der Kreis des Lebens ſelbſt, welchem nur der Begriff entſpricht.

Aber hier bleiben wir für dießmal ſtehen, denn was in jenen Romänen von den verſchiedenen Erſcheinungsweiſen der Religion und des Chriſtenthums an uns vorüber geht, kann erſt in der innerſten Halle, welche dem Wanderer zur Zeit noch verſchloſſen bleibt, zum vollen Verſtändniſſe kommen. Zwar kehrt der Wanderer nach Verlauf eines Jahres in die pädagogiſche Provinz zurück, „das allgemeine Feſt zu beſuchen, und zu ſehen, wie weit ſein Sohn vorwärts gekommen.“ Zwar war er auf dieſe Zeit vertröſtet, „auch in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht zu werden.“ Aber er ſcheint nach dieſem Jahre noch immer nicht darauf vorbereitet geweſen zu ſeyn. Wenigſtens haben gerade „auf dieſem Punkte den Verfaſſer die Manuſcripte verlaſſen;“ denn wir erfahren nichts von dieſer letzten Einweihung, und Wilhelm wandert weiter, nachdem er ſeinen kleinen Sohn weniger „verworren, ſchwankend und unſtät“ als ſich

selbst wieder gefunden hat. Aber möge nur dem Dichter selbst diese innerste dem Leiden und Sterben gewidmete Halle „des Jahres mehr als Einmal“ geöffnet seyn.*) „Die göttlichen Tiefen des Leidens und Sterbens“ sind so unerschöpflich, daß uns „jenes Martergerüst“ durch den täglichen, ja stündlichen Umgang damit nie gemein oder gleichgültig, sondern nur immer bedeutender und heiliger werden kann.

*) Göthe's Werke. Wien XXVI, 147. 148. t. H. XXII, 27.

V.

Wilhelm Meiſters Wanderbuch.

Nach den Reimen vor den Wanderjahren erſter Redaction.

I.

1) Der Lehrling iſt losgeſprochen; er befindet ſich bereits als Geſell auf der Wanderſchaft. 2) Hier ſtürzt er von Schritt zu Schritt in Gefahren, Prüfungen, Verſuchungen. 3) In ſolchen Anfechtungen ſucht der Pilger Licht und Rath und Beiſtand. Und dazu wird auch Rath. Zwar pflegt er weder Bibel, noch Geſangbuch bei oder in und mit ſich zu führen, um daraus vor oder in der Noth Stärkung und Erbauung zu ſchöpfen. Zwar pflegt er nicht im Gebete, nicht in der Andacht, nicht außerhalb ſeiner ſelbſt bei Gott Kraft und Troſt zu ſuchen. 4) Wohl aber weiß er, ſo oft ſich Gefahr zeigt, 5) ſo oft ſich hinter ihm wie vor ihm die Ausſicht trübt und verfinſtert, 6) in ſeiner eignen Bruſt und an dem Herzen ſeiner Freunde, in der Gemeinſchaft der Guten und Weiſen, Hülfe und Beruhigung, und einen endlichen Ausweg aus dem Labyrinthe zu finden.

Der Christ *betet*, denn es stehet geschrieben: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Christ pflegt auch zu *singen*: „Nun so will ich immer dar wachen, fleh'n und beten, und, vermehrt sich die Gefahr, immer brünst'ger beten.“ Aber unser Wanderer kehrt in sich selbst ein, als in seinen Grund, er sucht in sich und seines Gleichen den letzten Stütz- und Halt-Punkt. — Das *In Sich gehen* ist der Andacht entgegen gesetzt, die ihren Gegenstand zunächst nur *an* und außer sich hat. Der Mensch kann sich, in seiner Fortentwickelung aus seiner ersten Unmittelbarkeit, der *subjectiven* Seite seines Wesens, dem *Denken*, so wenig entziehen, als er dadurch von dem *Zuvorgedachten* los kommt. Erst so wird das Letztere dem Ersteren angeeignet.

Es ist wider die freie, vernünftige Entwickelung des Menschen, es führt zu *falschen Wanderjahren*, wenn der Pilger in der Unmittelbarkeit des Glaubens und Betens verstockt, und der Vermittlung sich entzieht, wozu er im eignen Herzen, und in der Gemeinschaft mit den Menschen die Fäden findet, welche wieder nach *Oben* leiten. Der Mensch kann nicht zurück, und zu vergangenen Lebens-Perioden umkehren, sondern sein Weg geht vorwärts.

II.

1) Indem ich diese Sinnesweise ausspreche, indem ich diesen Standpunkt des menschlichen Geistes zu entwickeln und darzustellen suche, komme ich in den wunderlichen Fall, 2) alte Schätze zu heben, und meine eigene

Vergangenheit zu vergegenwärtigen. *) 3) Dieſe alten Schätze ſind freilich noch nicht das gediegene Gold ſelbſt, ſie ſind nicht die letzte Stufe der Geiſtesentwickelung; es ſind keine Ideale, die ich darſtelle. 4) Aber die Schätze enthalten das Gold, ohne ſelbſt pures Gold zu ſeyn; ſie ſind das Erz, aus dem das Gold hervor treibt, **) wenn ich es auch nicht ſelbſt zu Tage fördere, ſondern nur in ſeiner Miſchung mit Schlacken und andern Metallen durchſchimmern laſſe. 5) Darum kann und muß jeder ſelbſt das rohe Erz ſchmelzen, läutern, ſcheiden, 6) um gediegenes Gold und ein ihm gemäßes volles Gewicht zu erlangen, jeder nach ſeiner Weiſe. 7) Möge nur manches befreundete Weſen mit heiterm und unbefangenem Geiſte 8) das Bild nach ſeinem Bilde prägen, und weniger ſeinen eignen Standpunkt nach dem dargeſtellten, als den dargeſtellten Lebensverlauf nach ſeinem eignen Sinne abmeſſen und umbilden, denn die Darſtellung enthält eine Reihe von Stufen, auf deren einer ſich jeder ſelbſt finden kann. ***)

*) Vergleiche die Zwiſchenrede in Göthe's Wanderjahren: „Denn „wir haben die bedenkliche Aufgabe zu löſen, aus den mannigfaltig„ſten Papieren das Wertheſte und Wichtigſte auszuſuchen, wie es „denkenden und gebildeten Gemüthern erfreulich ſeyn, und ſie, auf „mancher Stufe des Lebens, erquicken und fördern könnte."

**) Göthe's Werke. XIX, 307. l. H. XXVI, 307. „Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menſchen ſehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewiſſen Kern zugeſtehen, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geiſtiger Glückſeligkeit empor wachſen könne." — Ueber Kunſt und Alterthum IV, 3. „Edel ſind wir nicht zu nennen, denn das Schlechte, das gehört uns."

***) In dem Vorſpiele auf dem Theater zu Fauſt ſagt der Schauſpieldirektor weislich: „Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus." In oder vielmehr vor den Geheimniſſen verkündigt der Dichter: „Ein jeder ſoll nach ſeiner Luſt genießen, für manchen Wandrer ſoll die Quelle fließen." Auf dieſe Winke ſcheint ſich auch gegenwärtige Umbildung fremder Gedanken berufen zu müſſen.

Unwirkliche Ideale, Wesen, wie sie seyn sollten, *) würdest du hier vergeblich suchen. Hier findest du statt übersinnlicher sinnliche, statt vollkommener unvollkommene Menschen, statt poetischer Lügen nichts als Dichtung und Wahrheit, die schlichte, dichte Wirklichkeit in ihrem Werden und Wachsen, in ihrer Entwickelung und Fortbildung, die Wirklichkeit, welche die meisten über ihre eigenen Einfälle mit offenen Augen nicht sehen. Hier findest du nicht Hirngespinste, die der Mensch macht, sondern die thörichte Welt, wie sie Gott gemacht hat; **) keine erträumte Meisterschaft, die dem Menschen, wie Brahmineugerechtigkeit dem Paria, kleidet, sondern eitel Gesellenschaft, wie sie, in den verschiedensten Weisen und Stufen, für ein gefallenes und immer von neuem fallendes Geschlecht geeignet seyn mag. — Das Erz ist gegeben, aber das Letzte, die Verarbeitung des Metalls, bleibt jedem selbst überlassen. Sein Gold muß sich jeder selbst ausmünzen, weil es sonst nicht sein Eigenthum werden könnte. Kann doch keiner in dem Andern mehr als sich selbst finden; darum hilft ihm auch die fremde Bildung nicht, wenn er sich selbst auszubilden versäumt. Jeder muß den andern in sich selbst, den fremden Gedanken in seine eigene Sprache übersetzen. ***)

*) Vergl. das Lied „Offene Tafel" überschrieben. „Viele Gäste wünscht' ich heut mir zu meinem Tische ꝛc." Göthe's Werke. I, 139. l. H. I, 151.

**) „Nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt; sondern die Welt soll vor dir stehn, wie Albrecht Dürer sie hat gesehn ꝛc." Göthe's Werke. IX, 357.

***) „Hemsterhuis Philosophie konnte ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich sie in meine Sprache übersetzte." Göthe's Werke. XXV, 267. l. H. XXX, 239.

III.

1) Fragt ihr mich nun auf das Gewiſſen, ob mein Sinn noch immer derſelbe ſey, den ich ſonſt gehabt habe, und nunmehro in dem pilgernden Geſellen vergegenwärtige, 2) ſo weiß ich keine beſtimmte Antwort zu geben; ich kann es weder unumwunden bejahen, noch unbedingt verneinen. 3) Im Allgemeinen — das Allgemeine iſt ein Fachwerk für vieles Beſondere — im Allgemeinen oder im Ganzen 4) iſt freilich mein Sinn, das bekenne ich offen, derſelbe geblieben, der er geweſen, 5) ob er auch, als wär' er ein doppelter und tauſendfacher, in den verſchiedenen Perioden der Entwickelung verſchiedenartig mich bewegt, 6) und bald beängſtigt, bald erfreut hat. 7) Denn immer hat er, indem er ſich hinüber und herüber bewegt, indem er ſich eben ſo oft entſelbſtigen mußte, als er ſich verſelbſtigt hatte, *) nach vielfachen Wandlungen und Läuterungen, nach den mannichfachſten Aeußerungen und Entfremdungen, 8) wieder ins Gleichgewicht ſich geſetzt, und als derſelbe, der im Anfang war, ſich hergeſtellt.

Es iſt noch das alte Herz, obwohl in weiterer Entwickelung, und in dieſer hat es, nach vielem Irren und Schwanken, Zweifeln und Verzweifeln, endlich ſein Hypomochlium und den Punkt gefunden, der zugleich der Ruhepunkt und der Bewegungspunkt iſt. Wohl ſehnt und bewegt ſich das Herz nach wie vor, ja es kann niemals fertig werden, denn darin, im ewigen Werden, beſteht alles Leben; aber es iſt in die Sehnſucht und Bewegung Gleichmaaß, in die Unruhe Ruhe gekommen.

*) Göthe's Werke. XVIII, 222. i. H. XXV, 217.

IV.

Nachdem der Geiſt, der Pflanze gleich, ſo viele Metamorphoſen erfahren, iſt es leicht begreiflich, daß er eben ſo wenig als die Pflanze aus einem Momente der Gegenwart, ſondern nur aus der ganzen in ſtetiger Flüſſigkeit zu vergegenwärtigenden und bis zur jüngſten Gegenwart auszudehnenden Vergangenheit ſeine Verſtändigung finden kann.

1) Ehe wir daher weiter ſchreiten, 2) wende ich mich an dich, an die liebe Tochter, mit der ich meine gegenwärtigen Zeitgenoſſen und Leſer, das zweite, ja das dritte nachwachſende Geſchlecht begrüße und anrede. Aber zunächſt ergehet an dich, meine Ottilie, die freundliche Ermahnung, ſtill zu halten und dich umzuſehen, 3) um von der vorüber eilenden Zeit, und von der hinter uns liegenden Vergangenheit, die bald redſelig und offen, klar und verſtändlich, 4) bald ſtumm und verſchloſſen, ja pythiſch und ſphingiſch ſich erweiſet, eine beſtimmte Antwort und Aufklärung zu vernehmen.

5) Denn nur aus dem geſammten, frühern 6) und ſpätern, innern und äußern Lebensverlaufe, 7) nur aus deinem und meinem Innern, und aus unſerm wechſelſeitigen Verhältniſſe zu einander 8) kannſt du den Dichter und Menſchen in ſeiner ungetheilten Ganzheit erkennen und dir offenbaren.

Ein einzelnes Moment in der Gliederung, ein vereinzeltes Glied in der Kette der Entwickelung könnte dich in dieſer Erkenntniß nicht fördern. Die Gegenwart kannſt du nur aus der Vergangenheit, den Theil nur aus dem Ganzen begreifen lernen. Um ein Ein-

zelnes als ein Ganzes zu faſſen, mußt du erſt das Ganze als Eins gefaßt haben; um ein einzelnes Gedicht zu verſtehen, mußt du erſt den Dichter im Verlaufe ſeiner Entwickelung rückwärts kennen lernen. Um zu wiſſen, was ich bin, mußt du erſt wiſſen, was ich geweſen. Dieß iſt das Erſte, aber es erweiſet ſich auch ſogleich als das Letzte. Denn um zu erfahren, was ich geweſen, und bin, mußt du zuerſt erforſchen, was du geweſen, und biſt; um mich zu verſtehen, mußt du dich verſtehen. Das Innere, in dem du zu leſen aufgefordert wirſt, iſt der Spiegel, in dem alles, was außer dir iſt, ſich abbildet und dir offenbaret. Dieß iſt das Zweite; aber das Zweite ſetzt wieder ein Drittes als Erſtes voraus, nämlich den nothwendigen Bezug, in dem du und ich ſtehen, wonach alle Weſen in Einem zuſammen treffen, und wie Radien von Einem aus einander gehen, die präſtabilirte Harmonie zwiſchen den unterſchiedenen Individuen, den lebendigen, innigen und einigen Zuſammenhang zwiſchen dem Innern und Aeußern, von welchen keines ohne das andere iſt. Aber dieſen Zuſammenhang, die Harmonie der Weſen und Sphären, erkennſt du nur, wenn ſich das Wort offenbart, wenn ſich das Moment aufthut, das zunächſt zwei Weſen auf einmal berührt, und ſomit in lebendige Gemeinſchaft und Wechſelwirkung ſetzt. „Denn von außen und von innen iſt gar manches zu gewinnen.“ *) Um alſo mit deiner Selbſter-

*) Weimariſche Feſtgedichte. 1818. S. 46. Vergl. S. 303, Heft 3, Band 1, in den Heften zur Naturwiſſenſchaft.

kenntniß von dir zu mir zu kommen, mußt du dir nicht bloß offenbaren, was ich gewesen und bin, was du gewesen und bist, sondern was du mir gewesen und bist. Dieses ist das Dritte, welches sich als die erste Voraussetzung erweiset.

9) Mit diesen väterlichen Winken widme ich dir diese Lieder aus Dankbarkeit für die treue Theilnahme, in der ich für früher erduldete Unbilden Entschädigung gefunden habe. *) 10) Diese Gedanken mögen dich immer begleiten und geleiten, so oft du diese Lieder singst. 11) Es sind meine jüngsten Lieder, Kinder früherer Gesänge, die ältere Zeitgenossen gehört haben; **) 12) sie sind dir und den mit dir lebenden späteren Zeitgenossen gewidmet, dir zum Lohne für die Freuden, die du mir bereitest, für die Enkel, die du dem Vater schenkst, indem du die Knaben dem Sohne bringst, dem ganzen nachwachsenden Geschlechte für die fleißige Förderung dessen, was ich in der Jugend vergeblich gewünscht, und in meinem Alter von einer tüchtigen Jugend späterer Zeitgenossen in Fülle erhalte und genieße. ***)

---

*) Westöstlicher Divan. Einleitung zum besseren Verständniß. Göthe's Werke. Wien. XXI, 227. l. H. VI, 3.

**) Zueignung zur letzten Bearbeitung des Faust. „Sie hören nicht die folgenden Gesänge, die Seelen, denen ich die ersten sang." Mit dieser Stimmung scheint diejenige im Widerspruche zu stehen, die sich in der Einleitung zum besseren Verständniß des westöstlichen Divan Luft macht. Dort werden die Geschiedenen liebevoll in das Andenken zurück gerufen; hier werden eben dieselben fast angeklagt. Im Allgemeinen liegt jedoch in beiden Stellen und in unserm Texte der Sinn: daß die früheren Zeitgenossen die früheren Gesänge ohne die späteren, die sie nicht erlebt haben, nicht ganz zu verstehen im Stande waren, so wie die gegenwärtigen Zeitgenossen die späteren Lieder ohne die früheren nimmermehr durchdringen und sich aneignen können.

***) Göthe's Werke. St. u. T. XVIII, 276. l. H. XXV, 274.

Sind doch die jüngsten Lieder wie die Enkel! denn sie setzen ältere Lieder voraus, wie die Enkel Kinder.

V.

1) Aber wie ich nun den Blick auf die lange hinter mir liegende Vergangenheit zurück wende, empfinde ich von neuem und mit einem Male, was ich früher nach einander gelitten habe; nämlich die Bangigkeit, die Angst und Qual, womit die Zeit, in Stunden vereinzelt, das Herz beschwert und den Gedanken verwirrt. 2) Da wird mir, wie vormals, jede Stunde zu lang, weil ich nicht weiß, was ich damit anfangen, wie ich sie ausfüllen soll, das ganze Leben hingegen zu kurz, weil es zu verstreichen scheint, ehe ich mich besinne, wie ich es ausfüllen und benutzen soll, wie ich es anzugreifen habe, um es zu meinem eigensten Eigenthume zu machen. *) 3) Vergeblich sucht diese Bangigkeit äußerlich in der Zeit ihren Grund. Der Schade ist innerlich; er liegt im Herzen, in der Krankheit dieses Herzens, nämlich in der Sehnsucht. Nicht die Zeit, sondern das Herz liegt an der Zeit krank; es sehnt sich aus seinem gegenwärtigen Zustande, als aus

*) Was die Lebenszeit lang macht, das macht die einzelne Stunde kurz; was die Stunde verkürzt, das verlängert das Leben zu der Dauer, deren es bedarf. Was hingegen die einzelne Stunde zu einer unerträglichen Länge, zur Langweil ausdehnt, das macht das Leben — leer und mithin zu kurz. Hierdurch kommen folgende Parallelen unter sich und mit unserem Texte in Uebereinstimmung. Im westöstlichen Divan heißt es: „Was verkürzt die Zeit? Thätigkeit! Was macht sie unerträglich lang? Müssiggang!" Das ist unerträgliche Stundenlänge; etwas anderes ist ausreichende Zeitlänge. In seinem Leben sagt der Dichter: „Die Zeit ist unendlich lang, und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will." Göthe's Werke. XVIII, 212. Vergl. 280. I. H. XXV, 208.

einem Kerker, 4) indem es nach einem unbestimmten, unbedingten, namenlosen, unaussprechlichen, zukünftigen verlangt, das nirgends zu finden, denn alles, was sich wirklich finden und denken läßt, ist bestimmt, bedingt, begränzt, gegenwärtig. Weil der Gegenstand der Sehnsucht ein unbestimmter ist, weiß das arme, kranke Herz, indem es sich in das Blaue hinein sehnt, selbst nicht, wo es eigentlich hinaus will. „Will mich's etwa gar hinauf zu den Sternen tragen?" *) 5) Aber so viel weiß und fühlt es, daß es aus seinen gegebenen, bedingten Verhältnissen sich herausSehnt nach anderen unbekannten, zukünftigen, 6) ja, daß es aus sich selbst heraus, aus seiner Haut sich losreißen möchte, und sich selbst flieht, indem es etwas anderes, als es selbst ist, unablässig zu suchen getrieben wird. An dieser unbefriedigten, ja sich selbst widersprechenden Sehnsucht ist es daher unmittelbar zu erfahren, daß das Herz sich selbst nicht genug ist. 7) Zwar kann es im Arme der Liebe und Freundschaft auf eine Weile Ruhe und Frieden gewinnen, 8) indem es, ohne es zu wissen, im Himmel ausruht. Es weiß nicht, daß es der Himmel ist, von welchem der Friede kommt; es bringt den Frieden auf die Rechnung der Liebe und Freundschaft, ohne zu erkennen, daß diese eben selbst im Himmel ihren einigen Grund haben. Oder es denkt vielmehr gar nicht, es hat sich in den Freunden vergessen. Aber die Versöhnung, die sich auf diese Selbstvergessenheit gründet, dauert auch nur so lange, als die Bewußt- und Gedankenlosigkeit. 9) Sobald das Herz wieder zu sich selbst, zur Besinnung kommt, und zum Bewußtseyn erwacht, wird

*) Göthe's Werke. I, 123. v. H. I, 134.

es immer wieder von neuem fortgerissen, denn „der Gedanke verkümmert die Gedankenlosigkeit, und seine Unruhe störet die Trägheit.“ — So wird es von innen und von außen fortgerissen, 10) ohne doch von der Stelle zu kommen. Es bleibt vielmehr auf demselben Punkte, von dem es sich losreißen wollte, in denselben bedingten Verhältnissen, die es flieht. 11) So bleibt es denn in allen seinen erfüllten und vereitelten Wünschen, Hoffnungen und Bestrebungen 12) — was es gewesen; es findet sich getäuscht und bethört, aber von keinem Andern, als von sich selbst, denn auf sich selbst hatte es sich aufzubauen versucht.

Du siehst jetzt, was das eigne Herz vermag, und die Einkehr bei sich selbst für Frucht bringt. Das unersättliche Herz verlangt nach allem; darum wird es durch nichts befriedigt. Nun findest du dich endlich getäuscht, weil du den letzten Grund in deinem eignen Herzen gesucht hast. Aber dennoch ist diese Einkehr, und die Niederfahrt der Selbsterkenntniß, die jene zur Folge hat, gesegnet; denn sie enthält die Nöthigung, nach so vielen stürmischen Bewegungen des unruhigen Herzens — abermals still zu halten, um dich weiter um zu sehen.

VI.

1) Wenn du jetzt mit dieser Einsicht neuen Prüfungen entgegen gehest, so erkenne darin das Schicksal, und im Schicksale das höchste Bewußtseyn, die Vorsehung, die den Grund und das Warum in sich hat, das du in dir gesucht hast. 2) Entsage nur deinem Herzen, *) —

*) Der Wanderer hatte schon beim Antritte seiner Wanderschaft dem Entsagen sich gewidmet; er ist bereits in alle Schmerzen des er-

so predigt diese Vorsehung, wenn du sie nicht überhörst — enthalte dich deiner Selbstheit, lerne dich selbst beschränken, und selbst überwinden; *) opfere dem Herrn und ergieb dich dem Herrn. Folge stumm, ohne Grübeln, im Glauben. Entschlage dich deiner eignen Weisheit; wenn Gott reden soll, muß der Mensch verstummen. **)

---

ften Grades der Entsagung eingeweiht. Er hat es weiter gebracht, als jener Eduard in den Wahlverwandtschaften, deren Inhalt, Sinn und Ausgang in den Worten enthalten ist: „Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt.“ Aber die Entsagung hat mehrere Grade. Den ersten Grad hat unser Gesell überstanden; indessen sieht er sich noch immer in Gefahr, „abermals schmerzlich geprüft zu werden.“ Er hat sich bereits manchen Wunsch versagt, mancher Leidenschaft enthalten, und strengen Regeln unterworfen; aber sich selbst und seinem Herzen zu entsagen, das er noch nicht gelernt, wie denn Niemand darin auslernt. Noch ist sein Herz sein eigener Gott, und seine Freunde sind seine Götter. Wenn er den obersten Gott anerkennt, und anerkennen muß, so hat er doch andere Götter neben Ihm. Und so begegnet der Wanderer dem Dichter, wenn dieser von sich selbst bekennt: „ich hatte so viele wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich.“ — Jetzt soll sich aber auf einmal nach unserm kurzen Texte das selbstständige Handeln um der Pflicht willen in kindliche Folgsamkeit um des Vaters willen verkehren, und der peripherische Einzelwille dem Centralwillen sich unterwerfen. Sein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden! Dazu gehört aber, daß du deinem eignen Willen entsagst. — So pflegt eine lange Stufenfolge von Opfern voraus zu gehen, in welchen der Mensch, was er theures und werthes hat, dem Herrn darbringt; aber zuletzt muß es zu seiner Erlösung und Versöhnung dahin kommen, daß er sich selbst darbringt und opfert, wie es sich in dem letzten Opfer am Kreuze veroffenbaret hat.

*) „Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben die saurerste besteht, sich selbst bezwingt; dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen, und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!“ Göthe's Werke. IX, 412! t. H. XIII, 177.

**) Die Paraphrase kann den Text zwar im Allgemeinen nach dem Sinne, aber nicht die damit unzertrennlich zusammen hangende Form wieder geben; es ist genug, wenn letztere nur angedeutet wird. Hier ist sie namentlich kaum angedeutet, und darum ist diese Note be-

Wie? Wenn? und Wo? — Die Götter bleiben stumm!
Du halte dich an's Weil, und frage nicht: Warum? *)

Die Enthaltsamkeit, welche dir der höchste Wille aufgiebt, sichert allein vor jener unbestimmten Unendlichkeit deiner Wünsche und Bestrebungen. Indem der ungestüme schrankenlose Trieb beschränkt und bestimmt wird, verwirklicht sich deine Bestimmung. Wer alles erreichen will, erreicht nichts; wer sich auf eins beschränkt, erlangt in diesem mit der Zeit alles.

VII.

Erkenne endlich deine Stellung im Universum; zur allgemeinen Schöpfung kommt das Geschöpf zu spät.

1) An der Welt ist nichts mehr zu machen, denn sie ist schon gemacht. 2) Es ist alles bedacht gewesen, ehe du gedacht hast. 3) Dir bleibt nichts übrig, als in das Glied der großen Wesenkette, das dir angewiesen ist,

---

stimmt, an Einem Beispiele ein für alle Mal das Ungenügende der weitläufigen Umschreibung zu rügen; wozu eben nichts gehört, als daß wir auf die beiden einfachen Verse unseres Textes zurück weisen. In den voraus gegangenen Versen hatte sich der subjektive Standpunkt des Geistes als grund- und bodenlos bekannt, und sich selbst aufgegeben, das Gefühl in dem Unendlichen sich verloren. Jetzt soll sich aus der Vernichtung der Subjektivität eine zweite Stufe der Geistesentwickelung, und zwar die entgegengesetzte, erheben. Dieß geschieht in zwei Zeilen. In der ersten bezeichnen die vier ersten Worte, unter Anerkennung des Objektiven, das außer und über uns ist, das Schicksal; die vier letzten Worte verklären es zur Vorsehung, in welcher sich die starre Objektivität wieder auflöset. In der zweiten Zeile bezeichnen wieder die vier ersten Worte unser Verhältniß und unser Verhalten zur Welt-Schöpfung, jenes als Theil zum Ganzen, dieses als Unterwerfung unter das Ganze; und der Schluß enthält in zwei Worten beide Titel des Romans mit einem Male, und hiermit den ganzen Sinn und Inhalt desselben.

*) Göthe's Werke. II, 212. 1. H. II, 238.

frisch und muthig einzugreifen, nach dem dir gefallenen Loose deine Weise zu verfolgen, und die bereits angetretene Wanderschaft zu vollenden. 5) Für's erste bedenke nur das eine, daß Sorgen und Kummer das Unabänderliche nicht verändern, 6) wohl aber dich selbst aus dem Gleichgewichte schleudern können.

Wenn du zu handeln dich rüstest im stolzen Muthe die Summe des Guten zu vermehren, die Welt zu verbessern und zu vollenden, so bedenke demüthig: Die Welt ist schon fertig, und vollendet und vollkommen. Wolltest du nun das Handeln aufgeben, und auf der fertigen Welt gemächlich ausruhen, so bedenke hinwiederum: Die Welt ist nur in so fern fertig, als sie das Leben selbst ist, und das Leben ist nur als das ewige Werden, Wollen und Wandern. So sollst auch du leben und werden und wandern; und der Spur folgen, die dir vorgezeichnet ist. Dieses ist das wahre Handeln, das du nicht aufgeben kannst, ohne dich aufzugeben. Nur jene egoistische Freiheit hast du aufzugeben, die eine Reihe von Handlungen von selbst anzufangen sich brüstet. Gehorche dagegen der ewigen Nothwendigkeit, und lerne im Gehorsam die wahre Freiheit erkennen, in dem Leiden und Sterben Gottes Leiden und Tod als göttlich, das Widerwärtige, Verhaßte als nothwendig und förderlich verehren. *) Folge und füge dich den Sternen, unter deren Constellation du geboren bist. **)

---

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 135. 147. 248. i. H. XXII, 15. 26.

**) Göthe's Werke. St. u. T. XVII, 11. i. H. XXIV, 12. Der Anfang des Lebens und die Lebensbeschreibung enthält das voraus

VIII.

Bald wirst du auch weiter kommen; bald wirst du auch wissen, was du glaubst, erleben, was du weißt.

1) Enweri, jener heitere Geist, der in der Gegenwart lebt, der, begabt mit unendlicher Umsicht und scharfem Durchschauen, in der Wirklichkeit die Vernunft findet — beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war ihm Pflicht und Behagen, *) — Enweri lehrt uns, 2) was das Herz in seinen Tiefen in Uebereinstimmung mit der Vernunft in ihrer höchsten Entwicklung bejaht, und was daher jeder im Grunde des Herzens und auf dem Gipfel der Vernunft an sich selbst entdecken, erleben und erfahren kann. 3) Es ist eine Erfahrung, welche dir auf jeder Stufe deiner Entwickelung, auf jeder Stelle deiner Wanderschaft frommen und förderlich seyn wird; sie vermag alle Zeit- und Orts-Verhältnisse auszugleichen und aufzuheben. 4) Und diese alte große Lebensregel läßt sich in drei einfache Worte zusammen fassen: Geradheit, Urtheil, und Verträglichkeit.

Gehe geraden Wegs fürbaß, aber stumm, damit du hören, aufmerken, vernehmen, lernen lernst. Das war das erste. Aber dann lerne auch selbst sprechen, selbst urtheilen, — das ist das Zweite — nur daß du

---

bestimmte Loos, welches das Leben und die Lebensbeschreibung zu entwickeln haben. So ist der Mensch überhaupt geschaffen, um das, wozu er geschaffen ist, zu werden: beym Ersten sind wir unfrey, beym Zweiten werden wir frey.

*) Die Anmerkungen zum besseren Verständniß des westöstlichen Divans gedenken auch rühmlichst des Persischen Dichterkönigs Enweri. Göthe's Werke. Wien. XXI, 278. 291. i. H. VI, 54. 70.

neben dem eignen Urtheile auch fremdes bestehen und gelten lassest, — das ist das Dritte. —

Der gerade einfache Sinn*) des Aufnehmens und Glaubens, mit dem du deinen Weg stumm verfolgst, wird dir die Wahrheit und Wirklichkeit in ihrer ungetheilten Einheit und Lauterkeit offenbaren. Das ist der Segen des Glaubens.

Dem einfachen, ungetheilten Sinne steht die Theilung, Entzweiung bevor, das Urtheil. Durch das Urtheil wirst du dich und was außer dir ist, dein Verhältniß zu Gott und Welt, zu Himmel und Erde in seinem Unterschiede erkennen lernen, denn das Urtheil theilt und scheidet alles, was ist, in Subject und Prädikat. Dies ist die Wirkung des Wissens, die Blüthe des Verstandes.

Aber das Getrennte muß wieder versöhnt und vermittelt werden. Zuletzt wirst du begreifen, was du am Anfange geglaubt hast, — wie Gott und Mensch, Nothwendigkeit und Freiheit, Ewigkeit und Zeit in der innigsten und lebendigsten Verbindung stehen, wie sich das Selbstvertrauen und Gottesvertrauen, die Einkehr in eigner Brust und das Gebet, das Insichseyn und die Andacht, der Eigenwille und der allgemeine Wille gegen einander ausgleichen, und wie im letzten Unterschiede das Moment sich findet, das den Zwiespalt aufhebt und den Unterschied vermittelt, wodurch es eben zur Versöhnung, zur Liebe und Verträglich-

*) „Was willst du lange vigiliren, dich mit der Welt herum vexiren? Nur Heiterkeit und grader Sinn bringen endlichen Gewinn.“ Göthe's Werke. II, 238.

keit kommt. Dieß ist die letzte Frucht der Vernunft, die wahre Liebe.

In der Verträglichkeit sind Glauben und Wissen, Geradheit und Urtheil ausgesöhnt. Ueberhaupt sind alle einzelne, sich entgegen gesetzte, unvereinbare Meinungen vereinbart, die sich feindseligen Ansichten in der letzten Einsicht ausgeglichen, der gerade Weg mit den Seitenwegen verständigt. — Diese Verträglichkeit — Toleranz — ist das letzte Ergebniß des tiefsten Herzens und höchsten Hauptes.

Nunmehro vereinigen sich auch die drei unterschiedenen Ehrfurchten verträglich in Einer Gesammtheit. Die Ehrfurcht vor dem Ueberirdischen, die Ehrfurcht vor dem Irdischen und Unterirdischen, die Ehrfurcht vor dem Menschlichen, in welchem sich Himmel und Erde verbinden, sie vereinigen sich alle drei in der Ehrfurcht vor sich selbst. Aber diese letzte und höchste Ehrfurcht entäußert sich eben so wohl wieder in jene drei Ehrfurchten, als sie aus denselben hervor gegangen ist; welches denn zum ernsten Zeichen dienen kann, daß der Gegenstand dieser Ehrfurcht vor sich selbst nicht die Selbstheit oder der Eigendünkel seyn kann, wovor sie vielmehr bewahrt, ohne jemals wieder in das Gemeine herab gezogen zu werden. *)

IX.

1) Damit ich mich aber auf grader Bahn zum Urtheile und zur Verträglichkeit stufenweise entwickeln, den mir vorgezeichneten Weg verfolgen kann, bedarf ich der

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 136. i. H. XXII, 16.

Zeit! Die Zeit ist das große, gemeinschaftliche Erbe, von dem wir alle zehren, und ohne das wir nicht leben, werden, und wandern könnten. Sie erstreckt sich weit und breit; sie ist überall und überall ganz. Herrlich ist mein Erbtheil, denn es giebt mir volle Herrschaft über die Zeit; 2) sie ist der Acker, der meinem Besitze und meiner Benutzung unterworfen ist, ja sie ist mein Besitz selbst.

Früher war mir die Zeit eitel Stückwerk; aber jetzt erfahre ich, daß in jeder Stunde die ganze Zeit begriffen ist, wenn ich sie nur beherrsche, besitze, benutze, bebaue. Früher war mir die Zeit ein fremdes, äußerliches Wesen, als wenn ich ohne sie, und sie ohne mich seyn und bestehen könnten; aber nun erkenne ich in der Zeit mein Erbtheil, das ich zu meinem eigensten Eigenthume zu machen habe. — Es kommt alles darauf an, seine Zeit auszufüllen, keine Stunde unbenutzt vorüber eilen zu lassen.

X.

1) Darum rühre dich, 2) ehe die Nacht kommt! Denn der Heiland hat es selbst gesagt: „Ich muß wirken „die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag „ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Joh. 9, 4. vergl. Gal. 6, 10.

Hiermit scheint die Zeit von neuem in eitel Stück- und Blendwerk zu zerfallen, und mit der Zeit alle Realität unter zu gehen, denn der Tag endet in Nacht. Der rüstigsten Thätigkeit droht der Tod, mit dem alles Wirken aufhört; und die Hand, die sich zur Arbeit erhebt, lähmt der Gedanke an die allgemeine Vergäng-

lichkeit. Wie kann also die Aussicht auf die Nacht die Arbeit des Tages fördern? Wie könnte das Sterben Muth zu leben machen? —

Auf alle diese kleingläubigen Fragen ist die Antwort stillschweigend schon gegeben; denn eben darum hat statt meiner der Heiland das Wort genommen, der auch für mich und dich gestorben und auferstanden ist. War dieß nicht genug, um dem Tode Leben, und der Nacht Licht zu geben in der Auferstehung? — Wirke nur, wozu du gesandt bist! damit auch du, wenn die Nacht kommt, ausrufen kannst: Es ist vollbracht!

XI.

1) Allein gegen diese Aufforderung zu rastloser, ununterbrochener Thätigkeit erhebt sich noch eine Stimme, 2) eine Stimme, die einen guten Tag, einen Feiertag verlangt. 3) Das Verlangen ist nicht unbillig. Wer sehnte sich wohl niemals nach Ruhe und Erholung? wen verlangt es nicht, endlich ausgespannt zu werden? Wer würde denn nie müde? — Aber die Ruhe bleibt auch nicht außen; sie kommt nur nicht eher, 4) als nach der Arbeit, wie der Abend auf den Tag folgt.

Der Tag ist zur Arbeit, der Abend zur Ruhe bestimmt. Das Leben ist der Tag. Und der gute Abend der Ruhe erwartet jeden am Ende des Tagewerks, aber den am freundlichsten, der den ganzen Tag gethan.

5) Wenn freilich der Mensch seinen Beruf verfehlt, und in ein ihm fremdes Bereich geräth, wenn er nicht erkennen lernt, wozu er gesandt ist, wenn er nicht auf

seinen Platz kommt; 6) da wird ihm die Arbeit zum Zwange, da fühlt er nichts als sein Unvermögen. 7) Denn er ist von sich selbst getrennt, seine Lebensthätigkeit aus einander gerissen, denn er ist von seinem Berufe als von seinem eigensten Wesen geschieden. 8) Und so geschieht es, daß der Tag nicht ausgefüllt wird, und daß der Tag kein Tag ist, wozu bestimmtes, eigenstes Wirken erfordert wird.

Solches erfahre ich an mir selbst, so oft als ich von meiner eigensten Lebensthätigkeit abgezogen und zu einer mir nicht gemäßen Wirksamkeit genöthigt werde. — Mit dem allgemeinen Wirken, mit allgemeiner Ausbildung ist es nicht abgethan; das Wirken muß auch bestimmt, begränzt, die Ausbildung einseitig werden. *) — Träfe nur jeder sein besonderes Loos, so würde sich Niemand nach Ruhe, oder nach anderer Thätigkeit sehnen, Niemand den Tag zu lang und das Leben zu kurz finden, oder den müssigen Tag einen guten Tag nennen. Müssiggang, Arbeitsscheu, wechselnde Liebhabereien sind lauter Zeichen verfehlten Berufs. Aber diesen zu treffen, ist nicht so leicht, und glückt nicht immer sogleich; denn flüchtige Neigung und leichte Anstelligkeit in den Anfängen sind nur unsichere, ja trügrische Kennzeichen der eigentlichen Bestimmung. **)

9) Aber wo sich das wahre, eigentliche Bedürfniß aufthut, wo sich mir das geistreich aufschließt und offen-

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 64. 65. i. H. XXI, 50.

**) Göthe's Werke. Wien. XXVI, S. 62 — 66. i. H. XXI, 49. Das Gespräch über die Erziehung zwischen Meister und Montan zur Einleitung in die pädagogische Provinz.

bart, was ich bedarf, 10) da ſtellt ſich auch Luſt und Vermögen ein. 11) Da frage ich nicht nach Ruhe, denn ich befinde mich in meinem Elemente, wie der Fiſch im Waſſer, da greif ich ein, es geht ſo ſcharf, 12) da hab ich meinen Tag; denn erſt hiermit habe ich meine Zeit, mein Leben verſtehen, ergreifen und mir aneignen lernen.

13) In dieſer beſtimmten Thätigkeit nach meiner Beſtimmung, nach dem mir von der Vorſehung beſchiedenen Berufe, erfahre ich an mir ſelbſt, als das letzte und beſte, daß ich mich nicht mehr an einem Orte befinde, der andere Orte neben ſich hat und ausſchließt, oder auf einem Platze, aus dem ich wieder auswandern müßte oder möchte. Nein! ich bin nicht mehr auf der flüchtigen Wanderſchaft, ich werde nicht mehr von Ort zu Ort verſchlagen. Ich fühle mich heimiſch, ich bin zu Hauſe, des Auswanderns müde, dem Wandern ergeben, *) in immer fortſchreitender Entwickelung werdend und ſtrebend, aber ohne Unruhe. Hierdurch iſt es geſchehn, daß der Raum überhaupt nicht mehr in Orte, in hier und dort, in innen und außen, in oben und unten, in Himmel und Erde vereinzelt und zerſplittert wird. 14) Wie mit dem Raume, ſo iſt es auch mit der Zeit, die mir ſonſt ſo viele Angſt und Bangigkeit verurſacht hat. Nachdem ich meine Beſtimmung gefunden habe, iſt die Zeit, ſo lange ich mich in meinem Berufe bewege, nicht mehr in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in geſtern, heute und morgen, in Stunden, Tage und Jahre vereinzelt, ſondern ſie iſt alles mit einem Male, ſie iſt nicht mehr die Zeit, ſondern die Ewigkeit. 15) Und ſolches alles iſt

*) Vergleiche Friedrichs Erklärung über Auswandern und Wandern. Ebendaſ. 309 f.

geſchehen, weil das Wort ſich offenbart hat. Mit Einem Worte hat ſich das Räthſel des Lebens gelöſet, denn wem ſich ein einiges Wort in ſeinem tiefſten Verſtändniſſe aufthut, dem ſind alle Worte aufgeſchloſſen, alle Dinge offenbart. Die Erkenntniß des Wortes im Geiſte und in der Wahrheit iſt zunächſt die Offenbarung des beſondern Berufs, in welchem ſich der allgemeine Menſchenberuf verwirklicht. Dieſes geiſtreich aufgeſchloſſene Wort, in welchem ſich das wahre Bedürfniß aufthut, dieſes iſt es alſo, 16) welches jene große Wirkung hervor bringt, die für die Ewigkeit ausreicht, und in der Zeit die Ewigkeit ſelbſt findet.

Wem Zeit iſt wie die Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der iſt befreit
Von allem Streit. *)

*) Hiermit wäre Jean Paul Friedrich Richters Neujahrswunſch im erſten Stücke des Morgenblatts vom Jahre 1824 zu vergleichen, denn hier hat er über die Zeitlichkeit des Lebens nicht allein Ottomars Klage ausgeſprochen, ſondern auch ſein Troſtwort hinzu gefügt, in welchem er, wie Johannes und Paulus, aber auf ſeine Weiſe, als Jean Paul, die frohe Botſchaft verkündigt, die er vernommen hat. Darauf verweiſen wir alle diejenigen, welche an der Zeit krank liegen, und wer wollte ſich nicht zu dieſer allgemeinen Krankheit des Menſchengeſchlechts bekennen, an der alle, mehr oder weniger, ſeltner oder öfter, zu leiden haben?

VI.

Geleitsbrief

zu den Wanderjahren

in Bruchstücken.

Aus einem Kommentare zu den Versen vor den Wanderjahren.

In Göthe's Wanderjahren, besonders in der ersten Redaction, vermissen die meisten Leser den äußern und innern Zusammenhang, nämlich den stetigen Fortgang und Zusammenhalt sowohl der Geschichte als des Gedankens, ja wohl den letztern überhaupt, indem unter dem leichten, losen Spiele der Phantasie die einige Bedeutung, und unter dem Hin- und Herreden das bestimmte Denken zu vergehen scheint. In der That ergeht es dem Leser nicht besser als dem hin- und hergetriebenen Helden des Gedichts; und wenn jener die Irrlichter endlich einmal zu ergreifen sucht, aber nie erreicht, so theilt er sein Loos mit dem wandernden Gesellen, welchem auf der Höhe jener Klippe, „deren Gipfel nur einem einzigen stehenden Raum gab," das auf zauberische Weise nahe gerückte Ziel in demselben Augenblicke entschwindet, in welchem es ihm am nächsten zu seyn schien. Bald an die Wunder, bald an die Glaubenslehren des Neuen Testaments erinnert, werden wir plötzlich

wieder in die feine und unfeine Welt von heute, und aus dieſer in die Mährchenwelt des Mittelalters verſetzt; aber wir fragen: wozu? und warum? Wenn die einbilderiſchen Beziehungen zwiſchen Perſonen ungleichen Alters an die Wahlverwandtſchaften zu erinnern ſcheinen, ſo fehlt doch der Geſchichte der Ausgang, dem Gedanken das letzte Urtheil, der Schluß, mithin beiden das Beſte.

Ueber die Reime, welche den Roman einleiten, ſind dieſelben Klagen zu hören. Wir vermiſſen nicht bloß den Zuſammenhang der einzelnen Glieder unter einander, ſondern auch die durchgehende Beziehung zu dem Romane, an deſſen Spitze ſie ſtatt der Einleitung auftreten. Insbeſondere ſcheint aber in den einzelnen Zeilen Sinn und Gehalt bald ganz auszugehen, bald muthwillig verſteckt zu ſeyn, bald zwar offen da zu liegen, aber werth- und gewichtlos. Hier ſcheint es auf den Gedanken gar nicht abgeſehen, vielmehr die Folge der Worte nach dem Reime zuſammen gewürfelt zu ſeyn; dort beſteht der offenkundige Sinn in alten, längſt bekannten Gemeinplätzen, ſtatt daß man etwas Ausgezeichnetes, noch nie Gehörtes erwartet; und „ſtark Getränk zu ſchlürfen“ herbei geeilt iſt; und wo ſich der Sinn verſteckt, ſcheint der Dichter ſelbſt auf die Maske, auf die Hülle und Verkleidung mehr Werth gelegt zu haben, als auf das, was verhüllt wird. Iſt dieß nicht dieſelbe Verſteifung, die in der pädagogiſchen Provinz an der dramatiſchen Kunſt gerügt, und nur in jenem Feſtgedichte von dem böſen Geiſte gepriesen wird, welcher ſich freilich darin ſo wohl gefällt, daß er ſie nicht bloß als den Reiz und Witz der Maskeradenfreuden, ſondern als das einzige Medium des Lebens und der Offenbarung empfiehlt?

Solche und ähnliche, mildere und härtere, bestimmte und unbestimmte, ernstlichere und ironische Klagen gaben zu einem Versuche, jene Verse von Zeile zu Zeile, von Wort zu Wort zu erklären, und zum lebendigen Verständnisse zu bringen, die nächste Veranlassung. Dieser Versuch war der Unterhaltung eines geselligen Kreises gewidmet; er sollte zugleich als Einleitung zum Verständnisse des Romans dienen. Aber zunächst war es darauf abgesehen, nicht allein dem Sinne im Allgemeinen und im Einzelnen, sondern auch jedem Worte und Ausdrucke sein Recht anzuthun.

Der weitläuftigen Erklärung diente wieder eine kürzere Paraphrase zur Grundlage, um dasjenige zu sammeln, was der Kommentar zerstreut hatte. Diese Paraphrase ist verstehend mitgetheilt worden. Die beigefügten Citate und Parallelstellen, so wie die Noten in und unter dem Texte, wovon jene durch Einrückung von der Paraphrase äußerlich geschieden worden, sind einzelne Bruchstücke der Erklärung selbst, aus ihrem lebendigen Zusammenhange herausgerissen. Eben dahin gehören auch die nachfolgenden Digressionen und Recapitulationen, die zu einer allgemeineren Mittheilung geeignet zu seyn scheinen, weil sie theils einzelne Ansichten, die in der Paraphrase nur angedeutet sind, näher entwickeln, theils Sinn und Zusammenhang zu noch besserer Uebersicht immer mehr concentriren.

Bei allen dergleichen Erklärungen und Auslegungen ist indessen nicht zu vergessen, daß dem Dollmetscher in der Regel nur der allgemeine Sinn zugänglich wird, und daß er daher auch nur diesen als das Organ ergreift, wodurch er mit dem Dichter in Gemeinschaft zu kommen

sucht; wogegen bei dem Letztern noch besondere Umstände und Lebensverhältnisse, oder besondere Eindrücke und Erinnerungen hinzutreten, wodurch er, ihm selbst mehr oder weniger deutlich, zu dem besondern Gedichte, zu dem gewählten Ausdrucke oder Bilde erweckt worden ist. Denn alles, was der wirkliche Dichter producirt, ist aus dem Leben hervor gegangen, und als Gelegenheitsgedicht zu betrachten, wie denn jeder allgemeine Gedanke erst durch die Besonderung zu Leben und Wirklichkeit kommt. So wären denn insbesondere in Göthe's Leben nicht allein die allgemeinen Grundzüge, sondern auch die speziellen Unterlagen und nächsten Veranlassungen zu seinen Werken, zu den größern und kleinern Dichtungen heraus zu suchen. Und so würde es z. B. eine eigene, sehr lohnende Beschäftigung seyn, aus jener Lebensbeschreibung die mannichfaltigen, mehr oder minder verwebten und verdeckten Fäden zusammen zu lesen, an welche sich die einzelnen Scenen in Faust zunächst anschließen, und daneben in Frankfurt die örtlichen Beziehungen, die einer oder der andern Schilderei zu Grunde liegen, in leibhaften Augenschein zu nehmen. *) Aber alle diese speziellen Beziehungen verhindern nicht, das Allgemeine, „das Innere, Ursprüngliche, Unverwüstliche," **) — den Sinn im Ganzen aufzusuchen und anzuerkennen; worüber sich namentlich unser Dichter noch neuerlich bei Gelegenheit der Kannegießerschen Auslegung der Harzreise auf das wohlwollendste und freundlichste ausgesprochen hat. ***)

*) Eichblätter. Zeitschrift für Deutsche Kunst, Wissenschaft, und Literatur. Erstes Vierteljahrheft, 1823, Nr. 38, S. 156.

**) Göthe's Werke. Stuttgart und Tübingen XIX, 101. l. H. XXVI, 101.

***) Ueber Kunst und Alterthum, III, 2, 43. Göthe's W. l. H. XLV, 315.

Zu 1.

Wie uns in der Regel am leichtesten der allgemeine Sinn zugänglich wird, und die spezielle Beziehung, die besondere Entstehung, die nächste Gelegenheit dazu fremd zu bleiben pflegt, so tritt uns hier umgekehrt zuerst die in der Zeit gegebene Veranlassung entgegen. Unser Wanderer kann nicht umhin, einen Seitenblick auf seinen frommen Pseudo-Vorgänger zu werfen, welcher mit geläufiger Terminologie den heiligen Namen im Munde führt, während er sich selbst zu seiner gottlosen Authenticität bekennen muß, indem er das, was er nicht gelernt, erst noch zu erwandern, und das Beste im stillen Herzen mehr und mehr zu verarbeiten sucht, ehe es laut wird.

„Glaube mir es wird die Zeit kommen, da wir uns „verstehen werden. Lieber, Du redest mit mir als einem „Ungläubigen. Hab' ich nicht eben das erfahren, als „Ihr? — Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht „den Gefallen thue, mich mit euern Worten auszudrücken, „und daß ich Euch nicht einmal durch eine reine Experi„mental-Psychologie meines Innern darlege, — daß ich „ein Mensch bin, und daß der Wortstreit nur daraus ent„steht, weil ich die Sachen unter anderen Kombinationen „sentire, und drum, ihre Realität ausdrückend, sie anders „benennen muß." So schrieb einst Göthe an Pfenninger.

Will's aber Einer Anders halten,
So mag er nach Belieben schalten:
Nur soll er nicht das Handwerk schänden;
Sonst wird er schlecht und schmählich enden.

Zu II.

Der Dichter schildert den Menschen wie er ist, d. h. mit allen seinen Schlacken und Fehlern. So geschieht es, daß er in jeder Schilderung den Lesern einen Spiegel vorhält, in dem sie sich selbst erkennen können. Er hat wohl auch nach Menschen, wie sie seyn sollten, gesucht; es haben sich aber keine gefunden. Darum nimmt er mit den Sündern fürlieb, zu denen er sich ohnehin auch zählt. Aus diesem Grunde ist in der Note auf das Lied: „Offene Tafel" Bezug genommen, denn in diesem Liede finden wir, ob wohl auf andere Weise, eben so lustig als treffend, und eben so fein als wahr denselben Sinn ausgedrückt. Der ernste, tief ergreifende und das stolze Menschenherz demüthigende Hintergrund dieses auf der Oberfläche nur leicht berührenden, lustig neckenden Schwanks ist kaum zu verkennen. Die Grundlage des Liedes ist das Evangelium selbst, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der bibelfeste Dichter einmal die königliche Hochzeit und das große Abendmahl, Matth. 22, 2 — 14. Luc. 14, 12—24, aber auch zweytens die Ladung zum Weinberge an Alle, welche glauben und folgen wollen, Matth. 21, 31. 32. vor Augen gehabt hat.

Demohnerachtet ist der Dichter auch hierüber misverstanden worden. Mußte doch selbst der Weltheiland den Vorwurf hören: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen." — Aber die Gesunden bedürfen des Arztes nicht; den Armen und Kranken hingegen, die ihre Sünden bekennen, und Buße thun, wird das Evangelium gepredigt. In dem Gebete des Paria *) ist wiederum der-

*) Ueber Kunst und Alterthum IV, 3.

ſelbe Text in anderer Geſtalt und Beziehung zu finden. Denn wenn ſich gleich unſer Dichter für ſein ganzes Leben die chriſtliche Terminologie verſagt hat, weil ihm nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe deren Anwendung nie recht glücken wollen, ſo hat er doch in ſeiner Sprache das Evangelium gepredigt, und darum brauchen die Frommen ſeiner und ſeines Heils wegen nicht in der mindeſten Sorge zu ſeyn. *)

Zu V.

Der fünfte Abſchnitt ſchildert in den ernſteſten und rührendſten Tönen das Sehnen, Streben und Ringen des Herzens nach dem Unbeſtimmten und Gränzenloſen. Der letzte Gipfel dieſer Sehnſucht iſt zugleich die Ironie ihrer ſelbſt; dieſer letzte Gipfel iſt hier erreicht, und darum erkennen wir in eben dieſer höchſten Sentimentalität denſelben Grundton, welcher in dem leichtfertigen Tiſchliede: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie ꝛc.“ auf die entgegen geſetzte Weiſe anklingt. Hier und dort wird die Unſeligkeit und Haltloſigkeit des Unbeſtimmten, Unendlichen, zur Anſchauung gebracht. In unſerm Texte rügt der Dichter die Schrankenloſigkeit des idealen Nichtwiſſens mit den Worten:

ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;

in dem Tiſchliede mit dem einleitenden Ausrufe:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?

---

*) Göthe's Werke. Stuttgart u. Tübingen, XIX, oder r. H. XXVI, 304, 305.

Aber in eben diesem Tischliede wird der unbestimmten Richtung — wenn anders von einer unbestimmten Richtung die Rede seyn könnte — sofort die Bestimmung und hiermit die wahre, reelle Richtung gegeben, die ideale Unbestimmtheit und Unendlichkeit mit der reellen Bestimmung und Endlichkeit abgewiesen.

Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang' und Glase — Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wenn wir uns zu ästhetischen Bemerkungen geneigt oder berufen fühlten, und diese nicht lieber jedem selbst überlassen möchten, so würden wir davon ausgehen, daß sich „Wein" nicht mit „hier" reimt, um demnächst den Scharfsinn an kritischen Muthmaßungen über die eigentliche Lesart zu üben und zu prüfen, indem wir die Fragen aufwerfen, ob und wie und warum der Dichter dem Reime gestissentlich ausweiche, den er etwa muthwillig angedeutet haben könnte, und ob es damit wohl gar auf die sentimentalen Seelen abgesehen seyn sollte, welchen in den ersten Zeilen ein geistiger Triumph der Empfindsamkeit verheißen, und gleich darauf, wo nicht zu Wasser, wo nicht schlechtweg zu Bier, doch zu schnödem irdischen Wein gemacht wird.

In den ersten Zeilen dieses fünften Abschnitts ist die Kürze des ganzen Lebens in dem schneidendsten Mißverhältnisse zu der Länge seiner kleinsten Theile empfunden und dargestellt. Anderwärts wird in gleichem Sinne die Kürze des Lebens in dem grellen Mißverhältnisse zu dem,

was darin zu thun ist, beklagt und zur Mahnung ausgestellt. So sagt klagend zu Faust der Famulus Wagner:

Ach Gott! die Kunst ist lang!
Und kurz ist unser Leben!

und er setzt erläuternd hinzu:

Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Höhnend sagt Mephistopheles dasselbe mit den Worten:

„Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang."

um den Doktor vollends zu überzeugen, daß er das nicht erreichen kann, was er erstrebt, und

daß von der Wiege bis zur Bahre
kein Mensch den alten Sauerteig verdaut.

Damit gelangt der Mensch aus dem Zweifel in die Verzweiflung.

Mahnend beginnt der inhaltsschwere Lehrbrief Wilhelm Meisters mit folgenden vier kurzen Sätzen:

„Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil
„schwierig, die Gelegenheit flüchtig."

Es ist wohl zu merken, daß dieser ganze Lehrbrief, welcher dem Jünglinge zur Beherzigung empfohlen wird, den ersten Grad der Weihe enthält, und den ersten Schritt zur Selbsterkenntniß anzeigt, indem es zunächst darum zu thun ist, nicht die Wunden der Menschheit zu heilen, sondern sie noch weiter aufzureißen, nicht die Lücke oberflächlich auszufüllen, sondern sie erst recht fühlbar zu machen.

Es ist ferner nicht zu übersehen, daß eben diese Worte aus des Hippokrates — Aphorismen-Weisheit ent-

lehnt sind. An der Spitze der Aphorismen wird zur Einleitung und Einweihung in die heidnische Weisheit das Aphoristische der Aphorismen, nämlich die Lücke, welche das Heidenthum offen läßt, und, auf die Spitze getrieben, selbst erkennt, aber nicht zu heilen vermag, freimüthig und unverholen anerkannt.

Neuerlichst hat Windischmann die pythischen Sprüche, womit Hippokrates seine Aphorismen eröffnet, mit folgenden Worten übersetzt: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, der Augenblick dringend, der Versuch gefahrvoll, das Urtheil schwer.“ Und der Uebersetzer fügt hinzu, daß der alte Meister der Kunst nicht anders habe sprechen können, weil er, als Heide, das Licht vermißt, in welchem die Vernunft ihre Fülle und Wahrheit hat.

Zu VII.

Handle, aber im Dienste Gottes, im Gehorsam, folge! Dieß ist das Handeln, wodurch du die Welt verbessern kannst. Denn ob auch die Welt Gottes an sich, objectiv, fertig und vollkommen ist, mithin durch alle unsere Thätigkeit nicht gefördert werden kann, vielmehr solcher Dünkel ein für allemal aufzugeben ist; so wird sie doch für uns, subjectiv, besser, wenn sich unsere Thätigkeit als ein stummes Folgen, Ergeben, Gehorchen, Unterwerfen, Entsagen, wenn sich das Leben als ein freudiges Thun und Leiden, als Sterben erweiset. Die Welt ist eigentlich noch dieselbe, die sie vor dem Sündenfall war, das Paradies, welches Moses beschreibt; durch die Sünde ist nur unsere Ansicht dieser Welt und erst durch diese Ansicht die Welt selbst getrübt und verfinstert. Für

uns ist daher die an sich vollkommene Welt so lange eine Hölle, ein Chaos gräulicher Unordnungen und Widersprüche, bis wir es zur Entsagung, zum freudigen Gehorsam gebracht haben. Was an sich ist, das ist uns als solches fremd, nicht seyend: es wird erst unser Eigenthum, wenn wir es dazu machen. — Es ist unerlaßlich, diesen Gedanken so lange zu verfolgen und zu verarbeiten, bis er lebendig und wiedergeboren wird. Er deutet „den hohen Sinn des Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt ins Leben erst denkbar ist," und die aus der Entsagung hervortreibende Freudigkeit rascher That, welche Spinoza mit den Worten bezeichnet: **Beatitudo non est virtutis praemium, sed ipsa virtus; nec eadem gaudemus, quia libidines coërcemus, sed contra quia eadem gaudemus, ideo libidines coercere possumus.** Die Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugendhaftigkeit, sondern diese ist jene selbst; der Glückseligkeit genießen wir nicht als Folge unserer Entsagungen, sondern wir entsagen in Folge des seligen Lebens, das wir in der Entsagung genießen. Was das heiße, ist zu Jena auf einem einfachen Steine in einem Fürstlichen Garten mit folgenden schlichten Worten durch Frage und Antwort erklärt:

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut? —
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Und sagt nicht St. Paulus dasselbe in der Epistel an die Römer 6, 1. 2. 15. f.?

Zu X.

Beim zehnten Abschnitte begegnet uns auch in diesen Versen der Dichter mit der Bibel, und mit den Worten

der Bibel. Der Bibel iſt er nach ſeinen eigenen Bekenntniſſen ſeine ſittliche Bildung ſchuldig. Hier wäre daher der Ort zu einer Digreſſion, um das Chriſtenthum unſers Dichters in das Licht zu ſetzen, und ſomit den Faden wieder aufzunehmen, den wir oben bei Gelegenheit des Liedes: „Offene Tafel“ ſchon angeknüpft, aber auch wieder fallen gelaſſen haben. Allein wir begnügen uns, auf eine ſehr gewichtige Stimme aufmerkſam zu machen, die ſich gegen das Chriſtenthum eben dieſes Dichters erhoben hat. Hiermit meinen wir nicht etwa die Kritik, die in den falſchen Wanderjahren über dieſen Text gegeben wird. Wir übergehen ſelbſt Delbrücks Strafpredigten in der Schrift: „Chriſtenthum,“ weil darauf in einer andern faſt gleichzeitigen Schrift, obwohl nicht mit aller wünſchenswerthen Ruhe und Milde, bereits geantwortet worden iſt. *) Aber außerdem und früher hat ſich in den Heidelberger Jahrbüchern, und in der Frankfurter Zeitſchrift: „Eichblätter“ **) ein wackerer chriſtlicher Freund des Dichters als deſſen Gegner vernehmen laſſen. In deſſen Rezenſionen über Göthe's Lebensbeſchreibung wird zugegeben, daß in dem immer kämpfenden, geiſtlichen Gemüthe des Dichters das Chriſtenthum immer durchbrechen wolle; aber es wird auch behauptet, daß es nie zum vollen Durchbruche kommen könne. Es wird bemerkt, daß „man zuweilen glaube, die Lebensbeſchreibung eines angehenden Gottesgelehrten

*) Ueber Göthe's Fauſt und deſſen Fortſetzung. Nebſt einem Anhange von dem ewigen Juden. Leipzig, Hartmann, 1824. S. 285.

**) Heidelberger Jahrbücher, 1812, Nr. 15; 1813, Nr. 5. 6; 1814, Nr. 41. — Eichblätter, Zeitſchrift für Deutſche Kunſt, Wiſſenſchaft und Sitte, erſtes Vierteljahrsheft, Juli bis September, Nr. 30 bis mit 40.

zu lesen;" aber es wird auch hinzugefügt, daß überall das Weltkind die Oberhand behalte. Es wird wohl auch Hoffnung gelassen, ob etwa „die unruhige Magnetnadel ihren Pol noch finden werde;" aber es wird auch beklagt, daß sie ihn zur Zeit noch nicht gefunden, und daß der große Dichter noch jetzt „in unentschiedenem Kampfe" sich befinde, indem bei der ungemeinen „Mercurialität" dieses „allandergestalten durchlebenden" Geistes das Christenthum nie feste Wurzel habe schlagen können, vielmehr jeder neuen Erscheinung habe Platz machen müssen, und daher auch nicht der einige Mittelpunkt alles Wirkens geworden wäre.

Wie wir nun unseres Orts die tiefen Blicke, die dem Recensenten in Göthe's inneres Leben gelungen sind, als ob er es selbst gelebt und erfahren hätte, zu würdigen uns erfreuen, so können wir uns doch nicht zu seiner Ansicht über Göthe's Christenthum bekennen, ob wir uns gleich zu dem christlichen Glauben bekennen, den der Recensent selbst hier und sonst predigt, aber unserm Dichter nicht zugestehen will. Es ist indessen unsere Absicht, nicht diese Ansicht über Göthe's religiösen Charakter näher zu prüfen, oder zu widerlegen, sondern zur Prüfung zu empfehlen. Wenn sie irrig ist, so freut sich gewiß der Recensent zuerst seines Irrthums. Uns scheint wenigstens diese Ansicht von mancherlei Mißverständnissen getrübt zu seyn, und ein hauptsächliches Mißverständniß mag darin liegen, daß das Leben Göthe's nicht genugsam als Phänomenologie des Geistes gefaßt worden ist. Der Verfasser versichert zwar, daß er nicht vergesse, „das Gewesene vom Jetzigen historisch zu unterscheiden;" aber es scheint ihm damit doch nicht überall gelungen zu seyn. Wenn die Zeit, in wel-

cher Göthe geboren und erzogen worden, als ächt christlich, als an Gottes Wort und Erlösungswerk haftend gerühmt wird, so dürfen wir darüber nicht vergessen, daß der Dichter auch die Zeit der sogenannten Vernunft-Religion und aller neologischen Bestrebungen durchlebt hat. Wenn er nun als ein Kind der Zeit auch den Unglauben und den Rationalismus der Zeit innerlich wie äußerlich erlebt und erfahren hat, so fragt es sich, ob er das Unwesen nicht auch überlebt und überwunden, ob er das läuternde Feuer bestanden habe oder darin untergegangen sey? Wenn er nicht ausgekämpft hat, — denn wo ist der Lebendige, der seinen Kampf ausgekämpft hätte? — so folgt daraus noch nicht, daß er in unentschiedenem Kampfe sich befinde. Wenn er bald geistlich, bald weltlich, bald fromm, bald leichtfertig, bald ernst, bald spashaft, bald warm, bald kalt, und immer ein anderer ist, so kommt doch alles aus Einem festen Mittelpunkte. Und wenn er sich in der Gesellschaft Lavaters und Basedows, und bei dem Diner zu Koblenz als ein schnödes Weltkind giebt, oder bei dem Fräulein von Klettenberg als einen Heiden, oder als einen Unwürdigen, für den der Herr nicht gelitten, sich selbst bloß stellt, so liegt darin mehr Richtung zum Christenthume, als in dem allzuschnellen, nach der Terminologie vollkommenen bibelgerechten und unbedingten Bekenntnisse zu dem geoffenbarten Worte Gottes, ehe daß es durch eigne innere Erlebung und Erfahrung zur individuellen Offenbarung und Verständigung gekommen.

Rekapitulation.

Die Entwickelung des menschlichen Geistes, d. h. die Errettung aus dem Sündenfalle geschieht stufenweise. I) Im Verlaufe derselben erhebt sich der subjective Standpunkt, welcher dem Menschen auf eine Weile allerdings volle Befriedigung, und wohlgefällige Selbstgenügsamkeit, und das stolze Gefühl eigner Verdienstlichkeit gewährt. Demohngeachtet enthält er das Moment, welches den Menschen erst zum Menschen macht. Erst als Selbstheit wird die Subjectivität zur Wurzel aller Sünde. II) Aber in eben diesem subjectiven Standpunkte muß der Dichter selbst eine verlaufene Periode seines Lebens erkennen. III) Ja, er muß sich, wenn er sich ohne Schonung prüft, wenn er aufrichtig der Wahrheit die Ehre giebt, noch jetzt, obwohl nur bedingt, dazu bekennen, denn es ist und bleibt derselbe Geist, der die Wandlung bestanden und täglich die Versuchung von neuem besteht. IV) Der Geist ist aber nicht ein einzelner Moment seiner Entwickelung, sondern die Gesammtheit aller einzelnen Erscheinungsweisen seiner selbst, wodurch er erst an und für sich wird. V) Eine einzelne Stufe der Geistesentwickelung gewährt für die Dauer keine Befriedigung; der Stillstand der Entwickelung zerreißt und vereinzelt die Zeit in ihre abstracten Momente, denen Wesenhaftigkeit und Ganzheit fehlt; die Subjectivität, isolirt, verflüchtigt sich in das Namenlose zur Sehnsucht, zum Zweifel, und zur Verzweiflung. VI) Wenn der Mensch diese Periode überstanden hat, so wendet er sich, um anderwärts einen festen Haltpunkt zu erlangen, zu dem, was außer und über ihm ist, zum Objectiven, bis er in diesem das Urbewußtseyn, als Selbstbewußtseyn, das Subjective, wieder findet, und somit, grade auf dem

Wege der Entsagung der Selbstheit, zum absoluten Selbst gelangt, dem er stumm folgt, VII) und ohne Grübeln, ohne Dünkel, sich willig unterwirft, als das Einzelne dem Ganzen, als der Knecht dem Herrn, wodurch das verlorne Gleichgewicht wieder hergestellt wird. VIII) Und dieses ist eben, was Noth thut, daß du die Bahn deiner Entwickelung aus der Selbstheit zur Selbstverläugnung geraden Weges verfolgest. Dieses ist das erste, denn wer grade geht und sieht, der sieht die Welt, wie sie ist, und lernt sich selbst kennen, aber wer auf krummen Wegen geht, der weicht sich selbst und der Wahrheit aus. Hieraus folgt das zweite, daß du urtheilen lernst, d. h. daß du in allen Spaltungen die Urtheilung erkennest. Aber das letzte ist, daß du aus dem Zweifel zur Wahrheit, aus der Sünde zur Sühne, aus dem Streite zur Verträglichkeit, zur Liebe und Versöhnung erhoben wirst. IX) Wenn sich auf diese Weise das Einzelne mit dem Ganzen versöhnt und ausgeglichen, wenn sich das Seyn als das ewige Werden, das Werden als Thätigkeit, die Thätigkeit als Gehorsam, der Gehorsam als die Freudigkeit des Glaubens und der Hoffnung in der Liebe erwiesen hat, so kommt auch die anfänglich zersplitterte Zeit zu ihrer Einheit und Bedeutung als das Medium jener Thätigkeit, und als die nothwendige Erscheinungsweise der Ewigkeit selbst. X) Mit der Zeit verklärt sich auch der Tod als die Nacht, die alle Thätigkeit als eine besondere aufhebt, aber als allgemeine aufbewahrt; und eben deßhalb zur Thätigkeit in der Zeit antreibt, weil ohne diese keine lebendige Allgemeinheit erblüht; XI) denn nur durch Beschränkung und Concentration wird das Thun zur Freude und die Zeit zur Ewigkeit.

Summa.

Es ist ein Höchstes und Letztes, wozu die Menschheit im Laufe ihrer Entwickelung gelangen kann. Dieses Letzte ist das Christenthum; aber das Christenthum besteht weder in Singen und Beten, noch im Denken und Begreifen, weder im Glauben, noch im Wissen, sondern in der Thätigkeit. Und die Thätigkeit besteht wieder nicht in dem Handeln und Wirken, das dem Beten und Denken entgegengesetzt ist, sondern in dem Handeln nach dem Willen Gottes, wodurch das Gebet und der Begriff in die Gesinnung und durch die Gesinnung in das Leben, in Saft und Blut übergehen. Das Christenthum ist der Glaube, der in der Liebe thätig wird, und darum offenbart sich die Thätigkeit des Glaubens als Verträglichkeit; „die Liebe verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles; sie suchet nicht das Ihre," denn es giebt keine thätige Liebe ohne Selbstverläugnung. Die thätige Liebe bleibt nicht in der Gesinnung stecken; sie ist das Beten, Denken, und Arbeiten zumal, sie ist alles mit einemmale, sie ist es aber nur durch Entsagung, d. h. dadurch, daß sie nur Eines, aber dieses ganz ist; und so ist sie es auch, wodurch die Zeit aus der Vergänglichkeit und Eitelkeit ihrer vereinzelten Ausmessungen erlöset und zur Ewigkeit verklärt wird.

Thätig Ihn preisenden
Liebe beweisenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Im Anfang war das Wort, der Sinn, die Kraft, — die That.

Doch zu dem Selbſtverſtändniß
Iſt auch wohl noch ein Rath;
Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge raſche That.

Und nun, auf einmal hat er's los,
Wie man das Beſte kann:
Nicht ruhen ſoll der Erdenkloß,
Am wenigſten der Mann!

VII.

XXIII, 71.

Die neue Melusine.

Ein Mährchen.

Es war in der Laube zu Sesenheim, zur Nachmittagszeit, unter den anmuthigsten Verhältnissen, an der Seite Friederikens, — der Vater hatte sich entfernt, sein Mittagsschläfchen zu halten, die Mutter war in der Haushaltung beschäftigt wie immer, — der Jüngling hatte eben seinen ersten Besuch in der Pfarre zu Sesenheim gemacht, er befand sich bereits in der zweiten Verkleidung, — als er zum erstenmale das Mährchen vortrug, welches er hernach unter dem Titel, „die neue Melusine" aufgeschrieben, und später den Wanderjahren einverleibt hat. Er erinnert selbst, daß er den hauptsächlichen Eindruck der mündlichen, persönlichen Mittheilung zuschreiben müsse, denn „der Mensch ist eigentlich nur berufen, in der Ge„genwart zu wirken. Schreiben ist ein Misbrauch der „Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der „Rede."

„Zum neuen Paris verhält sich das Mährchen," so sagt er selbst, „wie ungefähr der Jüngling zum Kna„ben." Dem Jünglinge gelang auch, „was den Erfinder „und Erzähler solcher Produktionen belohnt, die Neu„gierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fes„seln, zu voreiliger Auflösung undurchdringli„cher Räthsel zu reitzen, die Erwartungen zu „täuschen, durch das Seltsamere, das an die „Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mit„leid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, „zu rühren, und endlich durch Umwendung eines „scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern „Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungs„kraft Stoff zu neuen Bildern und dem Ver„stande zu fernerm Nachdenken zu geben."

Alle diese Wirkungen hatte in Sesenheim die launige Erzählung des muntern Jünglings hervorgebracht: und sie werden nie ganz ausbleiben, so oft sich das tolle Mährchen wiederholt, welches wir hier aus dem Munde eines vielgewandten, vielversuchten Barbiers vernehmen. Und wenn der Verstand gleich Anfangs zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel gereitzt wird, so ist das Letzte, daß er immer wieder von Neuem zu fernerm Nachdenken reichhaltigen Stoff erhält und aufnimmt.

So fragen wir auch jetzt: Ist's denn auch wahr, was der verschmitzte Barbier erzählt, und was früher ein loser, verkleideter Bauernbursche erzählt, und mitten im Erzählen erfunden hat? Dürfen wir einem jungen Menschen auf sein ehrliches, hübsches Gesicht trauen, einem Menschen, den eine Mystifikation zur andern reitzt, und der es im Alter nicht viel besser macht? Aber was ist

denn überhaupt unter der Wahrheit eines Mährchens, unter der Wirklichkeit eines Gedichts zu verstehen?

Ein Mährchen kann wahr seyn, und bleibt doch ein Mährchen, jedes Mährchen ist ein Räthsel, dessen verborgener Sinn seine Wahrheit ist; umgekehrt kann eine Geschichte mährchenhaft seyn, und bleibt doch eine wahrhafte Geschichte. Ist doch nichts ohne Räthsel, auch das Gewisseste hat seine mährchenhafte Seite. Der Barbier erzählet wunderliche Lebenserfahrungen wie Mährchen im stillen Sinne, er verschweigt den Sinn, daß er errathen werde, und die Menschen nehmen ihn um so lieber auf, wenn sie ihn selbst gefunden zu haben glauben. Dieser stillverborgene Sinn des Mährchens ist sein innerster Reitz: wir dürfen um so gewisser darnach fragen, als sein verschlossenes Daseyn gleich zum Eingange bevorwortet wird.

Aber der Barbier bekennet auch, daß ihn die erlebte Geschichte noch immer in der Erinnerung unruhig mache, denn sie erinnert ihn an die damit berührte Geisterwelt, die uns jederzeit mit einiger Scheu erfüllet: er bekennet zugleich, daß ihn diese selbst erlebte Geschichte eine endliche Entwickelung hoffen lasse, woraus wir sehen, daß ihm selbst der Gedanke seiner Erfahrung noch nicht völlig sich erschlossen hat. Wird er sich nun uns eröffnen? Uns hat wenigstens die Geschichte, in welcher das Mährchen Platz gefunden, weiter, als ihn geführt; um es besser übersehen zu können. Dazu kommt, daß es mehr als einen Sinn zu bergen scheint, und sich mithin wenigstens theilweise errathen, ja auf verschiedene Weise lösen läßt indem der nächste Sinn den entfernteren, aber auch der letzte den ersten, eine einzelne, bestimmte Erinnerung andere Beziehungen, so wie umgekehrt die all-

gemeine Bedeutung die besondere nicht ausschließt, denn ein Mährchen soll an nichts und an alles erinnern.

Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen!

„Nach Wilhelm Meisters Lehrbriefe, welcher aus Makariens Archiven entlehnt ist, lernt der ächte Schüler aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und die Weissagung bestehet darinne, daß sie aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, und den Sinn des Sinnlosen erkennet.

Um uns nun zunächst an das Bekannte zu halten, hätten wir uns vorerst die Lehr- und Wanderjahre wenigstens in ihren allgemeinsten Umrissen und Hauptbeziehungen zu vergegenwärtigen, denn das Mährchen ist hinein gewebt.

Hier sehen wir vom Anfange bis zum Ende alles leben und weben, das Leben wird immer lebendiger, und muß sich immer mehr verwickeln und durch einander spinnen, um sich demnächst gemeinsam zu entwickeln und zu entspinnen, und zuletzt verliert sich das in einander übergreifende Leben und Weben recht eigentlich in das regsamste Treiben einer großen Weberey, in welchem überall ein Gedanke heraus sieht. Und wirklich ist's

— mit der Gedanken Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Da kommt der Philosoph, der tritt herein,
Und beweist euch, es müßte so seyn.

Dazu bleibt aber dem von Mephistopheles verspotteten Philosophen kein anderes Mittel übrig, als daß er die einfachsten Grundfäden des Gewebes aufsucht, die jeder aufmerksame Leser selbst entdecken kann.

In dem vorliegenden verwickelten Gewebe sehen wir viele Menschen auf den entlegensten Umwegen ihren Lebensberuf aufsuchen: der eigentliche Beruf ist nicht so leicht zu finden, er läßt sich auch nicht willkührlich, wenigstens nicht auf die Dauer verändern und bestimmen, denn es ist jedem sein Beruf angeboren, und darum findet auch der Mensch erst in dieser seiner besondern Bestimmung sein wahres Verhältniß zum Ganzen. Wer hätte erwartet, daß Wilhelm Meister, der ausgegangen war, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich gefunden hatte, zuletzt als Chirurgus seine Bestimmung finden würde, und daß er dadurch das Werkzeug zur Rettung seines Sohnes werden sollte? Wer hätte gedacht, daß Philine als Schneiderfrau, Lucie als Nähterin, Friedrich als fertiger Geschwindschreiber, Jarno als Montan, Lenardo als Webereybeflissener enden würden?

Je weiter wir fortschreiten, desto deutlicher erweiset sich dieser Lebensberuf als der magnetische Rapport des Individuums zum Universum, und so erscheinen zuletzt in höchster Steigerung zwei mystische Personen, eine ätherische im Rapport mit dem Sonnensysteme, in der wir den unsichtbaren Mittelpunkt der mannichfaltigen geheimnißvollen Verbindungen entdecken, und eine terrestrische, welche die unterirdischen Heimlichkeiten im Schooße der Erde magnetisch fühlt, weil sie in einem geheimen Bezuge dazu steht und still darauf horcht.

Zugleich lernen wir in diesem hellen Spiegel der Wirk-

lichkeit deſto deutlicher erkennen, was längſt bekannt iſt, nehmlich daß die Erde, ſo weit ſie bekannt, auch bereits in Beſitz genommen iſt, während ſich die Menſchen, die auch davon leben wollen, tagtäglich vermehren. Darum kommt es immer mehr darauf an, den Entſagenden und Wandernden zu folgen, indem wir uns einerſeits beſchränken, andrerſeits ausdehnen lernen. Hierzu gehört aber, daß wir eines Theils das Gegebene durch beſſere Benutzung vervielfältigen lernen, um im Lande zu bleiben, andererſeits das Nichtgegebene ſuchen, und zu dem Ende auswandern, neues Leben im todten Stoffe zu erregen, und die Auferſtehung im Beinhauſe zu befördern. Sicherlich würde es für Alle genug zu thun und zu leben geben, wenn ſie nur erſt ihren Beruf kennen und üben lernten. Daß es ſo ſchwer hält, ſich ſelbſt, und an ſich ſelbſt den individuellen geheimen Bezug kennen zu lernen, liegt darinn, daß zu der Selbſterkenntniß auch die Erkenntniß des Andern, zu dem wir in Beziehung, in Verkehr treten ſollen, nothwendig erfordert wird. Iſt aber einmal der Beruf gefunden, ſo ſteigert er ſich immer mehr zur Kunſt, theils durch Beſchränkung, theils durch Erweiterung.

Wenn die Jugend, als die heitere Schwelle des Lebens, in den Lehrjahren hauptſächlich den freien Künſten ſich zuneigt, ſo beſtimmt ſich die ſpätere, ernſtere Lebenszeit in den Wanderjahren für die ſtrengeren Künſte: hier müſſen wir ſogar mit Lenardo weben lernen um leben zu lernen.

Dieſe einfachen Lebenserfahrungen entwickeln ſich an dieſen Geſchichten ſo einleuchtend, daß man meinen ſollte,

alle Leser würden tausendstimmig einstimmen, wenn die Verbündeten ihr traulich Werk-Lied singen.

G. W. letzter Hand. XXIII, 162. 163.

Es wäre ferner zu beachten, wie in Folge dieser Lebensregeln, welche jeden Beruf, jedes Handwerk durch seine gemäße Ausbildung zur Kunst adeln, die unterschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft aus ihrer todten Abgeschlossenheit hervor gehen, und zu neuem Leben in Flüssigkeit gesetzt, verjüngt und regenerirt werden, indem sie sich mittheilen und in einander übergreifen.

Wechselseitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen,
Schließen Hof und Garten-Zaun,
Auch der Nachbarschaft vertrau'n.

Hier ist ein neues, frisches, gesundes Leben ausgegossen über die Unterschiede der menschlichen Verbindungen, daß sie sich an einander halten, und ohne Rückhalt sich gegenseitig auseinander ergänzen zu fröhlichem Wachsthum und Gedeihen. Die Spaltungen werden zu Unterschieden, die Unterschiede zu Verbindungen: alle Stockungen weichen, es regen sich alle Organe, deren Gliederung schon abgestorben, deren Entwickelung mitten im Leben erstarrt und sitzen geblieben zu seyn schien. Solche Aussichten stärken das Auge, wenn es sich an den dürren, farblosen Erscheinungen des Tages krank und matt gesehen, sie erquicken, wie grüne Wiesenflächen, von Blumen bunt durchwirkt im reichsten Farbenschmucke und im Glanze blinkender Thautropfen, unter den Strahlen der ersten Morgensonne, das Auge des Städters heilen und erfrischen. Aber noch sehen wir nur den Anfang in einzelnen Ver-

bindungen verſchiedener Stände, die weiteren Folgen ſchimmern nur aus der Ferne der Zukunft herüber.

So iſt auch nur leiſe, faſt zu leiſe, zu zart das allerzarteſte und heiligſte Verhältniß berührt, gleich als ſey auf der ſchon in Beſitz genommenen Erde kein Raum dazu, und unter den mannichfachen, bedauernswerthen Verirrungen und leidenſchaftlichen Verwirrungen eines natürlichen Lebens, welche der Dichter nicht verſchweigen darf, keine bleibende Stätte dafür. Aber wie auf der einen Seite eine falſche Schaam nicht abhalten konnte, auch die Flecken und Gebrechen, welche ſich an den liebſten Perſonen zeigen, in Hoffnung endlicher Entwirrung und Entſündigung offen mitzutheilen, ſo iſt auch andrerſeits dieſe Hoffnung und der feſte Grund ſolcher Zuverſicht vielfach angedeutet. Wir werden im Verlaufe der Handlungen und Begebenheiten immer mehr darauf hingewieſen, daß der Menſch auch in ſeinem eigenſten Lebensberufe nicht Genüge finden, ja, daß er ſeinen Lebensberuf ſelbſt, und in ihm ſein individuelles Verhältniß zum Ganzen, und in dieſem Verhältniſſe das Ganze ſelbſt doch nicht finden kann, wenn ſich ihm nicht zugleich ſein Verhältniß zu Dem, in dem wir leben, weben und ſind, ſeine Stellung zu Dem, der über, mit und in uns iſt, nach ſeiner Wahrheit immer deutlicher und verſöhnender erſchließt. In der Entwicklung dieſes Verhältniſſes liegt der Grund und das Ziel des menſchlichen Lebens; daraus erklärt ſich die Unruhe des Herzens, das Ruhe ſucht und nur in Ihm findet. Das höchſte Ziel der pädagogiſchen Provinz iſt die Erziehung zur Religion nach den drey Glaubensartikeln. Der Dichter legt hier ausgebildet eine Anſicht nieder, die ihn ſchon als Jüngling in den zwo wichtigen bibliſchen Fragen un-

ter dem Mantel eines Landgeistlichen in Schwaben beschäftigt hatte. Diese tiefste Seite des menschlichen Lebens hat ihre unterschiedenen Formen und Stufen, denn überall haben sich die Fußstapfen des ewigen Weltgeistes und die Spuren seiner Offenbarung erhalten, welche sich wohl trüben, aber nicht verlieren, und zuletzt zu erwünschter Klarheit und Wahrheit entwickeln; aber die Wahrheit läßt sich nicht aufdringen, es ist ein glücklicher Augenblick, in dem sie Eingang findet. „Man fühlt Einen Augenblick," sagt der Dichter in seinem fast vergessenen Pastoral-Schreiben, „man fühlt Einen Augenblick, und der Augenblick ist ent„scheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat „sich vorbehalten ihn zu bestimmen. Es war eine Zeit, „da ich Saulus war, Gott Lob, daß ich Paulus gewor„den bin. Gewiß ich war sehr erwischt, da ich nicht mehr „läugnen konnte."

Aber so leise und heimlich auch die Andeutungen sind, welche das innerste Leben der Religion betreffen, wie denn die Menschen selbst nichts so heimlich zu halten pflegen, als das Beste, so treten doch auch mehr als einmal aus dem allgemeinen verborgenen Hintergrunde, wie zum Vorspiele, einzelne liebliche Scenen eines menschlichen, näher eines häuslichen Zustandes hervor, der, „auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten wird, nicht zu eng, nicht zu weit;" nicht so eng, wie in dem Kreise der lieben, frommen Aeltern und Schwiegeraltern Nachodinens, nicht zu weit, wie in dem heillos zerrissenen Haushalte Odoards, denn der Mensch muß sich ebensowohl zu beschränken, als zu erweitern verstehen. Beiläufig gesagt: die Darstellung dieser verstörten Lebenszustände in Odoards Hause ist ein Wunder

der Kunst: auch die Form ist aus allen Fugen der Ordnung und Zeitfolge herausgetreten und gleitet doch in den zierlichsten Weisen des Ebenmaaſes innerhalb der Wellenlinien des Schönen dahin. — So kann keiner die traurigsten Lebensverirrungen schildern, wenn ihn nicht die Aussicht auf endliche Entwirrung und Wiederbringung des Verlorenen aufrecht hält und belebt. —

Später finden wir tief in dem betriebsamen Gebirge, welches Lenardo besucht, ein junges Paar, welches aus Ueberdruß an der so oft ohne inneres Leben wiederholten heiligen Sprache der Frommen am Ende mit der Form auch den positiven Inhalt des Christenthums selbst wegwirft, und mit einer daraus abgezogenen Moral sich abfinden zu können meint. Und hier ist es der Wanderer, der sonst weder zu singen, noch zu beten pflegte, Wilhelm Meister ist es, der ihnen das Schwankende in ihrer religiösen Denkweise aufdeckt. Er hatte inmittelst selbst, wie im Traume, die hülfreiche Hand erfahren, die den Menschen ergreift, wenn ihn der Abgrund zu verschlingen droht, die Hand, die ihn, im Augenblicke der Noth, zugleich der Gefahr und dem — geträumten Erden-Glücke entreißt. Vor diesem Abgrunde warnet er jetzt ein liebendes Paar, indem er auf die hülfreiche Hand weiset. Die jungen Leute erzählen es selbst: „Die christlichen Ausdrücke waren uns trivial geworden, der Kern, den sie enthalten sollten, war uns entfallen. Da ließ er uns die Gefahr unseres Zustandes bemerken, wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten seyn müsse, an welches von Jugend auf sich so viel angeschlossen, sie sey höchst gefährlich bey der Unvollständigkeit besonders des eignen Innern. Freilich eine täglich und stündlich durchgeführte Frömmig-

keit werde zuletzt nur Zeitvertreib und wirke wie eine Art Polizei auf den äußern Anstand, aber nicht mehr auf den tiefen Sinn, den sie Anfangs erregt hatte: das einzige Mittel dagegen sey wirkliche tägliche Erneuerung des alten Menschen „zu einer dem Aeußern gemäßen sittlichen Gesinnung.“ Auf diesem Wege sehen wir auch hier das Unsittliche bewältigt und entfernt, welches außerhalb dieser Regionen auch in den vorliegenden Dichtungen so oft stört, weil sie der Spiegel des verborgenen Lebens sind und seine Schäden aufdecken, und seine heimlichsten Gedanken verwirklichen. In diesem religiösen Elemente erklärt und verklärt sich auch die höchste Spitze und die durchgehende Geheimlehre der Lehr- und Wanderjahre. Was sagen uns die geheimen Verbindungen, die mysteriösen Anstalten, die verborgenen Fäden und Leitungen, an deren Spitze wir endlich die Selige erkennen, und worüber sich Wilhelm gelegentlich entrüstet, weil er sie für unberufene Einmischungen hält, weil er es unbequem findet, sich in solche Schranken zu fügen? Es wird erst nach und nach klar, was sie sagen. Werden wir nicht Alle von einem unsichtbaren Obern und seinen geheimen Dienern, von Gott und seinen heiligen Engeln geführt und geleitet, beschirmet und bewahret? Es ist uns wohl auch Allen zuweilen unbequem, und dienet doch zu unserm Frieden.

Hiermit wären die überall hervorleuchtenden Grundgedanken der Lehr- und Wanderjahre verzeichnet: sie beziehen sich auf das ethische, kosmische, historisch-juristische, politische und religiöse Element dieser Poesien: aber nun entsteht auch sogleich die Frage, wie dazu die neue Melusine paßt. Das lose Mährchen, welches der

breitspurtige Chirurgus erzählt, und an eine vergilbte Sage anknüpft, scheint mit jenen ernsthaften Regeln tiefster Lebensweisheit in keinem Zusammenhange zu stehen; ja, wir bemerken kaum an dem Erzähler selbst den stillen Sinn, den er verbirgt, so schweigsam ist er in seiner Redseligkeit. Aber nach und nach tritt doch eins und das andere deutlicher heraus, indem wir uns die Geschichte von Anfang bis zu Ende wiederhohlen.

Wer soll, wer kann auf sein vergangenes Leben zurückblicken, sagt Wilhelm, ohne gewissermaßen irre zu werden, da er meistens finden wird, daß sein Wollen richtig, sein Thun falsch, sein Begehren tadelhaft und sein Erlangen dennoch erwünscht gewesen? Und der Barbier kann es ihm nachsagen, ob er gleich noch nicht zu Ende ist.

So viel liegt zu Tage, daß der behende Mann, der uns mit seinem Mährchen unterhält, sein Leben *zu weit* angefangen, ohne Schranke, ohne Gesetz in den Tag hinein gelebt hat: er sagt selbst, daß er seinen Zuschnitt zu groß angelegt habe. Das Zweite ist, daß sein Leben später *allzuneng* wird, er wird unfrei. Nur zu bald geräth er in das herbe Mißverhältniß zwischen dem engen, knappen Drucke der Armuth und der allzuweiten Welt, die er im loseſten Müßiggange durchstreift, denn Ordnung und Arbeit sind ihm zu enge, und das enge Leben steht ihm gar nicht an: So hat er noch immer einerseits zuviel, andrerseits zu wenig: er will immer wieder der Beschränkung, die ihm die Armuth auflegt, entlaufen, bis er endlich unbequem genug in die *Enge* des Zwergenlebens sich gebannt fühlt. Aber auch in dieser Enge weiß er sich so wenig selbst zu beschränken, daß ihm noch immer die Ehe so widrig ist, wie die Musik, deren Harmonie er nie anerkennen wollte. Das

Letzte ist, daß er, was auch früher sein Stand und sein äußerer Beruf gewesen, freilich nach vielen Umwegen theils in der Chirurgie und in der edlen Barbierkunst, welche Keiner gering schätzen wird, der ihr Tag für Tag, oder einen Tag um den andern einige Minuten der theuern Lebenszeit opfern muß, theils in der Gabe sinnigen Erzählens, wodurch er eine ungemessene Redseligkeit beschränken und beherrschen gelernt, seine eigentliche Bestimmung findet. Jenes ist für die Werktage, und dieses für die Feiertage. Und hat nicht jeder Mensch einen Werktagsberuf und eine Beschäftigung für den Feiertag? es ist aber beides heilig.

Gehen wir weiter, so schließt sich Schritt für Schritt Neues auf, wodurch sich das Gesagte bestätigt, und wovon wenigstens Einiges zu weiterer Anleitung und Prüfung mitzutheilen seyn dürfte.

So sehen wir eine Person aus dem höchsten Stande in Verhältnisse eingehen, welche einerseits niedriger, andererseits höher sind, im Allgemeinen aber durch ebenbürtige Bildung des Geistes sich ausgleichen. Hier ist nicht mehr von Misheirathen die Rede; wie Natalie dem Kaufmannssohn, aus dem ein vagabondirender Schauspieler geworden war, unbedenklich die Hand reicht, so darf unser wandernder Geselle sogar um eine Prinzessin werben. Aber die verschiedenen Stände bleiben darum doch, es sind nur keine Kasten, die sich gegen einander abschließen; die einzelnen Glieder können herüber und hinüber, ohne daß der Unterschied der Stände selbst aufgehoben würde. —

So begegnet uns auch in der Mährchenwelt die Erfahrung, daß Alles, was sich abschließt, in sich selbst verfällt: die Zwerge sind durch vieltausendjährige Erfahrungen

dahinter gekommen, da
len, immer kleiner wer
men müßten, wenn sie
ist auch die Königliche
tes und in Folge der
Verkleinerung am meis
gen diesen Misstand is
Zwerge die Verbindung
suchen genöthigt sind,
wenn sich die Verbindu
elt, nicht organisch ins
und mit einem Male

Die junge Prinzes
ligion und den Kultus
richten, denn die Relig
so daß wir auch unter
stellungen derselben die
Sie beginnt mit der S
Zwergen natürlich ein
aber sie überheben sich
che ebenfalls die ihnen
So weiß auch diese Re
pfung durch die Sünde
Kreaturen Gottes gege
Weltordnung so wenig
nen muß, die feindlich
sätze in's Gleichgewicht
wird, daß sie sich in
In dem geordneten G
Mächte haben wir das
Versöhnung ist das Ziel,

schimmert, und zuletzt als die geoffenbarte Wahrheit selbst durchbricht, wie das Sonnenlicht durch Wolken und Nebel.

Besonders wichtig ist aber in unserm Mährchen das Moment der Geschichte, wo sich das Geheimniß des Liebezaubers löset, indem der Geliebte seine Schöne nach ihrer eigentlichen Beschaffenheit kennen lernt und in ihr Inneres sieht. Es giebt uns viel zu denken, wenn Melusine ihren Geliebten auf die Folgen davon aufmerksam macht, daß er sie in ihrer wahren Gestalt gesehen hat. Sie sagt ihm wohlbedächtig: „die Sache ist ernsthafter, als du denkst," und das bewährt sich auch bald. Sie sucht selbst den üblen Folgen zuvorzukommen, indem sie ihn nunmehro völlig aufklärt und nichts verschweigt, aber der Zauber der Illusion ist einmal gestört, der erste, zarte Blüthenstaub argloser Lebenspoësie ist dahin, und die letzte Blüthe ist noch nicht erschienen, — der unsterbliche und unbefleckliche Funke noch nicht gerettet aus dem Leibe des Todes. — So jammert der arme Mensch von seinen höchsten Idealen jäh herabgestürzt, wenn er zum erstenmale in sich und in Anderen etwas Böses, Widriges und Niedriges als ein Zerrbild seines eigentlichen Wesens entdeckt! Und ist nicht jeder Mensch in das zwiespältige Doppelwesen Melusinens zerfallen, dessen Gedanken sich unter einander verklagen? Hoch und niedrig zumal, halb Riese, halb Zwerg: er gehört der Natur an, und eignet dem Geiste, der Erde und dem Himmel verwandt, er muß sich selbst so oft der Knechtschaft der Sünde zeihen, und ist doch zur Freiheit und Herrschaft berufen. Wer wird ihn aus diesem Zwiespalte erlösen?

So nimmt es auch alle unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, wenn der junge Ehemann bekennen muß, daß

er mitten in seinem Liebesglücke, mitten im Glanze des königlichen Hofes, als Phygmäenprinz „seinen vorigen Zustand nicht vergessen konnte.“ „Ich empfand in mir,“ so erzählt er, „einen Maasstab voriger Größe, welcher mich „unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum erstenmale, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält seyn „sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien „mir manchmal im Traume wie ein Riese. Genug, die „Frau, der Ring, die Zwergenfigur, so viele andere Bande „machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf „meine Befreiung im Ernste zu denken begann.“ Wir wissen, wie ihm die Erlösung wenigstens im ersten Grade gelang. Aber wer könnte hier nicht auch einiges von dem erkennen, was die Dichtung kunstreich verschweigt, nachdem sie die Saite dazu angeregt hat? Wer erkennt nicht in dem durch die Schuld seines eigenen Willens zum Zwerge verkrüppelten vollkräftigen Manne den Menschen überhaupt, der von seinem erhabenen Urbilde herabgefallen ist? aber hat nicht auch jeder Mensch, gleich ihm, das Gedächtniß seiner hohen Bestimmung als Mitgift behalten? zu ringen und zu streben nach der Berufung, die ihm vorgehalten ist, in gläubiger Sehnsucht nach der Erlösung aus solcher Schmach und Niedrigkeit?

Eigentlich ist es nicht sein Wille, der ihn niederzieht, nicht sein Wollen ist unrichtig, aber sein Begehren ist tadelhaft. Hat der Mensch einmal der Begierde, der Leidenschaft Raum gelassen, so reißet sie ihn gleichsam wider seinen Willen mit sich fort, er siehet die Folgen voraus und rennt doch hinein, er will nicht und muß doch, weil die Begierde herrschet, deren Sklave er ist.

So hat er erſt, im leidenſchaftlichſten Aerger und Verdruſſe gegen ſeine Schöne, ſein Gelübde gebrochen; er hat Spott und Vorwurf, die empfindlichſte Kränkung über das geſammte Reich der Kleinen ausgegoſſen, wozu ſeine Geliebte gehört: und er kannte doch die Folgen. So reißet ihn ſpäter die Leidenſchaft für ſeine Geliebte in das unheimliche Reich der Zwerge herab, welches er zuvor verſpottet hatte: die Leidenſchaft kann mit ihm machen, was ſie will.

Nun aber iſt er gefangen und geſtraft, und dann auch wieder befreit.

Hierbei iſt jedoch nicht zu überſehen, wie der dem Zwergengeſchlechte verfallene Abentheurer wieder zu ſeiner Befreiung und Errettung gelangt. Er ergreift die Mittel, die ſich ihm dazu darbieten. Ein anderer Ausweg bleibt ihm nicht übrig, als daß er die Hülfe höherer Kräfte annimmt und ſich aneignet. — Indeſſen iſt es nur das erſte Stadium ſeiner Errettung und Läuterung, welches er bis jetzt erreicht hat, er hat noch mehr zu überwinden, und er hoffet noch immer auf die endliche weitere Entwickelung des Räthſels, dem er ruhig vertraut, denn es iſt ihm bis hierher geholfen worden.

Weitere Entwickelung muß der Pilger allerdings erwarten, jedoch in Geduld, denn iſt er nun auch wieder ein Rieſe gegen Gras und Kräuter, und beſonders gegen die Ameiſen, ſo mußte er ſich doch, wie ſeine Schöne, noch als Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme und Landſtrecken erkennen. Das erinnert uns unwillkührlich an die Scene auf der Sternwarte: „Was bin ich denn gegen das All? ſprach Wilhelm zu ſeinem Geiſte: wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in ſeiner Mitte

ſtehen? Aber er fühlt auch etwas in ſeinem Buſen, das ihn erhebt, die Verwandtſchaft mit dem All, die Herrſchaft des Geiſtes über die Natur, die Erhabenheit über den Sternenhimmel ſelbſt, der immer derſelbe bleibt, während der Menſch ſich verändert, und weiter kommt. So wird die relative Größe zur wirklichen.

Doch es kann an dieſen Andeutungen genügen: es iſt genug, wenn ſie zum weiteren Nachdenken Veranlaſſung geben: Andere werden Anderes entdecken.

Auch die Harmonien und Disharmonien in der Muſik und in der Ehe, worüber ſich der Erzähler ſo geiſtreich als leichtfertig vernehmen läßt, ſind zu beachten: es gilt wohl manches für harmoniſch, worinn feinere Ohren Mistöne entdecken würden.

Das verwünſchte Zählen, welches die Tugend der Unzählbarkeit zerſtört, erinnert ſelbſt an Davids Volkszählung. Indem ſich der Menſch der Gegenwart, weil ſie ihm gefällt, verſichern will, entſchlüpft ſie ihm unter den Händen: der Pilgrim will Hütten bauen, und muß doch weiter: und die Schätze des irdiſchen Reichthums bleiben zurück.

Aber — wie geſagt — Andere werden Anderes entdecken, und das Selbſtentdeckte als das, was ihnen zunächſt am Herzen liegt und mit ihnen in beſonderem Bezug ſteht, auch beſonders werth halten, ohne darum das zu überſehen, was ein Anderer in ſeinem Spiegel geſehen und nach ſeinem Bilde geprägt hat. Genug, das Mährchen erweiſet ſich als ein Miniaturbild des ganzen Romans, in dem ſich die Strahlen des verwickelten Menſchenlebens concentriren.

Wie im Leben ſo bleibt auch in dem Mährchen vieles dunkel: es kann ſich erſt nach und nach lichten. Am wenigſten wüßten wir zu entſcheiden, wofür wir eigent-

So hat er erſt, im leidenſchaftlichſten Aerger und Verdruſſe gegen ſeine Schöne, ſein Gelübde gebrochen; er hat Spott und Vorwurf, die empfindlichſte Kränkung über das geſammte Reich der Kleinen ausgegoſſen, wozu ſeine Geliebte gehört: und er kannte doch die Folgen. So reißet ihn ſpäter die Leidenſchaft für ſeine Geliebte in das unheimliche Reich der Zwerge herab, welches er zuvor verſpottet hatte: die Leidenſchaft kann mit ihm machen, was ſie will.

Nun aber iſt er gefangen und geſtraft, und dann auch wieder befreit.

Hierbei iſt jedoch nicht zu überſehen, wie der dem Zwergengeſchlechte verfallene Abentheurer wieder zu ſeiner Befreiung und Errettung gelangt. Er ergreift die Mittel, die ſich ihm dazu darbieten. Ein anderer Ausweg bleibt ihm nicht übrig, als daß er die Hülfe höherer Kräfte annimmt und ſich aneignet. — Indeſſen iſt es nur das erſte Stadium ſeiner Errettung und Läuterung, welches er bis jetzt erreicht hat, er hat noch mehr zu überwinden, und er hoffet noch immer auf die endliche weitere Entwickelung des Räthſels, dem er ruhig vertraut, denn es iſt ihm bis hierher geholfen worden.

Weitere Entwickelung muß der Pilger allerdings erwarten, jedoch in Geduld, denn iſt er nun auch wieder ein Rieſe gegen Gras und Kräuter, und beſonders gegen die Ameiſen, ſo mußte er ſich doch, wie ſeine Schöne, noch als Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme und Landſtrecken erkennen. Das erinnert uns unwillkührlich an die Scene auf der Sternwarte: „Was bin ich denn gegen das All? ſprach Wilhelm zu ſeinem Geiſte: wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in ſeiner Mitte

stehen? Aber er fühlt auch etwas in seinem Busen, das ihn erhebt, die Verwandtschaft mit dem All, die Herrschaft des Geistes über die Natur, die Erhabenheit über den Sternenhimmel selbst, der immer derselbe bleibt, während der Mensch sich verändert, und weiter kommt. So wird die relative Größe zur wirklichen.

Doch es kann an diesen Andeutungen genügen: es ist genug, wenn sie zum weiteren Nachdenken Veranlassung geben: Andere werden Anderes entdecken.

Auch die Harmonien und Disharmonien in der Musik und in der Ehe, worüber sich der Erzähler so geistreich als leichtfertig vernehmen läßt, sind zu beachten: es gilt wohl manches für harmonisch, worinn feinere Ohren Mistöne entdecken würden.

Das verwünschte Zählen, welches die Tugend der Unzählbarkeit zerstört, erinnert selbst an Davids Volkszählung. Indem sich der Mensch der Gegenwart, weil sie ihm gefällt, versichern will, entschlüpft sie ihm unter den Händen: der Pilgrim will Hütten bauen, und muß doch weiter: und die Schätze des irdischen Reichthums bleiben zurück.

Aber — wie gesagt — Andere werden Anderes entdecken, und das Selbstentdeckte als das, was ihnen zunächst am Herzen liegt und mit ihnen in besonderem Bezug steht, auch besonders werth halten, ohne darum das zu übersehen, was ein Anderer in seinem Spiegel gesehen und nach seinem Bilde geprägt hat. Genug, das Mährchen erweiset sich als ein Miniaturbild des ganzen Romans, in dem sich die Strahlen des verwickelten Menschenlebens concentriren.

Wie im Leben so bleibt auch in dem Mährchen vieles dunkel: es kann sich erst nach und nach lichten. Am wenigsten wüßten wir zu entscheiden, wofür wir eigent-

lich die kleine Frau des jungen Mannes halten sollen. Wenn sie uns einerseits als die verführerische Schlange erscheint, die einen lebenslustigen und lebenskräftigen für Gutes und Böses empfänglichen Menschen durch den blendenden Glanz ihrer Schönheit und — ihres Goldes bethört,

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles! Ach wir Armen!

so nimmt sie doch andrerseits wieder unsere ganze Theilnahme in Anspruch; indem sie ihn fesselt, reißt sie ihn aus mancher anderen Gefahr und Versuchung, welche Armuth und Lebenslust und Müßiggang bereiten und schon bereitet haben. Nach ihrer amphibischen Natur sollte man meinen, daß auch in ihr der härteste aller Widersprüche, Gutes und Böses in Einem Wesen, vereinigt sey.

Doch wir wollen und können die Acten nicht schließen: wir haben das Endurtheil nicht zu sprechen.

Aber Eins ist noch übrig, was äußerlich und innerlich die Neugierde in Anspruch nimmt: es ist das Kästchen, welches die Prinzessin mit sich führt und von ihrem Geliebten von Station zu Station durch das Leben transportiren läßt. Wenn wir dieses aufschließen könnten, so würde sich gewiß noch Manches besser erklären. Der Erzähler war selbst einmal nahe daran, das Kästchen zu erbrechen, aber er wurde — und gewiß zu seinem Glücke — noch zu rechter Zeit davon abgehalten: und das bloße verbotene Lauschen durch zufällige Oeffnungen, wozu er ein andermal versucht war, scheint ihn so wenig gefördert zu haben, daß vielmehr von da an sein unbefangenes Glück

allmählig sinkt, und immer tiefer sinkt, denn er war nicht eingeweiht, er lauschte verstohlnerweise.

Zunächst ist das Kästchen freilich der Sommerpallast für die königliche Zwergen-Familie mit Einschluß des ganzen Hofstaats: es scheint auch nicht an Kirchen und Priestern zu fehlen: außerdem findet ein ansehnliches Armeekorps Raum darin, welches wieder eine große Menge Zuschauer außer den Einwohnern selbst heran zieht. Wo aber so viele große und kleine Herzen schlagen, da sind auch viele Leiden und Freuden, viele Hoffnungen und Schmerzen, Gutes und Böses zusammen.

Fast sollte man glauben, daß das Kästchen mikrokosmisch die Welt im Kleinen enthalte, die Menschen als Zwerge abspiegle, und alle Loose des Lebens und dessen innerste Geheimnisse in sich schließe. Und diese sind es eben, wornach wir fragen. Aber wo ist der Schlüssel zu finden? Und wenn wir ihn finden, wenn wir ihn wirklich mit den Händen fest hielten, würde er darum auch jedem Neugierigen den erwünschten Dienst leisten? Wir sehen ja, wie das Kästchen als Chatoulle profanirt wird, und nun eben nichts anders ist, als wozu es gemisbraucht wird. —

Unwillkührlich fällt einem bei dem geheimnißvollen Kästchen unser eigener Lebensweg ein, zu welchem wir den Schlüssel auch nicht sogleich bei der Hand haben. Ja, wir vermissen ihn wohl eine Weile so wenig als der muntere Geselle, der alle Tage herrlich und in Freuden lebt, ohne sich über das Geheimniß, das er mit sich herumträgt, den Kopf zu zerbrechen. Und doch schlägt auch seine Stunde. So leichtsinnig und lebenslustig er ist, so kann er doch selbst nicht immer so in den Tag hinein leben.

Auf der andern Seite könnte uns bei dem Käſtchen auch leicht eine Furcht überfallen, wie bei dem Leben: es trägt in ſeinem dunkeln Schooße die ſchwarzen und die heitern Looſe. Vielleicht iſt auch hier Mephiſtopheles mit im Spiele: es thut jedenfalls Noth, daß wir wach und gewappnet bleiben. Es war auch ſo ein Käſtchen, welches Mephiſtopheles für Fauſt und Gretchen herbeizauberte, und noch dröhnen uns ſeine Worte in den Ohren, wenn er zu Fauſt ſpricht:

Stell's hier nur immer in den Schrein.
Ich ſchwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that auch Sächelchen hinein,
Um eine Andre zu gewinnen. —
Zwar Kind — iſt Kind und Spiel — iſt Spiel. — —
Doch fragen wir nicht allzuviel?

Indeſſen kann es nicht ſchaden, es dient jedenfalls zu unſerer weiteren Aufklärung, wenn wir uns Angeſichts dieſes Käſtchens mit dergleichen Fragen beſchäftigen, und in allerlei Vermuthungen, in entgegengeſetzten Hypotheſen ergehen: am Ende iſt das Käſtchen für jeden Menſchen das, was er daraus macht. Durch Misbrauch wird das Beſte verderblich. Das wiſſen wir ſchon aus dem Vortrage in Makariens Zimmern.

Dennoch iſt es mit dieſen allgemeinen Reflexionen noch nicht abgethan: wir bleiben damit immer noch vor dem Käſtchen ſtehen. Das Weitere wäre, daß wir dem hiſtoriſchen Zuſammenhange dieſes Kleinods näher auf die Spur zu kommen ſuchten: und hier brauchen wir in der That nicht lange zu ſuchen. Denn wer erinnerte ſich nicht ſogleich des kleinen Pracht-Käſtchens, welches Felix, der Glückliche, tief im Walde in einer unterirdiſchen Felſen-

Grotte, jedoch ohne Schlüssel, gefunden, und mit vieler Mühe, mittelst vieler Knittel und Hebel, aus einem eisernen Kasten entnommen hatte? Damit war der Schatz gehoben, — aber dennoch verschlossen. Das Kästchen des jungen, muntern Knaben ist und bleibt so geheimnißreich und vieldeutig, wie jenes berühmte, welches auf jenem Raphaelschen Bilde von Foligno ein Engelskind mit seinen Händchen festhält, während es mit seinen Augen nach der Mutter Gottes emporsieht. —

Wir erinnern uns, daß Montan, dem das Kästchen des Knaben gezeigt worden, auch der Meinung war: „man „müsse es uneröffnet verwahren, ohne ihm Gewalt anzu„thun; denn es könnte nur durch einen sehr komplicirten „Schlüssel geöffnet werden.“ Wir erinnern uns hierbei auch der mystischen Worte Montans: „Da wo die Pygmäen, angereitzt durch die Metalladern, den Fels durchwühlen, das Innere der Erde zugänglich machen, und auf alle Weise die schwersten Aufgaben zu lösen suchen, da ist der Platz, wo der wißbegierige Denkende seinen Standpunkt nehmen soll.“ In diese Pygmäen-Welt führt uns das Mährchen ein, und Felix hat sein Kästchen auch an solch einem Platze gefunden.

Wir erinnern uns ferner, wie erst der alte Hausherr, welcher die alterthümlichen Besitzverhältnisse in der neuen Zeit vertritt, das Kästchen als ein Depositum übernimmt. Auch er war gegen die Eröffnung. „Ich glaube zwar, daß man es ohne sonderliche Beschädigung thun könne, sagte er zu Wilhelm: allein da Sie es durch einen so sonderbaren Zufall erhalten haben, so sollten Sie daran ihr Glück prüfen. Denn wenn Sie glücklich geboren sind, und wenn dieses Kästchen etwas bedeutet, so muß sich ge-

legentlich der Schlüssel dazu finden, und gerade da, wo Sie ihn am wenigsten erwarten."

Nach dem Ableben des alten Hausherrn sollte das Kästchen zum gerichtlichen Depositum abgeliefert werden, aber wir wissen auch, wie Hersilie das Kästchen in Verwahrung bekam, und wie sie schon vorher, bei Gelegenheit einer gerichtlichen Requisition, den Schlüssel dazu zufällig genug gefunden hatte. Sie überschickt auch an Wilhelm eine Abbildung dieses mystischen Schlüssels. XXIII, 20. 105. Und es ist in der That wunderlich genug, wie die Inschriften zu den Liebeserklärungen zwischen Felix und Hersilie mit der Figur dieses erst später gefundenen Schlüssels zusammentreffen. XXII, 185. 186.

Das Letzte ist, daß Felix den Schlüssel probirt und zerbricht, aber er fragt nichts nach dem Kästchen, nichts nach dem Schlüssel, er wünscht nicht das Kästchen, sondern Hersiliens Herz zu öffnen, daß es sich ihm aufschäße und offen entgegen käme. Kurze Zeit darauf findet sich, „daß der Bruch, welchen der unvorsichtige Jüngling verursacht hat, nicht rauh, sondern glatt war. Durch Berührung fassen die beiden Enden einander an, der Goldschmied zieht den Schlüssel ergänzt heraus, sie sind magnetisch verbunden, halten einander fest, aber schließen nur dem Eingeweihten. Der Mann tritt in einige Entfernung, das Kästchen springt auf, das er gleich wieder zudrückt: „an solche Geheimnisse sey nicht gut zu rühren, meinte er."

Wir sehen auch hier, wie das, was der Mensch versieht und versehrt, zu seinen Gunsten und ohne Neudienst wieder hergestellt wird. Es stünde schlimm mit uns, wenn es nicht so wäre, wenn nicht auch für das, was

wir verbrochen, wie für den zerbrochenen Schlüssel, ein Mittel der Wiederherstellung gegeben wäre. —

Doch wir kennen nun das Kästchen, welches jetzt Felix besitzt und nicht achtet. Es hat eine große Aehnlichkeit mit dem Kästchen, welches früher der Held des Mährchens auf der Oberwelt herumgeführt und zuletzt aus den unterirdischen Wohnungen der Pygmäen sammt dem Schlüsselchen mitgenommen, profanirt und losgeschlagen hat. Das ist schier nicht zu läugnen, aber das ist auch alles, was wir erfahren, und wenn wir dem wohlgemeinten Rathe des erfahrnen ehrenwerthen Goldschmieds und Juwelenhändlers Gehör geben wollen, so dürfen wir uns unter diesen Umständen auch nicht weiter an dem Kästchen vergreifen. Es ist genug, wenn wir wenigstens so viel herausgebracht haben, daß das Kästchen, welches in dem Mährchen spielt, an das erinnert, welches später Felix fand, dann der Hausherr von der historischen Schule nach der Lehre vom Besitze sorgfältig und gewissenhaft verwahrt, und zuletzt Hersilie, welche den Schlüssel dazu gefunden hatte, als ein anvertrautes Gut für den Jüngling, dessen erste Liebe sie ist, in ihre Obhut nimmt, damit er künftig das Kleinod, welches er jetzt noch nicht zu schätzen weiß, aus ihren Händen empfange.

Wohl dem Menschen, für den die Liebe wachet und die Schätze verwahrt, die er in seiner Verblendung nicht zu schätzen weiß, auf daß er nicht gar darum komme! Wohl uns allen, daß die Zeit unserer Unwissenheit übersehen wird, und die Liebe für uns machet, auf daß uns die Krone nicht geraubt werde.!

Auf diese Weise soll es sich am Ende bestätigen, daß unser Wollen richtig, unser Thun falsch, unser Begeh-

ren tadelnswerth und unser Erlangen dennoch erwünscht gewesen. Auf diese Weise wird auch Felix am Ende noch das Glück erlangen, welches sein Name verkündigt.

Doch so weit führt die Erzählung nicht, sie schließt mit dem unglücklichen Sturze und der glücklichen Rettung des unbesonnenen Jünglings; das Weitere liegt in dem dunkeln Schooße der Zukunft, den wir nicht enthüllen können, denn die Geschichten zerrinnen in Gedanken, aus denen sie geboren sind, in Gedanken aus den Archiven der Seligen, welchen ein Traumgesicht folgt, unter dem die Worte stehen: „Ist fortzusetzen.“ Für uns bleibt daher nichts übrig, als daß wir einstweilen auch innehalten, und für jetzt schließen: denn der Goldschmied hat recht: An solche Geheimnisse ist nicht gut rühren.

So befahl auch Melusine, das geheimnißvolle Kästchen recht stät zu tragen und im mindesten nicht zu bewegen oder zu rütteln.

Das Wort gilt nicht allein von Mährchen: es geht weiter, es erstreckt sich auf alle Geheimnisse bis zu den höchsten Sphären.

Wir dürfen nicht daran rühren und rütteln, sonst verrücken und verrenken sie sich, daß sie sich alsbald nicht mehr gleich sehen und zu Zerrbildern umschlagen. Geheimnisse sind mit reinen und bescheidenen Augen anzusehen, bis wir sie mehr und mehr einsehen, aber nicht mit ungewaschenen Händen anzutasten oder gar zu erbrechen. Kein Ungeweihter kann sie erschließen, aber die Weihe ist keinem verschlossen, der sich bescheiden und mit offenem Herzen nahet. Dagegen suchen wir oft die höchsten Geheimnisse unmittelbar zu eröffnen, statt unsererseits Sinn und Herz dafür zu öffnen.

Auch dieses lehret das Mährchen, wenn wir uns anders gefallen lassen wollen, das Kleinste mit dem Höchsten zu vergleichen, und in dem Geringfügigen die Spuren des Ewigen zu erkennen. Noch ruft es aus dem feurigen Busche: „Tritt nicht herzu, zeuch erst deine schmutzigen Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du auffstehest, ist ein heilig Land!“

Doch wir kehren noch einmal zu unseren kleineren Geheimnissen zurück, an welchen wir die zarte Bewandtniß um alle wirkliche Geheimnisse von neuem kennen gelernt haben. Wer weiß, in welcher Verbindung das Kästchen mit dem wunderbaren Gefäße stehen mag, welches in dem allerletzten Traumgesichte von dem Adepten gefunden wird!

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend strömt gesteigerte Gestalten!
Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.
Seht, wie des Geistes Sinn sich fest gestaltet,
Wie wieder Sinn in den Gestalten waltet,
Und wie das Mährchen, schien es gleich veraltet,
Sich, neu verjüngt, zu tiefstem Sinn entfaltet.

VIII.

Die Rochuskapelle.

Eine Gewiſſensfrage.

Es war am 14. Juli 1824, früh um 6 Uhr, als ich mit meiner Frau und in Geſellſchaft werther Freunde unter einer Menge hinzu gekommener Fremder von verſchiedenen Nationen, Konfeſſionen und Profeſſionen in Mainz das Poſtſchiff betrat, um von da zu Rhein nach Koblenz zu fahren, und ſomit in den heiteren Stunden eines einzigen Sommertages auf die wohlfeilſte, kürzeſte und ſanfteſte Weiſe den Rheingau und das Rheinthal unmittelbar hinter einander zu durchziehen. Uns begrüßte der ſchönſte Morgen, der einen heiteren, heißen Tag verſprach, — und er hat Wort gehalten. Die friſche, milde Luft der Frühe drang auf das erquickendſte durch alle Glieder und Sinne, ſo daß es Jedem ſo wohlig wurde, wie den Fiſchen in den klaren Waſſern, die uns trugen. Unſere Abfahrt geleiteten die Kirchenglocken der alten Stadt in mannigfachen, feierlichen Tönen, welche hoch und tief bald mit, bald hinter einander ſich vernehmen ließen.

Hierbei wurde, obwohl nur im Vorübergehen und unwillkührlich, des vielfachen Unglücks gedacht, welches diese Stadt in der nächsten Vorzeit erfahren hatte. In unserer Reisegesellschaft befanden sich Mehre, welchen einzelne Nachrichten über die Belagerung im Jahre 1793 bekannt waren, und so wurden wir insbesondere erinnert, wie gerade vor ein und dreißig Jahren in der Nacht, die wir eben in Mainz zugebracht hatten, das Rathhaus und mehre öffentliche Gebäude abgebrannt waren, wogegen mit dem 14. Juli selbst ein Stillstand von wenigen Stunden eintrat, indem unbekümmert um die Noth der Bürger die Franzosen wegen der in Paris geschlossenen National-Konföderation, die Deutschen wegen der Eroberung von Condé einen Freuden- und Feiertag begingen, woran sich in Mainz selbst ein theatralisches Freiheitsfest anschloß, bis die Nacht darauf ein fürchterliches Bombardement folgte, welches abermals in der Stadt die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. *) Indessen blieb auch nicht unbemerkt, wie selbst während jener Belagerung nach und nach das innere gränzenlose Unglück der Stadt außen und in der Umgegend Anlaß zu einer Lustpartie oberhalb Weißenau geworden war, und wie hinwiederum diese einem dabei gegenwärtigen Dichter zu einer eben so kurzen als inhaltschweren, eben so heiteren als ernsten Beschreibung Veranlassung gegeben. **)

Hatte nun selbst damals das schwere Unglück die leichte Freude nicht verscheuchen können, so war es nicht zu verwundern, wenn wir uns durch dergleichen Rückerinnerungen in den

*) Göthe's Werke. Wien. XXV, 342. 1. H. XXX, 306.

**) Göthe's Werke. Wien. XXV, 335, 1. H. XXX, 300. 301.

jetzigen beſſeren Zeiten unſere Freude an der Gegenwart nicht verleiden ließen. Und bald übte der Rheinſtrom auf alle Gemüther den Zauber, dem kein Reiſender widerſteht. Ohne Zweifel iſt es eben dieſer Strom, welcher die ganze Gegend mit einem wunderbaren Glanze erfüllt, und zu einer Beleuchtung erhebt, wie ſonſt nicht zu finden iſt. Und wie er die äußere Natur belebt, ſo iſt er es auch, welcher alle Herzen aufſchließt und weiter macht.

Wie bunte Lebensbilder unterhielten uns die vorüberfliegenden Inſeln, die ſtets wechſelnden Ufer, die lachenden Landſchaften, und die köſtlichen Berge in den mannigfaltigſten Lagen und Geſtalten. Dazu die überall eingeſtreueten freundlichen Ortſchaften, die bald am nächſten Ufer, bald in mäßiger Ferne ſich zeigten. Rechts erſchienen nach und nach Biebrich, Schierſtein, Walluf, Eltfeld, Erbach, Hattenheim, Winkel, Johannisberg.

Und wenn ſich auch hier manche Beläge zu der alten Bemerkung fanden, daß die Menſchen, wenn ſie ſich von berühmten Gegenden und Naturſcenen eine unbeſtimmte, gränzenloſe, oder phantaſtiſche, mithin eigentlich weniger als gar keine Vorſtellung machen, beim Eintritte der Wirklichkeit ihre Erwartungen nicht befriedigt finden, ſo erinnerte man ſich wohl beiläufig jener Unterredung zwiſchen Göthe und Pleſſing über die Harzgegenden, wozu ſich jener veranlaßt ſah, um ſich von neuem der andringenden Leiden zu erwehren, von welchen er ſich in Werthers Leiden für immer frei gemacht zu haben glaubte. *) Aber

*) Göthe's Werke. Wien. XXV, 256. 1. H. XXX, 230. „Wie „oft hatte ich erfahren müſſen, daß der Menſch den Werth einer klaren Wirk„lichkeit gegen ein trübes Phantom ſeiner Einbildungskraft von ſich ab„lehnt! — ich verſuchte hierauf noch einige propädeutiſche Wendungen als

dergleichen Bemerkungen konnten das Vergnügen nur erhöhen, und so blieb in unserem Kreise ohne Ausnahme und ohne Unterbrechung alles heiter und empfänglich gestimmt. Wenn wir ja noch etwas vermißten, so war es weiter nichts, als daß wir uns nicht selbst sehen konnten, denn allerdings hätte in dem schönen Ganzen unsere schwimmende Gesellschaft, vom Ufer gesehen, einen nicht unerfreulichen Anblick gewähren können, wozu freilich ein schöner Kranz junger Frauen und blühender Mädchen das Meiste, das bunte Farbenspiel ihrer Reisekleidungen, flatternder Bänder und freundlicher Sommerhüte das Seinige beitragen mogte.

Unterdessen hatten wir auch nicht versäumt, mittelst der trefflichen Reisevorräthe an Speise und Trank uns gütlich zu thun, indem wir auf der vergnüglichen und so leicht nicht zu wiederholenden Kahnfahrt einen Genuß mit dem anderen zu verbinden geneigt waren; wie denn insbesondere die Männer der immer mehr zunehmenden Sonnenhitze nicht besser begegnen zu können meinten, als durch den köstlichen Nierensteiner, der uns aus alten, bekannten und wohlbefreundeten Kellern der freien Stadt Frankfurt auf das freigebigste gespendet worden war. Und in der That schien dieser alte Bekannte in den Gegenden seiner Heimath noch besser zu munden, als in unserer eigenen.

Mitten unter ertönte auch noch ein munteres, [illegible] ges Lied, so daß auch auf diese Weise der von [illegible]

„Versuchsmittel einer zu unternehmenden Cur: ist [illegible]
„Versicherung: „es könne und solle ihm nichts [illegible]
„so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes [illegible]
„mein Gewissen, durch den beschwerlichen [illegible]
„besten Willens, völlig befreyt, und mit [illegible]
„tern Pflicht entbunden glaubte."

Nun vergegenwärtigte sich uns auf das lebhafteste jenes Rochusfest, welches am 16. August 1814 zu Wiedereinweihung der restaurirten Kapelle gefeiert worden war, und durch die unübertreffliche Schilderung des dabei anwesenden fünf und sechzigjährigen Dichterjünglings eine Unvergänglichkeit erhalten hat, welche der Kapelle selbst nicht zu versprechen seyn dürfte. Ja, es steht zu behaupten, daß St. Rochus selbst, welcher auch an diesem Wunder Antheil hat, durch jene lebendige, in die große Lesewelt verbreitete Erzählung nicht bloß den Protestanten, sondern auch den Katholiken bekannter geworden sey. —

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten,
Möget, mit Gedankenflügeln,
Ihr den treuen Freund begleiten.

Jetzt konnten wir nun den Freund nicht bloß mit Gedankenflügeln, sondern auch in der Wirklichkeit begleiten. Und mir war insbesondere die Erzählung von dem St. Rochusfeste vollkommen gegenwärtig; ich hatte sie oft gelesen und vorgelesen, und immer neuen Genuß daraus geschöpft. Nirgends hatte ich einen Anstoß daran genommen, oder das Verständniß im Wesentlichen vermißt. Auf unserem Schiffe wandte sich jedoch das flüchtige Gespräch bald von St. Rochus auf die vierzehn heiligen Nothhelfer überhaupt, und insbesondere auf den heiligen Hubertus, indem die Frauen zu wissen begehrten, wofür dieser gut sey, um daraus auf den von jenem katholischen Freidenker verschwiegenen dritten Unglücksfall schließen zu können. *)

*) Ueber Kunst und Alterthum. I, 2, 82.

So viel wollte man gelesen haben, daß Hubertus auf der Jagd durch die wunderbare Erscheinung eines goldenen Christkreuzes zwischen den Geweihen eines verfolgten weißen Hirsches aus einem wüsten, gottlosen Leben plötzlich zu Gott bekehrt worden sey. Indessen wurde das Gespräch nach mehren gewagten Vermuthungen in Ermangelung eines lebendigen oder todten Heiligen-Lexikons für dießmal abgebrochen und vertagt.

Indem ich nun wieder auf den Mittelpunkt jener Erzählung und auf den Geist des Ganzen zurück kam, so vergegenwärtigte sich mir auf der einen Seite der heitere Grundton jener entzückenden Schilderei, welcher mit leichter Ironie alle Gegenstände beherrscht und bewältigt, und nichts Trübes aufkommen läßt, ohne es sogleich abzuweisen, und in dem unerschöpflichen Born kluger Fröhlichkeit und weisen Lebensgenusses abzuwaschen, auf der anderen Seite das hohe Bild jenes Heiligen und dessen Lebensgeschichte, wie sie der Reisende an frohen Wirthstafeln, als eine anmuthige Legende, hatte erzählen hören, *) und worin ich gegenwärtig nicht die Anmuth heiterer Lebenspoesie, sondern vielmehr den tiefsten Ernst des Menschenlebens ausgedrückt fand. Zum ersten Male trat mir jetzt dieser Kontrast zwischen jener Behandlungsweise, und dem behandelten Gegenstande lebendig vor die Seele; und wenn ich diese Seite bisher übersehen hatte, so glaubte ich dieß auf eine doppelte Weise erklären zu können, nämlich einmal im Allgemeinen aus der Geneigtheit des Menschen, sich gerade zu der Parthei zu schlagen, wo alles in Rosenfarbe glänzt, das Leben leicht genommen wird, und

*) Ueber Kunst und Alterthum. I. 2, 106.

nichts als Lachen und Fröhlichkeit herrscht, zweitens aber und insbesondere aus dem unmittelbaren und zunächst liegenden Wortverstande, an dem ich hängen geblieben war, und aus der damit zusammenhangenden Vorliebe für den großen Dichter, der es mir von je her wie angethan hat, so daß ich von seinem Zauber jedesmal ergriffen, ja übernommen zu werden Gefahr laufe.

Beiläufig muß ich hier bekennen, daß ich diese wunderbare Gewalt seines Genius noch in diesen Tagen an mir bei den ganz unverfänglich scheinenden Versen erfahren habe, welche die dießjährigen (1825) symbolischen Lustbarkeiten des Kölner Karnevals zu deuten und zu verherrlichen bestimmt sind, indem sie alle Thorheit, als unabweislich, in die möglich kürzeste Zeit zusammen zu drängen, übrigens aber das Leben möglichst zu benutzen auffodern. Indem der „alte heitere Mann" auf den Gedanken der einladenden Freunde völlig eingehet, kann es nicht fehlen, daß er ihn steigert und schärft, und eben so wohl in sein volles Licht und Recht, als zu höherer Potenz erhebt. Indem er jene „verständige, geist„reiche, lebhafte Menschen, die wohl einsehen, „daß die Summe unserer Existenz, durch Ver„nunft dividirt, niemals rein aufgehe, sondern „daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe," noch einmal vor sich sieht, und ihren Gruß erwiedert, geschieht es, daß er uns, indem er mit lacht und an dem munteren Gefechte gegen die Finsterlinge Theil nimmt, auf das gründlichste belehrt und auf das freundlichste zurecht weiset. So weiß er überall das berechtigte Moment jedes Standpunktes sicher und heiter heraus zu finden; und wer Wilhelm Meisters Lehrjahre mit voller Aufmerk-

samkeit gelesen hat, dem wird auch der Wink nicht entgehen, womit ihr Verfasser, absichtlich oder unabsichtlich, in diesen neuesten Mittheilungen auf den tiefen Gehalt jener älteren, in Serlo's ausgelassenes Knabenleben verwebten Bemerkungen zurück weiset. Aber nebenbei können wir auch hieran lernen, daß und wie der Gedanke lebendig und selbstthätig, mithin eben so wohl verändert als erhalten wird. Er wird es nur dadurch, daß wir ihn zugleich festhalten und loslassen, und durch alle Zeiten tragen, auf allen Spuren verfolgen, von allen Seiten besehen, und bei allen Gelegenheiten verwirklichen.

Aber ich komme auf unsere Schiffahrt zurück. Indem ich mich nach jenen inneren Betrachtungen wieder nach außen wendete und über den majestätisch dahin gleitenden Strom in die Natur hinaus sah, so trat mir jetzt auch hier derselbe Gegensatz entgegen. Denn rechts zeigte sich Rüdesheim mit seinen Weinbergen, welche den köstlichsten Wein, der hinter kleinen Häusern für Paläste wächst, auf die Tafeln der Großen liefern, weiter aufwärts der Johannisberg, der an den Reichthum und das Wohlleben einer üppigen Geistlichkeit erinnert, links hingegen die einfache Kapelle des armen, allen Lebensgenüssen entsagenden Rochus.

Zwar mußte ich mir mitten unter diesen selbstquälerischen Betrachtungen unverholen bekennen, daß der Meister, dessen kunstreicher Erzählung und eingewebten Bemerkungen ich so großen Genuß und so vielfache Belehrung zu verdanken habe, alle dergleichen Meditationen wie die Plessingschen ab- und zur Wirklichkeit, wie sie ist, an das Leben und die Welt, der sich Niemand ungestraft entzieht, und zu einer alle Träumereien vertilgenden, nicht blos zer-

streuenden, sondern auch befriedigenden wackeren Thätigkeit verweisen würde. Ja ich mußte mir auch gefallen lassen, wenn ein Anderer meine engen Herzensbedürfnisse mit den Pustkuchenschen zusammen werfen, und wie diese mit vornehmer Ueberlegenheit geradezu mit Füßen treten wollte. Darum konnte ich indessen den einmal gefaßten Gedanken nicht lassen, den erkannten Gegensatz nicht bewältigen, und es war mir unmöglich, den entdeckten Widerspruch leichten Sinnes in dem bodenlosen Abgrund einer phantheistischen Weltansicht zu identifiziren.

In dem heiligen Rochus sah ich jetzt einen Jüngling von hohem Stande, von bedeutendem Reichthume, mit den schönsten körperlichen und geistigen Anlagen, kurz mit allen Ansprüchen auf Lebensgenuß, Glück, Glanz und Ehre. Wie glücklich hätte er sich selbst leben, daneben dem Staate dienen und nützen, in allen Beziehungen sich hervor thun, und von seinem Ueberflusse den Armen mit Rath und That beistehen können? Statt dessen legt er alle seine Herrlichkeit nieder, entledigt sich alles seines Reichthumes, entsagt allen Ansprüchen, ja sich selbst!

Während ich nun selbst, um jenen Kontrast noch greller zu machen, gerade für diesen Augenblick mit allen meinen Umgebungen im vollesten Ueberflusse und reichlichsten Genusse ein leichtes Sinnenleben führte, konnte ich mir auf der anderen Seite nicht verhehlen, daß der Mensch weder mit dem Munde, noch mit der bloßen guten Gesinnung, sondern nur durch die That selbst von jenen Lebensgenüssen und von sich selbst sich frei zu machen versuchen könne. Gleichzeitig machte ich aber die Probe an mir, ob ich etwa in Folge dieser meiner inneren Gewissens-Anregungen von meiner Reisebaarschaft die volle

hälfte in das nächste Armenhaus abzugeben, und durch desto größere Sparsamkeit auf der Reise wieder auszugleichen geneigt sey; und ich mußte mir bekennen, daß ich auch in dieser Kleinigkeit dem heiligen Rechus mich nicht gleich stellen durfte.

Indem ich mich auf diese Weise immer mehr verdüsterte und in trübe Bedenken einspann, erschien mir endlich mein ganzes Leben als ein rein kreatürliches und unfreies, welches ich nicht bloß an der Sinnenfreude, in der ich lebte, und von der ich mich abhängig fühlte, sondern auch an der Aengstlichkeit, die mich zum öftern ohne äußere Veranlassung zu befallen pflegt, und unter der Larve körperlicher Hypochondrie und geistiger Empfindlichkeit, oder liebender Besorgniß und zärtlicher Theilnahme sich zu erhalten weiß, nur zu gewiß zu erkennen glaubte.

In unserer Gesellschaft wurden diese Seiten vorerst nur flüchtig berührt, und bald schien die Unterhaltung eine Ableitung zu gewinnen, indem sie auf jene katholische Predigt überging, welche im Jahre 1814 vor eben dieser Rochuskapelle, die uns vor den Augen stand, gehalten worden war. Hier verweiset der Priester auf die unbedingte Hingabe an Gott, und zur völligen Verzichtleistung auf allen irdischen Lohn; ja er fordert mehr, als der Heiland selbst, indem er den Nächsten nicht bloß als sich selbst, sondern noch mehr als sich zu lieben gebietet. Aber auch diese Predigt schien mir mit der Versammlung, vor welcher sie gehalten wurde, die es sich eben auf das beste hatte wohl seyn lassen, und auf das vollständigste für sich selbst gesorgt hatte, in einem unverkennbaren Widerspruche zu stehen.

So wurde das Gespräch auf jene Gegensätze zurück

geleitet, und nun mußte der heil. Rochus manche Einwürfe und Vorwürfe hören. Zuerst wurde die Frage aufgeworfen, ob er nicht mit den Gütern, die ihm die Vorsehung geschenkt hatte, und mit allen seinen Gaben und Anlagen, bei liberaler Verwaltung, mehr Gutes hätte stiften können, als durch jene unbedingte Entäußerung, womit er sich nicht bloß seiner Rechte, sondern auch der ihm obliegenden Verpflichtung zu selbsteigener Verwaltung eigenmächtig entledigt habe.

Von einer anderen Seite wurde hinzugesetzt, daß der Mensch der ihm von Gott anvertrauten Lebensgüter so wenig als des Lebens selbst, das er sich nicht gegeben habe, sich unbedingt zu entäußern berechtigt seyn könne.

Eben so wurde in mehrfacher Beziehung ausgeführt, daß der Mensch zu einer harmonischen Ausbildung seines Wesens in der Gesammtheit der sinnlichen Natur nicht entbehren könne, vielmehr jede Gabe zu würdigen lernen müsse. Dieser philosophische Gemeinplatz schien zur allgemeinen Freude noch mehr Leben und Bedeutung zu bekommen, als ein Anderer zu dessen Unterstützung und Versinnlichung auf eine sprüchwörtliche Redensart sich berief: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.

Und sind nicht Luxus und Wohlleben, so ließ sich ein Vierter vernehmen, — denn eine gesellige Unterhaltung kann sich nicht auf stetige, strenge Gedankenfolge einlassen, — sind nicht Luxus und Wohlleben die heilsamsten Triebräder in der großen Menschengesellschaft, wodurch aller Ueberfluß von selbst in regen Umlauf, und namentlich auch den ärmeren, arbeitenden Volksklassen zu Gute kommt?

Alle diese und dergleichen Einwürfe mußte ich als

Halbwahrheiten anerkennen, aber sie schienen mir nur um so gefährlicher, als sie Wahrheit enthalten, ohne die Wahrheit zu seyn. Darüber ging ich so weit, daß ich kurzweg in jedem Einwande nichts als flache Entschuldigung und Beschönigung argwöhnte, weil ich an mir selbst merkte, daß ich schon vor den mühsam herbei gesuchten Gründen weder ein Gleiches noch ein Geringeres zu thun willens war. Bei weiterem Nachdenken fand ich in mir, und in Verfolgung des immer lebhafter werdenden Gesprächs auch bei Anderen, wie sich die Selbstsucht und Selbstliebe in dem tiefsten Hintergrunde des Herzens festgesetzt und versteckt habe, und nicht weichen wolle, und wie sie es eben sey, welche alle jene Entschuldigungen und Ausweichungen an die Hand gebe. Diese Selbstsucht erschien mir als die wahre Erbsünde und die Quelle aller Tücken des menschlichen Herzens. Daraus erklärte ich mir zugleich, warum Niemand sein eigenes Gewissen hören will, und warum wir uns die Ohren um so fester verstopfen, je mächtiger es ruft: Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Jetzt trat nun ein stattlicher Mann hervor, welcher im frohen, aber bescheidenen Gefühle besserer Aufklärung nach einigen gut gemeinten Bemerkungen über die zur Mode gewordene Verfinsterung der Zeit geradezu und ohne Rückhalt als Lobredner des Egoismus sich ankündigte, und jener verkehrten, nämlich gegen sich selbst gekehrten Richtung frei und offen den Krieg erklärte. Der Egoismus, sagte er, ist der Hebel aller Thätigkeit und die nothwendige Triebfeder aller Großthaten in der Geschichte. Ohne Selbstgefühl, ja, daß ich's frei heraus sage, ohne Selbstsucht würde alles in Ohnmacht und Todesschlaf versinken. — Und wer möchte es wohl läugnen, daß aus dieser

Quelle wo nicht alle, doch die meisten Handlungen der Menschen ihren Ursprung nehmen?

Ihr redet und redet, so suchte ein Anderer das Gespräch zu wenden, so viel von Ueberfluß, ohne daß hierzu Veranlassung gegeben ist. Gleich entsteht ein Geschrei über Luxus und Ueppigkeit, wenn sich der geplagte Mensch auch einmal einen guten Tag macht, wie wir heute insgesammt thun. Ist denn hieraus auf einen Reichthum zu schließen, der täglich vollauf hat?

Wirklich wurde auf diese Veranlassung, indem sich die Herzen immer mehr öffneten, im weiteren Laufe des Gesprächs bald so viel ausgeforscht, daß unter Allen, die daran Theil nahmen, nicht ein einziger wirklich Reicher sich befand, wohl aber eine Menge Familienväter, die nicht bloß für sich, sondern auch für den ihnen beschee rten Kinderseegen zu sorgen hatten, und mithin schon hierdurch an die Welt und an ein festes Eigenthum gebunden waren. Meinerseits war dagegen zu bemerken, daß mir ein solcher Kinder-Seegen nicht gewährt worden war, und daß ich daher um so eher, wenn auch wenig, doch immer etwas mehr haben müßte, als ich zur Nothdurft brauchte. Warum verwende ich nun dieses Uebrige für mich? Warum lasse ich mir es wohler seyn, als tausend Andere? Warum esse ich etwas besseres als Brot, so lange ich mir sagen muß, daß es Vielen auch an Brot fehlt? Heißet das etwa, seinen Nächsten als sich selbst lieben?

Auf der anderen Seite wurde jedoch nicht ohne Glück aus dem Stegreife eine ausführliche und lebendige Schilderung des Zustandes entworfen, in welchem Niemand genießen will, damit der Genuß dem Anderen bleibe, und

über alle Entäußerungen Keiner des Lebens froh wird, wie denn allerdings auch den Armen angesonnen werden müßte, die erhaltenen Almosen wenigstens zu theilen, wodurch es denn endlich dahin kommen müßte, daß die Güter dieser Welt Niemandem zu Gute gehen, und somit ihres Zweckes verfehlen würden.

Es ist mir nicht gegeben, diese gelungene Darstellung wieder zu geben. Alle waren darüber erfreuet, aber auch mit einander einverstanden, daß von dieser Seite eben nicht viel für die Welt zu besorgen seyn mögte. Dagegen wollte auch Niemand bestreiten, daß durch theilweise und besonnene Entäußerungen des Ueberflusses zum wenigsten eine angemessenere Vertheilung der Glücksgüter, und eine wünschenswerthe Approximation der mit Recht verschrieenen römischen Ackergesetze ohne Zwang und ohne Aufhebung der Standesunterschiede bewirkt werden könne. War nun dieses einmal zugestanden, so konnte auch nichts dagegen erinnert werden, wenn derjenige Zustand der menschlichen Gesellschaft, welcher den üppigsten Ueberfluß und die drückendste Armuth, den blendendsten Glanz der Hoheit und den niedrigsten Schmutz des Erdenlebens im schneidendsten Mißverhältnisse neben einander sehen läßt, als ein höchst bedenkliches Zeichen, ja als ein unverkennbares Zeichen der Selbstsucht ausgestellt, und gegen die überall gepriesene allgemeine Menschenliebe gehalten wurde.

Moses schreibt, so fuhr ein Geistlicher fort, der sich vorher zu meinen Gegnern gehalten hatte, Moses schreibt V, 4. „Es soll allerdings kein Bettler unter euch seyn.“ Und Johannes schreibt: I, 3, 17. „Wenn Jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bei ihm?“

Indem nun jene Güter einmal näher beleuchtet, und zweitens in einem weiteren und allgemeineren Sinne aufgefaßt wurden, so wollte und konnte auch Niemand läugnen, daß auf jeden Fall alle äußere Lebensgüter, Reichthum, Ehre, Schönheit, Gesundheit, Talente, Kenntnisse und dergleichen die Gefahren und Versuchungen, welchen der Mensch ausgesetzt ist, nur noch vermehren, und eben deswegen doppelte Wachsamkeit erfodern.

Streitig bleibt es dagegen, in wie fern der Mensch sich wirklich durch die unbedingte Hingabe von sich selbst frei zu machen im Stande wäre, und es schien in der That, als wenn er, auch nach den letzten Entäußerungen, noch immer sich selbst im Auge behalte, und mithin ohne ein Anderes und Höheres, als er selbst ist, von sich selbst frei zu werden nicht hoffen dürfe. Am Ende schien sich aber die Gesellschaft auf das friedlichste und gründlichste auszugleichen, indem der unabläugbare Unterschied zwischen Selbst und Selbst immer besser aufgefaßt, und so fort auf die konkreten Streitpunkte angewendet wurde.

Bald hatte ich mich nun wieder nebst den Uebrigen mitten in dem lockenden Reichthume der herrlichsten Naturgaben mit der Lage der Dinge, wie sie ist, befreundet, und mit den Gaben Gottes, die eben so wohl zum Genusse als zur Weitervertheilung bestimmt sind, wieder ausgesöhnt. Im Stillen nahm ich mir vor, künftig von Allem, was ich etwa übrig hätte, mehr als bisher abzugeben, das Herz immer mehr von der Werthschätzung des Eigenthumes abzuziehen, meinerseits möglichst mäßig und sparsam zu leben, damit auch etwas für Andere übrig bleibe, und übrigens mit Danksagung und im Namen des dreieinigen Gottes das zu genießen, was Er bescheert. So

glaubte ich mich von allen weiteren Ansprüchen los zu kaufen, und die Sache abgemacht. Immer wurde es mir deutlicher, daß der Mensch nie ganz frei wird, und daß es nicht bloß Verblendung, sondern wirklich Sünde ist, eine unbedingte Vollkommenheit durch sich selbst oder Unabhängigkeit in sich selbst erlangen zu wollen. Nun dachte ich an das alte Wort der Schlange: „Ihr werdet seyn wie Gott," und so mußte ich mich gerade mitten in meinen angeblich guten Vorsätzen und Bedenken auf eitel Hoffarth und Sünde ertappen. Der Mensch, so dachte ich, ist wohl nicht ohne Grund wenigstens theilweise an das Zeitliche gewiesen; darum soll er sich auch dessen nicht überheben, und so mag ein Jeder immer fort sein Gut behalten und verwalten, wenn er nur immer Acht hat, wie Gott darüber verfügt, und treulich befolgt, was Er befiehlt.

War nun auf unserer Reise der berühmten Bingener Rheinschlucht und des Mäusethurms, den wir erst Nachmittags passiren sollten, und dem wir uns immer mehr näherten, besonders von denjenigen, welche diese Fahrt noch nicht bestanden hatten, mit jener schauerlichen Furcht, auf die man sich zugleich freuet, zum Voraus vielfältig gedacht worden, so erinnerte man sich jetzt der alten Sage von dem Erzbischofe Hatto, welcher auch viele Güter besaß und festhielt, indem er als Gegenpol des heiligen Rochus, der Alles von sich gab, auch nicht das Geringste lassen wollte, bis er endlich in Folge seiner Liebe zu den Schätzen, welche die Motten fressen, selbst von den Mäusen gefressen wurde. *)

*) Handbuch für Reisende am Rhein von A. Schreiber. Dritte Auflage. S. 499.

Aber noch war jener vom Rhein umspülte Mäusethurm nicht zu sehen, wogegen oberhalb desselben der Rupertusberg hervor ragte, welcher wiederum an die heilige und gestrenge Hildegardis erinnerte. *)

Wirklich war bei so vielfach wechselnden Anregungen, unter jenen mannigfach sich durchkreuzenden und verschlingenden Gedanken, unter den gleichzeitig hervor tretenden frischen Lebensbildern, und unter den verschiedenartigsten Erinnerungen an Rheinsagen aller Art jene Gewissensfrage, wo nicht völlig aufgelöset, doch bei Seite gerückt, als mir, wie von ungefähr, auf dem Koffer, der neben uns auf dem Verdecke stand, das einzige Buch, welches mich und meine Frau auf der Reise begleitete, nämlich meine kleine Bibel aus der Offizin des Buchhändlers Tauchnitz zu Leipzig, in die Augen fiel. So fort nahm ich das Buch, gleichgültig und steinhart, wie aus Gewohnheit zur Hand; ich schlug es auf, und auf dem ersten Blatte, das sich aus Zufall, — wie der Mensch sich auszudrücken pflegt, wenn er von unsichtbarer Hand geleitet wird, — auf dem ersten Blatte, das sich meinem Blicke darbot, stand die Erzählung von dem reichen Jünglinge im Evangelium Matthäi 19, 16 bis 30, womit ich diese Reisebeschreibung mitten auf dem Wasser abschließe, und zugleich meine Betrachtungen und Gewissens-Skrupel zur weiteren Erwägung abbreche, aber des Trostes lebe, daß diejenigen, welche jene Erzählung mit einiger Demuth und Selbstverläugnung von Vers zu Vers, von Wort zu Wort erwägen, und bis ins Einzelne zur Verständigung bringen,

*) Ebendaselbst S. 158.

sowohl über ihre Sünde, als über ihre Entsündigung zur Erkenntniß kommen werden.

* * *

Zu dem armen, verachteten Lehrer des jüdischen Volkes, welcher eben die alten Gebote Gottes noch mehr geschärft, und demnächst die unmündigen Kinder, die sich noch nicht selbst vertrauen, gesegnet und zum Reiche Gottes geweihet hatte, zu diesem niedrigen Menschensohne, der so Hohes gewagt hatte, tritt ein reicher Jüngling von rechtschaffenem Lebenswandel, unbescholten und untadelig vor den Menschen, und dem Gesetze gehorsam. Er fragt:

Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge?

Der Fragende stand in der festen Ueberzeugung, daß er auf diesem Wege, nämlich durch Gutes thun, die Seligkeit sich erwerben und verdienen könne, und er hatte den Vorsatz, es zu thun, wenn er es nur wüßte und — könnte.

Der Lehrer antwortet erst auf die Anrede, dann auf die Anfrage.

Es ist Niemand gut, denn der einige Gott. Warum nennst du mich also gut, da du mich doch als einen menschlichen Lehrer anredest und ansiehest. Hast du nicht gehört, was David sagt: da ist Keiner, der Gutes thut, auch nicht Einer? (Ps. 53, 4.) Bin ich nun der Mensch, für den du mich hältst, so bin ich nicht gut; bin ich aber gut, so kann ich nicht der Mensch seyn, den du in mir siehest und anredest.

Was aber dein Verlangen betrifft, Gutes zu thun, nun so sage ich dir noch einmal: Niemand ist gut, denn der einige Gott. Uebrigens halte die Gebote.

Der Jüngling antwortet, daß er von Jugend auf alle Gebote gehalten; er sagt es frei öffentlich vor dem Volke, ohne daß ihn einer des Gegentheils zeiht. Zugleich drückt er aber aus, was ihm sein Gewissen sagt. Er fühlt und weiß, daß ihm noch etwas fehlt, aber er weiß nicht, was ihm fehlt. Darum fragt er: Was fehlt mir noch?

Der Herr antwortet: Wenn du durch deine eigene Thatkraft und durch dein eigenes Verdienst vollkommen zu werden wünschest und glaubest, so beweise und bethätige es auch, verlasse Alles, was du hast, entsage der Welt und Allem, was dir in der Welt lieb ist, ja dir selbst, und folge mir nach, der ich dasselbe thue.

Der Jüngling wußte jetzt, was ihm fehlte, aber er wollte und konnte es nicht thun. Darum ging er betrübt hinweg, denn er war reich und hing an der Welt. Es war ein böses Zeichen, daß er hinweg ging, aber das war vielleicht ein gutes, daß er betrübt hinweg ging, wenn es anders die Betrübniß war, welche David schildert, wenn er sagt: Ich gehe krumm und sehr gebückt, und den ganzen Tag bleibe ich traurig. Psalm 38, 6. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängstigter Geist; ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten, Psalm 51, 19.

Kurz, der Jüngling geht weg, wie jene Jünger, welche sagten: Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Joh. 6, 60. 66. Und wie dort der Herr zu den Zwölfen spricht: Wollet ihr auch weg gehen? so redet er hier zu ihnen von den Versuchungen der Welt, denen der

Menſch mehr oder weniger unterliegt; er lehrt, daß ein Reicher ſchwerlich, ja gar nicht in das Reich Gottes kommen werde.

Bei dieſer harten Lehre hätten ſich die Jünger des reichen Mannes erinnern können, von welchem auch weiter nichts Böſes geſchrieben ſteht, als daß er eben reich war, daß er ſich mit Purpur und köſtlicher Leinwand kleidete, und lebete alle Tage herrlich und in Freuden. Auf keinen Fall konnte ihnen aber entgehen, daß nach dieſer Lehre und auf dieſe Weiſe Niemand die Seligkeit erlangen könne, da in dieſem Sinne jeder Menſch reich zu nennen iſt, wenn er nicht auch das Letzte von ſich giebt. Ob ſie auch, ungleich dem reichen Jünglinge, dem Rufe: Folge mir nach gefolgt waren, weil ſie nicht viel zu verlaſſen hatten, ſo waren ſie ſich doch bewußt, daß auch ſie jenen Forderungen nicht vollkommen entſprechen könnten.

Darum entſetzten ſie ſich ſehr, und fragten: Je, wer kann denn ſelig werden?

Und hier empfingen ſie eine Lehre, die ſie damals ſelbſt noch nicht zu faſſen vermochten, denn der Herr antwortete:

Freilich kann kein Menſch das Geſetz und den Gehorſam vollkommlich erfüllen, freilich könnt ihr durch eure guten Werke das Reich Gottes nicht verdienen, aber was dem Menſchen unmöglich iſt, das iſt Gott möglich. — —

Was wollen wir hierzu ſagen? Sollen wir denn in der Sünde beharren, auf daß die Gnade deſto mächtiger werde? Das ſey ferne!

IX.

Faust und Mephistopheles.

Die alte deutsche Volkssage von Doctor Faust schließt mit Tod und Verdammniß. Auf das „ärgerliche Leben" folgt ein „erschreckliches Ende" unter gräulichem Poltern und Rumoren, Zischen und Pfeiffen. Zuletzt fand man den Leichnam zerschlagen und zerschmettert, den Kopf mitten auseinander und das Gehirn ausgeschüttet, auf einem Misthaufen. Wie sich der Teufel dem Doctor auf Lebenszeit, so hatte sich dieser dem Satan für das jenseitige Leben verschrieben. Hatte nun Satan seinerseits den Vertrag erfüllt, so mußte auch Faust nach seinem Tode der Macht der Hölle verfallen, die ihm auf Erden zu Diensten gewesen war.

Ein solches Ende schien sowohl dem Vertrage als auch überhaupt dem göttlichen Strafrechte angemessen zu seyn. Indessen weiß doch auch die alte Sage nicht mehr, als was auf Erden geschehen: die Gesellen des Verstorbenen schließen nur aus dem erschrecklichen Tode auf ein erschreckliches Leben nach dem Tode in der Hölle, welches das erste Gericht ist.

Hier fällt der Vorhang der alten Geschichte, wie sie in ihrer Unmittelbarkeit sich selbst erzählt. Jetzt sucht ein Seher nach langem Zaudern kurz vor seinem Tode den Vorhang zu lüften: die Acten werden in zweiter Instanz instruirt, und am Ende sehen wir den großen Sünder von den Ansprüchen seines Anklägers absolvirt.

Es fragt sich, ob dieses endliche Resultat zu Recht bestehen, ob die Gnade, die dem Sünder wird, mit dem Rechte bestehen kann. Mephistopheles beklagt sich bitter über Gewalt und Unrecht, er weiß sich getäuscht und betrogen, er beruft sich theils auf sein altes Recht und die Macht, welche ihm unter den Menschen von jeher eingeräumt worden ist, auf Herkommen und Gewohnheit, theils auf seine aus dem Vertrage insbesondere erworbenen Rechte, und zwar nicht ohne Schein Rechtens, wiewohl ohne Hoffnung.

Wer schafft mir mein erworbenes Recht? Soviel ist nicht zu läugnen, daß der Vertrag unter Zulassung des obersten Richters abgeschlossen worden war; denn dem Vertrage auf Erden ist eine Wette im Himmel vorangegangen. Aber Satan erhielt auch schon damals wie im Buche Hiob eine Lection über die Sünde, welche die Natur des Menschen verdirbt, und über die Gnade, welche den in jeder Menschenbrust zurückgebliebenen göttlichen Lebensfunken erhält: er wurde schon damals darauf aufmerksam gemacht, daß der Mensch, wie der verlorene Sohn, zwar vielfach irren, und auf das traurigste zu seiner eignen Qual und Strafe sich verirren könne, aber darum noch nicht ganz, nicht auf immer von seinem ewigen Urquell abfallen müsse.

Das ist eben diese vereinte, und doch unvereinbare

Zwienatur, welcher jeder Menſch unterworfen iſt, der ungeheure Widerſpruch zweier Willen, wornach der Menſch in Sünde und Schuld ſich hinreißen läßt, und doch nicht von dem Guten ganz loskommen kann. So mag es wohl auch Vielen unglaublich erſcheinen, daß ein Menſch, der Gott abgeſagt, dem Teufel ſich gelobt, und nach nichts Geringerem verlangt, als Gott gleich zu ſeyn, dem ohngeachtet vor den Bauern, die Menſchen vergöttern, im Unwillen über ſolche Apotheoſe gegen das erſte Gebot, die Seelſorge verſieht.

Vor Jenem droben ſteht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe ſchickt!

Aber es iſt wirklich ſo. Dergleichen religiöſe Aperçü's und Impromtü's ſind unwillkührlich: es kann ſich ihrer Niemand erwehren: ſie beſtehen auch mit einem gottloſen, unchriſtlichen Leben. Aber ſie beweiſen zugleich, daß es mit einem ſolchen gottloſen Menſchen doch noch nicht gar aus iſt.

Das hatte der Prolog im Himmel zum Voraus angekündigt: damit war dem Teufel zum Voraus die Rechnung verdorben.

So iſt es nun wirklich gekommen: der Himmel hat den gefallenen Menſchen wieder in Beſitz genommen, die Engel haben die Seele, als den unſterblichen Funken, entführt, und die ſataniſchen Wachtpoſten verſcheucht, die ſich ihrer verſichern ſollten.

Aber iſt nicht dieſer Beſitz durch Gewalt und Liſt zugleich erlangt worden? Das iſt Satans Beſchwerde: er klagt über verweigertes Recht.

Zunächst kommt alles auf den näheren Inhalt des Vertrags an. Dieser zerfällt in zwei Artikel.

Der erste Artikel wird von Mephistopheles proponirt und von Faust angenommen: er besteht wörtlich in folgender Stipulation:

Mephistopheles

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden:
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n;
Wenn wir uns drüben wieder finden
So sollst du mir das Gleiche thun.

Faust.

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
Die andre mag darnach entsteh'n.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann geschehn.

Hier fragt es sich zuerst, ob Mephistopheles seinerseits wirklich Wort gehalten? Denn nur unter dieser Voraussetzung könnte er ein Recht erworben haben. Scheinbar hat er allerdings dem von ihm erst selbst dazu versuchten Sünder seine Dienste geleistet, auf jeden Wink den Willen des Gebieters ausgerichtet; aber auch nur scheinbar: eigentlich war doch Faust der Sklave satanischer Gewalt, und Mephistopheles der Verführer und Gebieter. Darum muß Mephistopheles schon nach seiner eigenen Proposition am Ende unterliegen.

Und was antwortet Faust? was verspricht er gegen diesen Dienst? Nicht mehr als das Mögliche, was will und kann geschehen.

Faust soll drüben dem Satan unterworfen seyn, wenn sie sich beide drüben finden. Mehr hatte Mephistopheles selbst nicht verlangt. Nun finden sie sich aber drüben nicht zusammen: wie sollte er dem Satan dienen können, von dem er kraft jenes göttlichen Funkens losgerissen worden ist? Das hatte der Herr dem Ankläger im Prologe vorausgesagt. Wenn er sich nun doch mit diesem Herrn in eine Wette, mit dem strebenden irrenden Menschen in einen Vertrag einläßt, so ist er mit Recht getäuscht in seinen alten Tagen: er sagt selbst zu sich:

Du hasts' verdient, es geht dir grimmig schlecht.

Eigentlich hat er aber selbst dabei gewonnen, denn der Eindruck, welchen die göttliche Liebe unter der Erscheinung der liebenden Engel auf ihn macht, würde ihm am Ende selbst heilsam sein, wenn er ihn nur aufnehmen wollte, könnte.

Der zweite Artikel des blutigen Bündnisses wird von Faust vorgeschlagen und von Mephistopheles eingeschlagen: beide sind ihrer Sache so gewiß, als könnte es nicht fehlen, als müßte es nach ihrem Willen gehen: die Solennität blutiger Unterzeichnung wird nur noch zur Verstärkung beigefügt. Die Worte selbst lauten also:

Faust.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen;
So sey es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephistopheles.

Top!

Faust.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sey die Zeit für mich vorbei!

Mephistopheles.

Bedenk' es wohl, wir werdens nicht vergessen.

Faust.

Dazu hast du ein volles Recht,
Ich habe mich nicht freventlich vermessen.
Wie ich beharre, bin ich Knecht:
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

Hiernach hat Mephistopheles an Faust nur dann ein volles Recht, wenn sich dieser beruhigt auf ein Faulbett legt, — aber Satan hat ihn nie beschwichtigen können, Faust hat sich nie auf ein Faulbette gelegt; nur dann, wenn Faust sich so weit belügen läßt, daß er sich selbst gefällt, — aber Faust hat nie sich selbst genügt, nie an sich ein Wohlgefallen gehabt; — nur dann, wenn Faust den vorübereilenden Augenblick anzuhalten sich versucht fühlt — aber seine letzten Worte sind, daß er nach dem Augenblicke verlangt, zu dem er sagen dürfte:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genießt er sterbend höchsten Augenblick.

Da steht die Uhr, der Zeiger fällt, es ist vorbei, ehe dieses hohe Glück selbst gekommen ist. Er genießt nicht lebend, sondern erst sterbend höchsten Augenblick. Wie sollte nun der so lange beunruhigte und gequälte Mensch dem Teufel verfallen? Wohl hat er sich schwer versündigt, und verirrt, in den Tiefen der Sinnlichkeit und dem Taumel der Leidenschaften, in über- und unterirdischen Phantasmen, „Trugs, Zauberblendwerks, hohlen Scheins.“ Aber nie hat er Friede gemacht mit dem Satan, nie hat er sich selbst eigenliebig gefallen, nie hat er sich befriedigt gefühlt, er tadelt es selbst an dem jungen Kaiser, der statt zu streben und zu regieren ruhen und genießen will, und darüber zur Auflösung aller Rechts-Ordnung, zur Empörung Veranlassung giebt.

So stirbt Faust mitten in neuen rastlosen Bestrebungen, über neuen Plänen. Er wollte die stolzen Wellen des unbändigen Meeres zügeln und abdämmen, bis hierher zu wallen und nicht weiter: da legen sich seine; er wollte den verpestenden Sumpf, den faulen Pfuhl ableiten, den das stagnirende Wasser erzeugt: unter diesen Reinigungs- und Läuterungs-Prozessen sinkt er zurück; die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn nieder. Wir erinnern uns hierbei des Prologs im Himmel, wie der Herr gleich Anfangs sagte, daß für den Menschen nichts gefährlicher sey, als unbedingte Ruhe, nichts weckender als Thätigkeit. So zeigte sich auch Faust gleich Anfangs:

Denn auch die höchste Erdenlust
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

So finden wir ihn auch noch zuletzt bemüht, eine Thätigkeit zu begründen, die Freiheit und Leben sich täglich neu erobern muß.

Darum wird auch Faust unter dem Beistande von Oben im Tode vertragsmäßig frei von der Gewalt des Teufels, welcher sich darüber nicht beschweren darf, zumal er im Leben nicht sowohl gedient, als geherrscht hat.

Der Vertrag war aber auch von Haus aus so gestellt, daß Mephistopheles daraus kein Recht erlangen konnte, denn dieses sollte nicht eher eintreten, als bis Faust zum Frieden gekommen sein würde. Es ist aber unmöglich, mit dem Unfrieden Friede zu machen, Satan hat keinen Frieden, und kann keinen Frieden geben, durch ihn konnte Faust auch nicht zum Frieden mit sich kommen. Insofern war die Bedingung unmöglich, von deren Erfüllung das Recht des Mephistopheles abhängig war.

Friede ist nur in Gott: und das Herz des Menschen ist unruhig, bis er in dem Herrn Ruhe findet für die Seele: wo aber dieser Friede Gottes eintritt, da hat der Teufel seine Macht verloren. Insofern enthält die Bedingung in sich selbst den Widerspruch, daß sie den Anspruch vernichtet, der von ihrem Eintritte kurzsichtiger Weise bedingt werden sollte. Der Unfriede soll die Herrschaft erst dann erhalten, wenn der Friede kommt, vor dem er in sein Nichts zerstiebt!!

Indem nun der Sünder fällt, der auch auf den dunkelsten Irrwegen immer vorwärts gestrebt, und nie sich selbst gefallen, und nie mit dem Satan Friede gemacht hatte, empfangen ihn die Nacht- und Hausgeister. Er stirbt als ein Sünder, als ein Schuldner. Die Lemuren verkündigen es selbst:

Der Gläubiger sind so viele.

Es sind ihrer viel, die ihn verklagen, die Anspruch auf ihn machen. Aber wer hat denn Anspruch auf seine sterbende Seele?

Die Teufel fassen Posto, sich ihrer zu bemächtigen: aber auch Engel kommen hernieder. Wir kennen schon von Alters her das Verlangen der unsichtbaren Geister nach der Menschenseele, wenn der Leib stirbt. Jener Franziskaner erzählt es dem Dante in der Hölle XXVII. 112 flg.

Francesco venne poi, com'io fu morto,
Per me: ma un' de neri Cherubini
Gli disse: nol portar; non mi fa torto.

Damals siegte der schwarze Cherub wirklich: die Seele gehörte ihm schon bei lebendigem Leibe.

Dagegen begegnete Dante im Vorfegefeuer einem andern Schatten, der im Leben Buonconte von Montefeltro geheißen war. Der war im Glauben und in der Buße gestorben. Und was geschah nun?

L'angel di Dio mi prese, e quel d'Inferno
Gridava: o tu dal ciel, perchè mi privi?
Tu te ne porti di costui l'eterno
Per una lagrimetta, che 'l mi toglie.

Ein einziges Thränlein rettete den armen Sünder, und der böse Geist mußte es sich gefallen lassen: es blieb ihm eben nur der Leib, da ihm die Seele entschlüpft war.

So verfällt auch Faust's Leib zunächst dem bösen Geiste: das ist der Inhalt der alten Sage. Aber wie ergeht es nun der Seele?

Unter den sanften Liebesliedern der Engel und unter dem Dufte der Rosen, welche die Büßerinnen senden, se-

hen wir die Schaar der bösen Geister entweichen und selbst der Satansmeister wird von der Liebe angeweht, aus der er gefallen ist, wiewohl sie sich immer wieder in ihm verzerrt, entstellt, verkehrt und verunreinigt. So entführen die Engel Faustens Unsterbliches; und Mephistopheles ist selbst daran schuld, daß er leer ausgeht, denn er hätte nur zu nehmen gehabt, wenn er sonst gekonnt, von Faust ist er wenigstens nicht verhindert gewesen, und dieser hat sich auch nicht verpflichtet, sich selbst zu überliefern.

Es ist auch nicht sein Verdienst, daß er gerettet wird, sondern die Gnade, welche den Strebenden annimmt und hebt. — —

Und so beantwortet der Dichter in seinem letzten Alter die Frage, die er in seiner Jugend mit gutem Vertrauen aufgeworfen hatte:

„Wer wird den unsterblichen und unbefleckli-
„chen Funken, unsere Seele, aus dem Leibe
„des Todes ausführen, und mit einem neuen
„und unsterblich reinen Kleide umgeben?"

Die Seelen-Schaaren früh verstorbener Kinder, die ihn damals umschwebten, umschweben nun auch Faust's Seele.

Faust ist versucht worden und in Sünde gefallen: aber er hat sich nicht darinn gefallen. Der Fall ist leicht, die Rettung schwer. Das ist allen Menschen gesagt.

In die Schwachheit hingerafft
Sind sie schwer zu retten:
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?

Wie entgleitet schnell der Fuß
Schiefem glatten Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Aber es ist eine höhere Macht, die ihn dafür läutert, schlägt und heilet, strafet und rettet, sie strafet so lange es Noth thut, und rettet, wenn es an der Zeit ist; es ist eine höhere, es ist die höchste Macht, die jeden schmutzigen Erdenrost ausbrennt und wär' er von Asbest.

Es ist immer noch die alte Sage von Strafe und Gericht unversehrt, aber entwickelt: wir finden sie jetzt in ihrer höchsten Steigerung. Es erweiset sich nun, daß das strafende Prinzip kein anderes ist, als die göttliche Macht der Liebe, welche um der Gerechtigkeit willen und zum eigenen Besten des Ungerechten straft. Daß sie ihren Zweck erreicht, dazu gehört eben nichts geringeres als die Allmacht der Liebe, nur sie vermag es, und die Engel dienen ihr nur an dem Werke der Erlösung.

Wenn starke Geisteskraft,
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Und doch ist auch die Erlösung andererseits wieder bedingt von dem Streben des menschlichen Geistes, der von keiner Erdenlust befriedigt sich immer wieder zu Gott

erhebt. Je inniger das Streben, desto inniger ist die Buße, desto zugänglicher wird die Erlösung.

Gerettet wird das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die seelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Und so betet denn auch zuletzt auf dem Montserrat der Väter Doctor Marianus nach seiner Weise vor dem Bilde Maria's:

Blicket auf zum Retterblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder beß're Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Die Liebe ziehet hinan, und die Liebe ist das Ewig-Weibliche.

X.

XV, 210.

Das neue Reich.

Ein Mährchen.

Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter versetzen uns in dieselbe Zeit, in welcher Herrmann und Dorothea spielen, in die Zeit der ersten Französischen Revolution, wo die Gegensätze zuerst sich feindlich zu berühren anfiengen, welche seitdem die Welt erschüttert und verwirrt haben, und noch gegenwärtig das schwankende Schiff, auf dem wir uns befinden, hin und her schleudern, ohne zur Vermittlung, zur Ausgleichung, zur Ruhe kommen zu können. Wenn uns die lieblichen Erzählungen und Schildereien von Herrmann und Dorothea bürgerliche Verhältnisse mitten in einer wildbewegten Zeit in scharfen Gegensätzen vor Augen stellen, so sehen wir in jenen Unterhaltungen einen vornehmen, geistreichen Familienkreis, aus seinen Besitzungen diesseits und jenseits des Rheins vertrieben, auf der eiligen Flucht vor der gewaltthätigen Despotie der Freiheit, bis sie endlich nach den ersten, kurzen Siegen der deut-

schen Waffen auf einem Gute der Familie am rechten Rheinufer wieder einige Ruhe finden. Indessen hatte auch schon in diesem Kreise der Zwiespalt des Tages, der Gegensatz zwischen Altem und Neuem, zwischen Ordnung und Willkühr, Nothwendigkeit und Freiheit, der Widerspruch zwischen Besitz und Recht, Gesetz und Meinung, zwischen der unergründlichen Thatsache der Geschichte und den Forderungen des damit unzufriedenen Verstandes seinen unwiderstehlichen Einfluß ausgeübt, seine Parteien gewonnen. Auch hier hatte die blendende Schönheit unter dem Namen der Freiheit ihre schwärmerischen Anbeter gefunden. Die Politik störte nur zu oft den heilsamen Frieden geselliger Unterhaltung bis zur Entzweiung, bis zur Verletzung des sonst immer für heilig gehaltenen Gastrechts, so daß endlich nach dem Vorschlage der Baronesse von C. alle politischen Gespräche aus der allgemeinen Unterhaltung herausgewiesen, und der Zwiesprache Einzelner, dem Verkehre Gleichgesinnter überlassen wurden. Dagegen trat nunmehro die frühere, friedliche Gewohnheit der Konversation wieder ein, und dazu gehörten vornehmlich auch Vorlesungen, Erzählungen, Mährchen, welche, anregend wie sie waren, ohne aufzuregen, den mannigfaltigsten Stoff zu ergötzlichen und lehrreichen Gesprächen an die Hand gaben.

Demohngeachtet sehen wir, wenn wir genauer Acht haben, auch in den Erzählungen, welche nunmehro folgen, — und wie konnt' es auch anders seyn? die Bewegung der Zeit war zu groß, die Frage, mit der sie sich trug, zu wichtig, der Einfluß zu mächtig — kurz, wir sehen das kaum verbotene und verpönte Element der Unterhaltung, wie unwillkührlich, überall wieder heimlich her-

vor blicken: überall wird der große Gegenſatz, um den es ſich handelte, wieder eingeſchwärzt, anfangs wagt er ſich nur leiſe im Hintergrunde zu erſcheinen, bald aber merklicher und dreiſter, wiewohl Niemand den ungebetenen Gaſt bemerkt: und hierinn liegt eben die feine Ironie dieſer Poeſie, welche durch alle dieſe Unterhaltungen der Ausgewanderten, wie ein unſichtbarer Faden, ſich hindurch zieht, wie eine innere Goldader den Puls bewegt und die Geſellſchaft fördert, weil ſie unmerklich wirken kann, ohne die geſellige Freude zu ſtören.

Zugleich iſt jedoch an dem zum großen Theile der guten Sitte entwachſenen Inhalte der meiſten Mittheilungen der ältere Franzöſiſche Einfluß auf die vornehmere Welt nicht zu verkennen; es werden auf die feinſte Weiſe die unfeinſten, und heilloſeſten Seiten des menſchlichen Lebens zur Sprache gebracht; was beſſer nicht geſchähe, nicht geſchehen ſollte, und wenn es einmal geſchehen, mit Stillſchweigen bedeckt werden ſollte, wird hier in den ſittlichſten Lebenskreiſen auf das offenſte und naivſte erzählt. Alles bey ſeinem rechten Namen zu nennen, iſt der Dichter auch ſonſt geneigt, und er gewöhnt uns nach und nach daran, alle krankhafte Prüderie und Empfindlichkeit zu überwinden. Aber hier werden wir doch leicht unwillig, indem die unſittlichſten Lebensverhältniſſe ſo objectiv erzählt werden, als wäre dabey eben nichts zu erinnern: ja, wie ſie erzählt werden, ſcheinen ſie eben zur unvermeidlichen Tagesordnung zu gehören. In guten Tagen ſind viele Sünden wo nicht aus dem Leben, doch aus der Unterhaltung verbannt, ſie müſſen ſich wenigſtens die Strafe gefallen laſſen, daß ſie in guter Geſellſchaft nie ein Gegenſtand des Geſpräches werden können, ſondern als nicht ſeyend

ignorirt werden. Hier finden sie aber dennoch zwar nicht Zutritt in das Leben, aber freyen Eingang in die Unterhaltung: sie werden wie Naturerscheinungen betrachtet und behandelt. Auch in dieser Gesellschaft gewinnt es mehr als einmal das Ansehen, als sey zwischen der natürlichen und sittlichen Welt kein bleibender Unterschied. Und so können wir auch an dem Tone der höheren Gesellschaften wahrnehmen, wie die Verletzungen der ehrbaren Sitte im Privatleben schon selbst, als einmal nicht zu ändern, zur geduldeten Sitte geworden sind; wir müssen uns aber auch zugleich sagen, daß diese Verletzungen den Keim zu größeren enthalten und das Vorspiel einer großen Tragödie eröffnen, indem sie namentlich auch zur Verletzung der Bande, welche das öffentliche Leben zusammenhalten, unausbleiblich führen mußten, denn wo ein Gesetz des engsten Privatlebens, seiner Heiligkeit entkleidet, erst gefallen ist, da stürzet nach und nach das ganze Gebäude uralter Ordnung zusammen.

Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Unterhaltungen.

Den Anfang machen, — wer sollte es in so aufgeklärter Zeit, in der besten Gesellschaft erwarten? — Geschichten von Gespenstern, Geistern, und magischen Einwirkungen einer unsichtbaren Macht auf die sichtbare Welt: aber das Merkwürdigste ist, daß diese unheimlichen und unergründlichen Spukereyen aus einer andern über- oder unterirrdischen Welt hauptsächlich diejenigen Personen necken und schrecken, welche sich der irdischen Welt ergeben haben, das Unergründliche verhöhnen, die Sitte verachten, und wo möglich Alles dem natürlichen Menschen-Verstande unterwerfen wollen. Wohl werden auch hier alle natürlichen Wunder-Erklärungen versucht, alle Hypothesen, alle

Instrumente, auch Thermometer, Barometer und Hygrometer in Bewegung gesetzt, es wird alle Vorsicht angewendet, Täuschungen zu vermeiden, aber es ist auf diesem Wege nicht dahinter zu kommen.

Auf diese Spukgeschichten folgt, unerwartet genug, eine moralische Erzählung, in welcher ein Mann von 50 Jahren, eine junge, schöne Italienerin, und ein Advocat auftreten. Hier sehen wir, wie die sinnlichste Leidenschaft einerseits die heiligsten Gefühle, andrerseits den nüchternen, Alles auflösenden Verstand zu Hülfe nimmt, um ein ihr entgegenstehendes unergründliches, aber bisher heilig gehaltenes Gebot aus dem Dekalogus heraus zu disputiren, und wie zuletzt eben diese so stark bewaffnete Begierde demohnerachtet, mittelst einer Advokatenlist, auf die launigste Weise und zur lustigsten Beschämung des natürlichen Verstandes und der untergeschobenen Naturgefühle — durch Beten und Fasten geheilt wird. Der physische Theil dieser Heilmethode erinnert unwillkührlich an den medizinisch-diätetischen Versuch, welchen weiland Nicolai *) an dem tieferen Schaden des unglücklichen Werther ohne einige Ahndung von dem Sitz der Krankheit gutmüthig genug, aber erfolglos anwendete, und darüber bei allen seinen Verdiensten sich lächerlich machte: denn Seelenleiden lassen sich mit dünner Hünerbrühe, magerer Kost, und täglicher Motion nicht kuriren. Hier schlägt aber das materielle Heilmittel an, weil das Krankheitsleiden materiell genug war, und die Moral ist dieselbe, welche wir in den so sehr verkannten Wahlverwandtschaften wiederfinden, wenn wir sogleich im zweiten Kapitel lesen: „Sich etwas

*) XXVI, 230.

zu verſagen, war Eduard nicht gewohnt.“ Es iſt dieſelbe Moral, welche die Wanderjahre ſchon in ihrem zweiten Titel „die Entſagenden“ an der Stirne tragen. Und was iſt es anders, als dieſe ſimple Moral, wenn in der lieblichſten und friedlichſten aller Götheſchen Dichtungen, in der wunderzarten Novelle von dem Kinde und dem Löwen, die ſeltſame fremde Frau dem leidenſchaftlich bewegten ſchönen Jünglinge, der mit ſchrankenloſem Verlangen in die unermeßliche Weite hinausſtarrt, zur Erinnerung an Maas, und Schranke, als das heilige Geſetz, die inhaltſchweren Worte zuruft: Ueberwinde dich ſelbſt!

In dieſe Moral weihet uns die letzte Erzählung noch tiefer ein. Hier ſehen wir, wie Leidenſchaft und Eitelkeit eines jungen Kaufmannsſohnes, nach langen Kämpfen mit der von der Mutter ererbten Sitte, zu den ſinnreichſten Sophiſtereien über die Zufälligkeit des Beſitzes und deſſen Widerſpruch mit dem Rechte, welches alle Menſchen gleich macht, oder wenigſtens nur die Würdigeren begünſtigt, ihre Zuflucht nehmen. Dann finden wir den jungen Mann mit der Frage beſchäftigt, ob man ein Geſetz oder eine Einrichtung, zu denen man ſeine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menſchen erlaubt ſei, wenigſtens im Stillen von den bürgerlichen Geſetzen abzuweichen. Diesmal treffen dieſe Angriffe des Verſtandes das ſiebente Gebot, und das Reſultat aller Räſonements iſt, daß ein edler, hochſtrebender, wohlerzogener Jüngling ſeinen eigenen Vater auf die gemeinſte Weiſe — beſtiehlt. Aber das Gewiſſen iſt nicht ſchlafen gegangen: die Heilung wird durch äußerliche Veranlaſſungen vorbereitet: endlich überraſcht ihn die Hülfe aus der Noth mitten in dem Hülfsgeſchrei, welches er in

„seiner Seelenangst unter heißen Thränen, neben seinem Stuhle niedergeworfen, an den „Vater im Himmel" richtet, womit denn die Rückkehr des verlornen Sohnes zu allgemeiner Zufriedenheit erfolgt.

Und so finden wir denn auch in den beiden letzten aus dem Kreise des täglichen Lebens entnommenen moralischen Erzählungen ein übernatürliches, unergründliches Element, welches den schwachen Sterblichen pflegt und hebt und trägt, oder, wie es der Dichter ein andermal ausdrückt, Etwas von der Luft, die vom See Tiberias herüber weht, *) während auf der andern Seite nun erst die moralische Kraft des Menschen anschlägt, indem sie in der Selbstüberwindung, in der Kunst zu gehorchen und zu entsagen, ihre fruchtbringende Wurzel findet. In diesen Maximen finden wir auch jenen Kaufmannssohn als Mann und Hausvater wieder. „Er pflegte sich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Uebung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine ganze Erziehung bestand gewissermaßen darinn, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Steegreife etwas mußten versagen lernen", während ihnen außerdem die größte Freiheit gestattet wurde: aber zur wahren Freiheit führt erst die Selbstüberwindung. — —

In diesem Augenblicke bestätigt sich aber ein neues Wunder, welches die Ausgewanderten näher angeht: nehmlich die seltsame Sympathie zwischen — Hölzern, die auf Einem Stamme erzeugt und später zu verschiedenen Möbeln verbraucht wurden, der Rapport zwischen Werken, die Ein Künstler verfertigt; denn mitten unter der Erzäh-

*) XXVIII, 236.

lung einer Gespenstergeschichte war ein kostbarer alter Schreibtisch im Zimmer der Gesellschaft mit einem lauten Knalle in der obern Decke zersprungen, und jetzo weiset es sich aus, daß in demselben Augenblicke, Punkt halb zwölf Uhr des Nachts, das Gegenstück dazu auf einem überrheinischen Gute in Flammen aufgegangen war.

Wenn aber bis hierher alle Erzählungen und Begebenheiten bei aller Verschiedenheit in einem innern Zusammenhange standen, wenn sie, jedes in seiner Weise, den Gegensatz zwischen einem Unergründlichen, dem wir uns zu unterwerfen haben, und dem Rechte des Verstandes, welcher nicht unbeweglich davor stehen bleiben kann, nach allen Seiten friedlich zu vermitteln schienen, so folget nun, wie außer allem Zusammenhange, ein wunderliches prachtvolles Mährchen, welches zunächst die Phantasie auf das lebhafteste und reichhaltigste beschäftigt, und diese hat in der That genug zu thun, um die vorüber gaukelnden Bilder, die schillernden Farben und geisterhaften Wesen aus allen Reichen der Natur und des Geistes zu einem harmonischen Ganzen zusammen zu fassen, und im Einzelnen zu verfolgen, um die Oertlichkeiten und Zeitverhältnisse in Einklang zu bringen, und die Komposition in ihren Grundaccorden zu übersehen. Dagegen scheint das Mährchen mit dem Verstande im Widerspruche zu stehen, und dieser vor jenem stille zu stehen: aber sollte das bilderreiche Mährchen nicht auch sinnreich seyn? — Wirklich ist der Verstand von keiner Sphäre ganz ausgeschlossen, er ist vielmehr überall sehr wohl gelitten und unentbehrlich, wenn er sich nur bescheiden benimmt und gemach zu Werke geht, und dazu gehört, daß er nicht stehen bleibt, sondern sich bewegt, um in das Leben des Geistes friedlich ein-

zudringen, ohne den Zauber feindlich zu zerstören, ohne das Räthsel mit einigen Begriffen enträthseln, oder Alles ergründen zu wollen.

Allerdings wird sich die Einbildungskraft, indem sie ihre Erscheinungen aufnimmt und wiedergiebt, an keinen einzelnen Gegenstand, an keinen Gedanken festhängen, vielmehr nur wie eine Musik auf uns spielen und uns in uns bewegen. Aber die Poesie mag dennoch das Vernünftige lieben, und wenn es als ihr Werk nun da ist und uns wirklich bewegt, so wird uns auch das Mährchen, wie der Erzähler selbst bevorwortet, an nichts und an alles erinnern.

Oder sollten die Irrlichter, die aus Sümpfen heraufsteigen, und ihren Glanz nicht von sich selbst haben, sondern borgen oder stehlen, die mit der größten Sicherheit und vielem Ausdrucke die gewöhnlichsten Sachen sagen, und am Ende das Wichtigste vergessen, nur an nichts erinnern? Kaum dürfte es möglich seyn, sich aller Erinnerungen aus den vorausgegangenen Erzählungen zu erwehren, wo gleißende Irrlehren und Sophistereien auf die verschiedenartigste Weise ihr Spiel treiben, indem sie von der Wahrheit, welche sie verkehren, ihren Glanz entnehmen, und unter solcher Firma sich Eingang verschaffen. Aber es ist auch nicht zu verschweigen, daß die Irrlichter auch zuweilen gute Dienste leisten, und mit ihren spitzen Zungen gelegentlich sehr hülfreich sich erweisen. So leistet auch der Verstand die besten Dienste, wenn er nur nicht allein herrschen will, sondern auch gehorchen lernt.

Und was bedeutet die schöne grüne Schlange, welche das Gold benutzt, welches die flüchtigen Herren vergeuden, und zuletzt sich aufopfert, ehe sie aufgeopfert wird? aber

die Reſte ihres ſchönen Körpers und ächten Gehaltes ſind die Grundpfeiler der Brücke, welche endlich zwei getrennte, gegenüberliegende Reiche miteinander verbindet.

So viel iſt gewiß, daß die Schlange der horizontalen Linie angehört, und zur Erde ſich hält, wiewohl ſie auf trocknen Bergwieſen am liebſten lebt, und mit zartem Thau und friſchem Quellwaſſer ihren Durſt ſtillt, ja zuletzt mehr und mehr das Irdiſche überwindet und zur heiterſten Durchſichtigkeit ſich verklärt. Aber die Herren von der vertikalen Linie verlieren gar Grund und Boden, indem ſie trotz ihrer niedrigen Abkunft obenaus wollen, und alle Früchte der Erde verſchmähen. Die Schlange opfert ſich und erhält durch die Entäußerung ihrer zeitlichen Geſtalt ihren Gehalt, während die ſchlanken luftigen Herren das entwendete Gold und hiermit den Inhalt ſelbſt vergeuden, und ziſchend abziehen, weil es Tag wird.

Aber wie dem auch ſei, wer könnte den allgemeinen Weltverjüngungsprozeß verkennen, welcher in dieſem Mährchen vor unſeren Augen in den mannigfachſten Weiſen hervorbricht, um das ächte Alte und wahre Neue zu verſinnlichen und jedem ſeine Zeit, ſeinen Ort anzuweiſen? Launig genug werden ſelbſt die äußerſten, heimlichſten Wünſche der alten eitlen Frau übertroffen; im morgendlichen Bade erlangt ſie nicht bloß die Wiederherſtellung ihrer ſchwarzen geſchwundenen Hand, die ihr ſo viele Sorge gemacht hatte, ſondern ſie verjüngt ſich ſelbſt, und ihr Mann wird wieder ein wackerer Jüngling. Selbſt das Ungeheure, Schädliche und Misgeſtalte muß zum Beſten dienen: alles Alte wird jung, der Fährmann erſcheint mit ſilbernem Ruder, aus ſeiner Hütte erhebt ſich der Tempel

des neuen Reiches am Flusse, oder wenn man will, der Altar in dem Tempel, vom schönsten lautersten Silber.

Sieh' die veraltete Hütte, zu klein auch zweien Bewohnern,
Wandelt zum Tempel sich um: für die Gaffeln ragt ein Gesäul auf;
Röthlich schimmert das Stroh, und wie Gold erscheinet der Giebel,
Buntgetrieben die Pfort', und gedeckt der Boden mit Marmor.

Ueberall wird es neu und hell, und verklärt steigt das lange verkannte, verbannte, gänzlich untergegangene alte Recht mit allen Insignien der Herrschaft aus seinem unterirdischen Exile zur neuen heitern Tageswelt herauf. Während der selbstgemachte zusammengeleimte Götze in den wunderlichsten Klumpen zusammenstürzt, sehen wir die gebornen königlichen Autoritäten der Weisheit und Gotteserkenntniß, der Majestät, und der Gewalt in der Liebe sich vereinigen, die nach langer Entfremdung und Verzauberung zu neuem, ihr desto gemäßeren Leben erwachen.

Allein wer ist die überschöne Lilie, welche selbst ihren Geliebten, den jungen König, in einen wandelnden kraft- und geistlosen Schatten verwandelt, des Schwerdts, des Scepters, der Krone beraubt, und nur noch wie zum Spotte im Harnisch und Purpur herumwandeln läßt? Unter ihrer Hand sehen wir alles Lebendige sterben, Todtes zu Scheinleben erwachen, und ihr Blick lähmt und entnervt, was die Berührung nicht tödtet. In ihrem Lande wuchern die Pflanzen und Bäume, aber keine Blüthe, keine Frucht ist zu finden. — Doch wer erinnert sich nicht der blendenden Schönheit, welche gleich im Anfange dieser Unterhaltungen auftrat, der schönen glänzenden Göttin, die unter

dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte, und, so übel sie auch die einen behandelte, von den anderen mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde? Jetzt hat sich ihr wahres Wesen, nach langer Entstellung in das Gegentheil, nach langer Verblendung und Verzauberung, auf das heiterste entwickelt und erneuert: es ist die Liebe, welche die Herrschaft wieder in ihre Rechte einsetzt. Das Vertrauen der Liebe ist die Grundlage der Herrschaft und der Freiheit, aber die Herrschaft selbst bleibt den drei königlichen Mächten, dem ehrenwerthen Schwerdte der Gewalt, dem silberschimmernden Scepter der Majestät, und der goldenen Krone der Weisheit im Eichenkranze. Denn die Liebe herrschet nicht, aber sie bildet, und das ist mehr. Hiermit lösen sich jene drei Geheimnisse im vierten, welches das größeste ist, und das offenbare. Denn was ist herrlicher, als Gold? Das Licht oder die Weisheit. Erkenne das Höchste! Und was ist erquicklicher, als das Licht? Das Gespräch oder die Mittheilung, die Gemeinschaft in der Liebe. Diese war es, welche in der Zeit der Verbannung fehlte.

Entfernt vom süßen, menschlichen Genusse
War sie und er dem Jammer nur vertraut.
Doch endlich steht der Tempel dicht am Flusse
Und herrlich ist die Brücke hoch erbaut.

Doch wir enthalten uns lieber einer allzugenauen Ausdeutung und der näheren Entschleyerung aller Einzelnheiten, welche uns in den mannichfaltigsten Bildern entgegentreten.

So viel ist klar, daß die Welt in zwey Hälften

zertrennt und zerspalten ist. Auch der Fährmann, der nur herüber, aber nicht hinüberfährt, der Riese mit dem Schatten, der Habicht mit dem Spiegel, der Alte und seine Lampe mit ihren Wirkungen, die Verschiedenheit der beyden Länder an den Ufern des Flußes, der Fluß selbst, der kein Gold leidet, der erst verletzt und dann heilet, und das Bad im Morgenrothe, könnten uns im Einzelnen noch viel zu denken geben. Auch des Vogels Tod, der Mops von Edelstein, die drei Kohlhäupter, drey Artischocken und drey Zwiebeln, die unbezahlten Schulden, die zuletzt doch noch getilgt werden, nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie erinnern uns eben an Nichts und an Alles, an Mancherley zugleich, aber unbestimmt, so daß Eins das Andere nicht ausschließt, daher Keiner das Räthsel ganz verfehlen, aber auch Keiner es ganz erschöpfen wird. Am Ende bleibt freylich jeder Mensch noch mehr als eine Artischocke, ein Kohlhaupt und eine Zwiebel schuldig und seine Schuld scheint sich hiermit nicht sowohl zu verdoppeln, als zu verdreifachen.

Auch der Fluß ist ein allgemeines Bild des Menschenlebens. Das Erste ist, daß er scheidet. Wer kennt nicht diesen Zwiespalt, welcher gerade an dem ersten eigenmächtigen Versuch der Wiedervereinigung, an dem Thurmbau zu Babel, heraustritt, und seitdem die Menschen aus einander reißet, worüber Keiner den Andern zu verstehen scheint? wer fühlte denn gar nichts von dem Schmerze solcher Trennung?

Einer stehet hüben,
Und der Andre drüben.
Das ist Lebenslauf.
Ob sie ab und auf

Hin und wieder wandern,
Keiner kann zum Andern.

Das Zweite ist aber die Vereinigung des Getrennten, welche uns wie ein Wunder von Oben beschrieben ist, denn sie kommt von Oben. Aber wo finden wir diese Verklärung und Vereinigung auf Erden?

Nur im Mährchen wäre
Auf dem Strom die Fähre,
Und die goldne Bogenbrücke,
Jene Schlange, die zum Glücke
Beyde Stromes-Ufer einigt,
Und die Ueberfahrt beschleunigt?

Fast scheint es auf den Chiliasmus eines neuen Jahrtausends hinauszukommen. Aber wir wollen nichts entscheiden.

Auch bedarf es keines Schlüssels zu den schlafenden Jungfrauen, deren Schlummer mit der Mitternacht entschuldigt wird, worüber ihnen die kurze Zeit zu lang geworden war: es sind die drei schönen Begleiterinnen Lilieus, die mit der Harfe, die mit dem Sonnenschirm, und die mit dem Feldstuhle. So geschieht es nun, daß sie erst unter den süß bebenden Stürmen des neuen Frühlings der Welt, bei dem ersten Strahle der neuen Sonne, von dem im Spiegel zurückgeworfenen Lichte aus der Höhe geblendet, noch zur rechten Zeit aus ihrem Schlafe erwachen, und auf der neuen Erde im Tempel erscheinen. Wer möchte sich nicht so holder Erscheinung erfreuen? — wenn auch noch manches zu rathen übrig bleibt.

In dem Alten mit der Lampe verehren wir zunächst einen Priester der Gottheit, einen Gesandten und Prophe-

zertrennt und zerspalten ist. Auch der Fährmann, der nur herüber, aber nicht hinüberfährt, der Riese mit dem Schatten, der Habicht mit dem Spiegel, der Alte und seine Lampe mit ihren Wirkungen, die Verschiedenheit der beyden Länder an den Ufern des Flußes, der Fluß selbst, der kein Gold leidet, der erst verletzt und dann heilet, und das Bad im Morgenrothe, könnten uns im Einzelnen noch viel zu denken geben. Auch des Vogels Tod, der Mops von Edelstein, die drei Kohlhäupter, drey Artischocken und drey Zwiebeln, die unbezahlten Schulden, die zuletzt doch noch getilgt werden, nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie erinnern uns eben an Nichts und an Alles, an Mancherley zugleich, aber unbestimmt, so daß Eins das Andere nicht ausschließt, daher Keiner das Räthsel ganz verfehlen, aber auch Keiner es ganz erschöpfen wird. Am Ende bleibt freylich jeder Mensch noch mehr als eine Artischocke, ein Kohlhaupt und eine Zwiebel schuldig und seine Schuld scheint sich hiermit nicht sowohl zu verdoppeln, als zu verdreifachen.

Auch der Fluß ist ein allgemeines Bild des Menschenlebens. Das Erste ist, daß er scheidet. Wer kennt nicht diesen Zwiespalt, welcher gerade an dem ersten eigenmächtigen Versuch der Wiedervereinigung, an dem Thurmbau zu Babel, heraustritt, und seitdem die Menschen aus einander reißet, worüber Keiner den Andern zu verstehen scheint? wer fühlte denn gar nichts von dem Schmerze solcher Trennung?

Einer stehet hüben,
Und der Andre drüben.
Das ist Lebenslauf.
Ob sie ab und auf

Hin und wieder wandern,
Keiner kann zum Andern.

Das Zweite ist aber die Vereinigung des Getrennten, welche uns wie ein Wunder von Oben beschieden ist, denn sie kommt von Oben. Aber wo finden wir diese Verklärung und Vereinigung auf Erden?

Nur im Mährchen wäre
Auf dem Strom die Fähre,
Und die goldne Bogenbrücke,
Jene Schlange, die zum Glücke
Beyde Stromes-Ufer einigt,
Und die Ueberfahrt beschleunigt?

Fast scheint es auf den Chiliasmus eines neuen Jahrtausends hinauszukommen. Aber wir wollen nichts entscheiden.

Auch bedarf es keines Schlüssels zu den schlafenden Jungfrauen, deren Schlummer mit der Mitternacht entschuldigt wird, worüber ihnen die kurze Zeit zu lang geworden war: es sind die drei schönen Begleiterinnen Lilieus, die mit der Harfe, die mit dem Sonnenschirm, und die mit dem Feldstuhle. So geschieht es nun, daß sie erst unter den süß bebenden Stürmen des neuen Frühlings der Welt, bei dem ersten Strahle der neuen Sonne, von dem im Spiegel zurückgeworfenen Lichte aus der Höhe geblendet, noch zur rechten Zeit aus ihrem Schlafe erwachen, und auf der neuen Erde im Tempel erscheinen. Wer möchte sich nicht so holder Erscheinung erfreuen? — wenn auch noch manches zu rathen übrig bleibt.

In dem Alten mit der Lampe verehren wir zunächst einen Priester der Gottheit, einen Gesandten und Prophe-

ten, wie einen vorangehenden irdischen Heiland, welcher die Last ausrichtet, die ihm befohlen ist, und dienend die Weissagung erfüllt.

Ueberall tritt aber die politische Seite dieses allgemeinen Verjüngungsprozeßes heraus. Aus den Händen der uralten, legitimen Macht seiner Ahnherren erhält endlich der junge König sein Recht zurück, aber die Liebe verklärt das Recht.

Es ist eine neue Zeit angebrochen, wo keine Ehe, kein Verhältniß unter den Menschen mehr gilt, wenn nicht der Bund auf's Neue geschlossen wird. Aber wir sehen, wie sich nun doch wieder Alles wie zuvor verbindet aus freier Liebe. Nun freien sie nicht, und lassen sich nicht freien, um sich allein anzugehören, und alle andere Verbindungen auszuschließen, sondern eine Verbindung bestehet neben der andern, und in der andern, es bringt nun kein Verhältniß der Gemeinschaft dem Andern Gefahr, sondern sie durchdringen, heben und beleben sich wechselseitig.

So verhält es sich auch mit der Restauration des alten Königsthums auf der neuen Erde, welches nicht umsonst die Gewalt hat mit dem Schwerdte, und den Glanz der Majestät mit dem Scepter, und das Licht der Weisheit mit der Krone: nur daß die Autorität wieder verklärt ist im Vertrauen, in der Liebe, welche alle Tage neu wird. Sie ist das gute Vertrauen, worauf Familien, Gemeinwesen und Staaten ruhen. Die Liebe ist die Wahrheit der Freiheit. Ohne Liebe ist die Freiheit ihr eigenes Gegentheil, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle: die Liebe tilget die Fremdheit der Autorität, welche die lieblose Freiheit fürchtet und verfolgt.

Zuerst fanden wir die drei Könige gelähmt und verzaubert in einem unterirdischen Felsentempel: sie sind in dieser ihrer Verbannung einem vierten selbst gemachten Könige gleichgestellt, welcher zerschellt, indem sie sich erhoben. Ihre seltsame Erscheinung erinnert an ein altes thüringisches Mährchen, welches dem neuen theilweise zum Grunde zu liegen scheint, und womit wir füglich schließen können. — —

Nicht weit von uns liegt die güldene Aue, deren Name schon auf ihre fruchtbare Fülle und liebliche Schönheit deutet. Darauf deutet auch der Freuden-Ausruf des Grafen Botho zu Stolberg bei seiner Rückkehr aus Palästina im Jahre 1494, denn er hatte kaum den ersten Blick in die reichgeschmückte, lang ausgestreckte, güldenprangende Aue geworfen, als er sie mit den Worten begrüßte: Das ist mein gelobtes Land!

An dieses gelobte Land streckt sich südlich eine lange, grüne Wand aus, es ist ein Vorgebirge des Harzes, auf dessen östlichen Höhen die uralten Burgruinen von Rothenburg und Kyffhausen lagern.

Kyffhausen war vor grauen Jahren eine Kaiserliche Hofburg, zu Zeiten viel besucht und laut belebt, aber es ist längst still und stumm geworden: bis etwa ein Windessturm, oder fröhlicher Jagdlärm die tiefe Ruhe stört. Woher der Name stammt, wüßt' ich nicht zu sagen: nach einer alten sinnreichen Erdichtung deutet er wie Babylon auf Zerstreuung, auf Verwirrung, Confusion, Koffhusen, Kyffhausen. Und gewiß sind Berg und Burg die Zeugen mancher krausen Verwirrung gewesen.

Wohl sagt man sich auch in dortiger Gegend heimlich ins Ohr, daß es auf den waldbewachsenen Bergeshö-

hen zu Zeiten nicht recht geheuer ſey. Tief unter den Ruinen der verfallenen Hofburg, — ſo heißt es, aber Niemand der Lebenden hat's geſehen, — befindet ſich in der innerſten Mitte des Gebirges eine hochgewölbte Felſenhalle. Darinn ſitzt ſeit 600 Jahren und länger an einer ſteinernen Tafel, in tiefen Schaf verſunken, das mächtige Haupt auf den Arm geſtützt, — ein uralter Kaiſer, den die Deutſchen nie haben vergeſſen können, dem einſt alle treue Herzen entgegenſchlugen, und gern von neuem entgegenſchlagen möchten, wenn er nur erwachen wollte. Und das war es eben, was das Volk erwartete, daß er noch vor dem jüngſten Tage erwachen, noch in der Zeit auferſtehen, und von neuem das Kaiſerthum glorreich antreten werde. Es iſt der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa: nach verſchiedenen Geſichten war ihm der Bart durch die ſteinerne Tafel, an der er ſaß, bis zu den Füßen heruntergewachſen: der Kaiſer nickte zuweilen mit dem Haupte, und zuckte mit den Augen, als ſey er ſo eben in der letzten Kriſis befangen, erwachen zu wollen.

Zu dieſer unterirdiſchen, im innerſten Kern des Felſens verborgenen Ruheſtätte Kaiſerlicher Majeſtät kann Niemand den Zugang finden. Nur gelegentlich werden Einzelne Auserwählte zugelaſſen. Bald erſcheint ein Page, aus einem vorüberrauſchenden Jagdzuge einen Reiter zu ſeinem Herrn zu entbieten: bald kommt ein Mäuschen, einen Getraidewagen auf ſeinem Wege nach der Marktſtadt Nordhauſen anzuhalten und zur Hofburg zu geleiten. Immer kehrt aber der Entbotene mit reichen und ſeltſamen Schätzen beſchenkt, mit der Hoffnung einſtiger beſſerer Zeit verjüngt, und mit der Gegenwart zufrieden, in dieſe zurück.

Einſtmals pfeift ein Schäfer ſein harmloſes Liedlein auf dem Kyffhäuſer: der Kaiſer vernimmt's mit Wohlgefallen. Es iſt eins von den Zeichen, auf die er wartet: denn er horchet auch im Schlafe, ob es an der Zeit ſey. Nun wird der Schäfer durch einen Zwerg in die Felſengrotte eingeführt, und reich beſchenkt, und bald erholt ſich der beſtürzte Landmann an dem Anblicke der milden Majeſtät höchſter Herrſchaft in der Chriſtenheit. Jetzt ergehet von dem hohen Schläfer die Frage: Fliegen die Raben noch um den Berg? Der Schäfer bejaht es: da weiſet der Kaiſer alle voreiligen Wünſche und Hoffnungen dieſer Zeit zurück, indem er ſpricht: Noch dauert mein Schlaf auf Hundert Jahre und drüber.

Es ſind 100. Jahre verlaufen, und wieder 100. Jahre, und drüber: aber das neue Reich iſt noch nicht kommen, wie wohl es immer nahe iſt, denn es iſt verheißen, und iſt kein Zweifel, daß es kommen wird, ein neuer Himmel und eine neue Erde.

Und die Brücke wird gebaut,
Und der Tempel einſt geſchaut.

XI.

Aus dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***.

Der Brief eines Landgeistlichen an seinen neuen Amtsbruder in der Nachbarschaft gehört, nebst den beiden biblischen Fragen über die zehn Gebote und über das Zungensprechen zum Pfingstfeste, unter die kleinen Tractätlein, welche Göthe in seiner Jugend auf seine Kosten drucken ließ, und dann vertheilte, verschenkte, oder von einer Buchhandlung ohne Anspruch auf eigenen Gewinn verhöcken ließ, um nur die Waare an den Mann zu bringen, und dem Drange nach Mittheilung Raum zu verschaffen, welchem damals ein unempfängliches Publikum gegen überstand.

In seiner Lebensbeschreibung gedenkt der Dichter dieses Hirtenbriefes zweimal:*) er war dadurch mit Lavater bekannt geworden, denn der Brief predigte Glauben und Toleranz, er handelte von der Erlösung und — Wiederbringung. Später war des Verfassers Absicht, diese jugendlichen Mittheilungen, welche aus einem vollen Herzen her-

*) Göthe's Werke. t. H. XXVI, 105. 259.

vorgeströmt waren, „so wie noch einiges Ungedruckte der „Art, was sich noch vorgefunden," der neuen Ausgabe seiner Werke hinzuzufügen.

Aber die Hoffnung ist bis jetzt unerfüllt geblieben; der Greis ist darüber gestorben, ohne daß er dem Publikum jene Erstlinge, aus welchen sich die späteren Gaben noch besser erklären würden, von neuem mitgetheilt hätte. Nun ist zu hoffen, daß wir noch aus seinem Nachlasse damit werden beschenkt werden, zu dem wir uns alle, denen der Dichter angehört, in dieser Beziehung als Miterben, oder wenigstens als Collegatarien melden möchten.

Von den zwo biblischen Fragen handelt die erste über die Zehn Gebote. Hier werden die allgemeinen Gebote Gottes an alle Menschen von den speziellen Vorschriften für das Volk Israel unterschieden: es wird neben der allgemeinen göttlichen Offenbarung seit Adam und Noah die besondere Offenbarung anerkannt, zu deren Träger Israel auserwählet war. Daran wird wiederum die besondere Bestimmung, der Particularismus der israelitischen Religion, nachgewiesen, auf welche erst im Laufe der Zeit der Universalismus des Christenthums folgen konnte. Die jüdische Religion ist hiernach der Keim, und das Christenthum der daraus erwachsene mit seinen Aesten und Zweigen, Blättern, Blüthen und Früchten über den ganzen Erdboden sich ausbreitende Baum.

„Das jüdische Volk sehe ich für einen wilden, unfruchtbaren Stamm an, der in einem Kreis von wilden, „unfruchtbaren Bäumen stand, auf den pflanzte der ewige „Gärtner das edle Reis Jesum Christum, daß es darauf bekleibend, des Baumes Natur veredelte, und von

„danken Pfosreiser zur Befruchtung aller übrigen Bäume „geholt würden.“

In der zweyten Frage wird das vierzehnte Kapitel des ersten Briefes an die Korinther erklärt: es wird der Unterschied zwischen der Sprache des Geistes mit Zungen und der nüchternen Auslegung und Unterweisung für Lehre und Leben auseinandergesetzt. Es sind nur einzelne Augenblicke der höheren Einsprache des Geistes, da der also gewürdigte Mensch auch die Sprache des Geistes redet, den er empfängt, und „aus den Tiefen der Gottheit seine „Zunge zu Licht und Leben aufflammt.“ Aber „wer er„hält sich auf dieser Höhe?“ Es ist nöthig und heilsam, daß der Mensch wieder herniedersteige, und was er empfangen, still in seinem Herzen bewege, fruchtbar verarbeite, und in menschlicher Sprache davon Zeugniß ablege zur Unterweisung.

Solche Studien deuten auf eine mit göttlichen Dingen beschäftigte Jünglingsseele. Namentlich kann aber jener Pastoralbrief als ein Schlüssel zu der Gesinnung, welche den Briefsteller durch das ganze Leben begleitet hat, angesehen werden: er würde Freunden und Gegnern des Verstorbenen zum bessern Verständnisse und zur Berichtigung mancher Vorurtheile dienen können. Gleichwohl sind seine Mittheilungen längst „verschollen.“ Wenn werden sie wieder an das Licht treten? sie würden jetzt empfänglichere Ohren finden, als vor 60 Jahren. Der alte Landpfarrer ist auch längst verstummt. Vielleicht, daß wir ihn wieder zur Rede bringen, wenn wir vollständig, ehe er sich wieder vollständig vernehmen läßt, ein und das andere Wort vernehmen, womit er seinen neuen Ausleger in Hoffnung brüderlicher Gemeinschaft begrüßt!

„Ich bin alt geworden,“ so schreibt der alte Pfarrherr an den jungen, „und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille „darf; wenn Ihr eben so alt sein werdet als ich, sollt „Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind: „wenigstens wünsch' ich's Euch.“

Aber diese Liebe ist darum nicht indifferent, das führt er weiter aus, und der Glaube daran führt wohl zur Toleranz, denn er wirket Geduld, aber nicht zum Indifferentismus, wie die Eiferer schrejen. —

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde.

„Wer möchte Zeitlebens auf dem Meere von Stürmen getrieben werden?“ — „Also lieber Bruder, danke „ich Gott für nichts mehr, als die Gewißheit meines „Glaubens: denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von „der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das „Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das „Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und „so lieb' ich Jesum Christum, und so glaub' ich an ihn, „und danke Gott, daß ich an ihn glaube, denn wahrhaftig es ist meine Schuld nicht, daß ich an ihn glaube. „Es war eine Zeit, da ich Saulus war: Gottlob, daß „ich Paulus geworden bin; gewiß, ich war sehr erwischt, „da ich nicht mehr läugnen konnte. Mann fühlt Einen „Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das „ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, „ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent darf „ich darum nicht tolerant seyn? Um wie viele Millionen „Meilen weg [illegible] sich der Astronom? Aber der Liebe

„Gottes Gränzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr „verrechnen. Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? „So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in „den Himmel komme."

„Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, „die so barmherzig waren wie ich, auf die Wiederbringung „gefallen sind, und ich versichere Euch, es ist die Lehre, „womit ich mich ins geheim tröste; aber das weiß ich wohl, „es ist keine Sache, davon zu predigen."

Es ist auch so viel gewiß, daß eine Hölle dazwischen liegt, welche die Schrift „Ewig" nennt; und so nennt sie der Pastor auch. „Ewig" heißt: ohne das Ende abzusehen, unbegreiflich; „Ewig" heißt: wer weiß, wie lange?

„So, mein lieber Herr Confrater, sind meine Gesin„nungen über diesen Punkt: ich halte den Glauben an „die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren, un„ter dem Namen Jesus Christus, auf einem kleinen Stück„chen Welt als Mensch herumzog, für den einzigen Grund „meiner Seligkeit, und das sag' ich meiner Gemeinde, so „oft Gelegenheit dazu ist."

Gott ist Mensch geworden! Damit ist alles gesagt, wenn wir's nur annehmen und nachdenken wollen. Viele nehmen's aber gar nicht an.

„Den Leuten, die ihre Schweine nicht darum geben „wollen, um den Teufel los zu werden, denen kann man „vorsagen, was man will; so bleiben sie auf ihrem Kopfe. „Was wir thun können, ist die Heilsbegierigen zu recht „zu weisen; und den Andern läßt man, weil sie's nicht bes„ser haben wollen, ihre Teufel und [redacted]schweine." —

„So rührungsvoll, wie Ihnen sehr, alle Ungläubigen „der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe den Glauben „zu ihr, daß sie einmal bestehen müssen wird, den unsterblichen „und unbefleckten Funken, unsere Seele, aus dem Leibe „des Todes auszuführen, und mit einem neuen und un„sterblich reinen Kleide zu umgeben. Und diese Seligkeit „meiner friedfertigen Empfindung vertausche ich nicht mit „dem höchsten Ansehen der Infallibilität. Welche Wonne „ist es, zu denken, daß der Türke, der mich für einen „Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, „sich einst freuen werden, meine Brüder zu sein.“ —

„Ach, es ist unwidersprechlich, lieber Bruder, daß „keine Lehre uns von Verurtheilen reinigt, als die vorher „unsern Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre ist's, „die auf Demuth baut, als die aus der Höhe! Wenn wir „das immer bedächten, und recht im Herzen fühlten, was „das sey, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie „er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle „Secten und Partheien träten, wie würde es uns freuen, „den göttlichen Saamen auf so vielerley Weise Frucht brin„gen zu sehen! Dann würden wir ausrufen: Gott Lob, „daß das Reich Gottes auch da zu spüren ist, wo ich's „nicht suchte*)!“

„Unser lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr fas„sen sollte, dieses Reich auszubreiten, er wußte, daß es „damit nicht ausgerichtet wäre, er wollte anklopfen an der „Thüre und sie nicht einschmeissen.“

*) 1. Kön. 19, 12. flg. Ps. 65, 7. — 2. Cor. 5, 20. — Jes. 28, 29. Hebr. 4, 12.

„Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeinde „Glaubensbekenntniß. — Wir glauben, daß die ewige „Liebe darum Mensch geworden ist, um uns, den Men„schen, das zu verschaffen, wornach wir uns sehnen, und „alles, was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, „ist uns liebenswürdig, was zu diesem Zwecke nicht zielt, „gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt."

„Adieu, lieber Herr Confrater, Gott gebe Euerm „Amte Segen! Prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe „haben. Segnet alles, was Christi ist, und seid übrigens „in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schel„ten will. So oft ich an Euerm Geläute höre, daß Ihr „auf die Kanzel geht, so oft will ich für Euch beten." —

So viel von dem alten Pfarrer: die Laune, mit der er seine Sache vorträgt, beweiset nur noch mehr von dem innerlichen Ernste; er ist ihrer so Herr geworden, daß er die gewonnene Erkenntniß nach allen Seiten des Lebens zu handhaben weiß. Der neue Amtsbruder hingegen, an den er schreibt, war damals, wie wir aus dem Briefe entnehmen, noch „jung und sehr friedfertig, ohne deswegen „schwach zu seyn; denn freilich ist's auch kein Vortheil „für die Herde, wenn der Schäfer ein Schaf ist." In seiner vorigen Pfarre war er sehr von den Leuten umgeben, „die sich Philosophen nennen und eine sehr lächer„liche Person in der Welt spielen." Denn es ist nichts lächerlicher und „nichts jämmerlicher, als Leute unaufhör„lich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie all„ein nach Vorurtheilen handeln." Sie halten ihre menschlichen Vorurtheile für die Vernunft selbst, ohne zu dieser zu kommen. Aber der junge Herr Pastor hat

sich doch „niemals mit ihnen gezankt.“ Und das lobt der alte, denn „man hält einen Aal am Schwanze fester, „als einen Lacher mit Gründen — Gründe müssen oft „einer Sotise weichen.“ —

Weiter erfahren wir nichts von dem jungen Pastor, aber die Ueberlieferung sagt, daß er in dem seligen Glauben an Jesum Christum, welcher den Frieden wirkt, immer fester und mannhafter geworden ist. Er hat öfter, als wir wissen, den Herrn in einem stillen, sanften Sausen vernommen, wie Elias: aber er mußte auch zuweilen erfahren, daß der Herr demselbigen Elias das Feuergericht anvertraut, 2. Kön. 1, 10. 12. welches er dem Jünger der Liebe, weil es seines Amts nicht war, strafend verwehrte. Luc. 9, 54.

Zwar fehlte es gegen den jungen Pastor nicht an den verschiedensten Anklagen, denn er wurde einerseits des Indifferentismus und Latitudinarismus, andererseits umgekehrt allzusteifen Bibelglaubens bezüchtigt. Das Feste wurde steif, und das Milde schlaff genannt. Aber nach und nach verstummten die Ankläger immer mehr vor Lehre und Leben, während der Pfarrer selbst immer mehr zu dem wackern Eifer der Liebe reifte, welche in Geduld wirket. Es war die innerliche, stille aber desto wirksamere Macht der Liebe und Wahrheit, an welcher er erfuhr und immer kräftiger bestätigt fand, daß das Wort Gottes wie ein Feuer ist, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißet, indem es sich sanft hernieder läßt und bittet und flehet: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ Diese Macht der Gnade dringt wie sanfter Regen in's Herz, um mit Gewalt innerlich wieder hervorzubrechen. Und durch diese in-

nerlich wirkende Macht der Gnade wird das Wort schärfer denn kein zweischneidig Schwerdt, ohne daß es des Schwerdtes bedarf, welches dem Knechte Malchos sein Ohr gekostet hätte, wenn es nicht der Gefangene selbst wieder angerührt und geheilet hätte. Solche Anrührung und Heilung dringt tiefer in's Herz als Petri Schwerdt in's Ohr.

Unterhaltungen

zur Schilderung

Göthescher

Dicht- und Denkweise.

Ein Denkmal

von

CARL FRIEDRICH GÖSCHEL.

Zweiter Band.

Schleusingen:
Verlag von Conrad Glaser.
1834.

Kannst du lesen, so sollst du verstehen; kannst du glauben, so sollst du begreifen.

Inhaltsanzeige.

		Seite
I.	Skizzen aus Göthe's Leben. 1834. . . .	1
	1) Göthe und Stilling.	2
	2) Die Harzreise im Winter.	9
	3) Trilogie der Leidenschaft.	15
	4) Göthe und Schiller, oder die Metamorphose der Pflanzen uud die Kantische Philosophie. .	24
	5) Die Geheimnisse.	31
	6) Göthe in Seegefahr.	39
	7) Die Vorsehung und die Bettelleute.	42
	8) Göthe und die Fürstin Gallizin	49
	9) Die Resignation.	53
	10) Die Wahlverwandtschaften.	57
II.	Anklage und Vertheidigung. Ein Prozeß ohne End-Urthel. 1833.	61

Seite

III. Gott, Gemüth und Welt. Eine Paraphrase nebst Zugabe. 1825. 107

IV. Zur Gottes-, Geistes- und Natur-Philosophie. Zur Einleitung in die Farbenlehre. 1825 und 1834. 133

V. Kind und Löwe, Novelle. 1831. 225

I.

Skizzen aus Göthe's Leben.

Es ist schon oft gesagt worden, daß wir von allen sichtbaren Dingen eigentlich nur die äußersten Umrisse sehen, von welchen wir demnächst auf das vorausgesetzte Innere oder das Unsichtbare schließen. Die Umrisse bilden, als die Gränzen, den äußersten Umkreis, bis zu welchem sich das Innere äußert. Im engern Sinne bedecken sie aber nicht den ganzen Umkreis, sondern sie bestehen nur in einzelnen Linien, zu welchen wir erst die übrigen Linien des Umkreises, so wie zu diesen den unsichtbaren Inhalt, den sie äußern und begränzen, suchen müssen. Aber es ist nicht leicht, aus einzelnen Linien die Züge, aus einzelnen Zügen das Gesicht, aus dem Gesicht das ganze Menschenbild, aus diesem den individuellen Geist des Menschen zusammen zu setzen. Oder es ist wenigstens nur dann leicht, wenn der Geist die Hand führt, und Liebe die Farben mischt. Unter solcher Leitung werden auch die folgenden Umrisse zum

Bilde dienen können, denn es sind einzelne Funken, welche von dem unsichtbaren Feuer zeugen, aus welchem sie stammen.

1.

Göthe und Stilling.

Stillings Wanderjahre. S. 149. 165. 185. 186.
Stillings häusliches Leben. S. 53. 101.
Vergl. G. W. XXV, 245. XLVIII, 25.

1.

In Straßburg finden wir zwanzig junge Leute am Mittags-Tische, meistens Studenten. An Lust und Muthwillen fehlt es nicht: und der Witz ergießt sich, belebt und belebend, in reichen Adern durch den muntern Kreis. Jetzt versuchen es Einige, und bald gesellen sich Mehrere dazu, den erst vor Kurzem angekommenen Jung Stilling wegen seiner altväterischen Kleidung und biblischen Rechtgläubigkeit zu necken. St. weiset den plumpen, platten, flachen Scherz mit gelinden Worten zurück.

Es kann aber auch wohl der beste, der muntrste Humor zur Unmenschlichkeit, zur Grausamkeit ausarten, wenn er die schwache Seite des Menschen immer wieder an derselben Stelle trifft und verwundet, und damit in

dem Einzelnen die Würde des Menschen überhaupt verletzt. Allein hier traf er zugleich die wahrste, zarteste Seite eines Menschenherzens, das Ewige in der Brust des Sterblichen. Der alte Rock war nur ein Zeichen der Armuth des Jünglings, und — sein Reichthum: und sein Glaube an Gottes Wort war zwar alt, weil er nach seinem Inhalte ewig ist, aber eben darum ewig neu.

Doch St. macht nur auf das Geist- und Witzlose des von den Franzosen längst verbrauchten Witzes aufmerksam: aber es will nicht fruchten, sein Widerspruch macht Uebel ärger.

Da fährt ein Jüngling hoch auf, bisher der lustigste und muthwilligste von Allen, und tritt hervor, und erhebt mit Macht die junge Heldenstimme, so teufelmäßigen Spott — denn so nannte er diesen Witz — zu rügen und nieder zu schlagen. — Das war — Göthe.

Seitdem war diesem Unwesen ein Damm entgegengesetzt, an dem sich noch oft die Wellen brachen. Seitdem war das Band der Brüderschaft und Freundschaft zwischen beiden jungen Männern geschlossen. „Schade," sagt Stilling, „daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen."

2.

Eben erhält St. die Nachricht von der gefährlichen Krankheit seiner Geliebten: er eilt trostlos zu seinem neuen Freunde. Zu wem sollte er sonst seine Zuflucht nehmen? Da gehen dem Freunde die Augen über. „Du

armer Stilling!“ Nun sehen wir ihn eiligst Stillings Felleisen packen, dann läuft er spornstreichs durch die Straßen, holt Lebensmittel zur Reise, schafft Alles in's Postschiff: hier nimmt er unter Thränen von seinem treuen Stilling Abschied.

3.

Nach langer Abwesenheit kommt St. zurück. Sein erster Gang ist — zu Göthe. Der fährt hoch auf und fällt ihm um den Hals. „Aber was macht Dein Mädchen?“ „Nicht mehr Mädchen,“ ist die Antwort, „meine Frau.“ Das war Göthe'n eben recht. „Das hast Du gut gemacht, Du excellenter Junge!“ —

4.

Sie hielten nun von neuem an einander: an ihrer mannichfachen Verschiedenheit, an dem Gegensatze ihres innern Lebensberufs, wurden sie sich des einigenden Bandes nur noch mehr bewußt.

Aber bald kam die Zeit der Trennung: Göthe disputirte öffentlich und zog ab. Da machten beide „einen ewigen Bund der Freundschaft zusammen.“

5.

Darüber vergingen viele Jahre: nun ließ sich St. als praktischer Arzt in Schönenthal nieder. Eines Morgens früh wird er in einen Gasthof gerufen: man führt ihn in das Schlafzimmer des Fremden, der nach ihm

verlangt hat. Der Kranke liegt im Bette, den Kopf mit Tüchern verhüllt, den Hals mit einem dicken Tuche verbunden; er streckt die Hand aus dem Bette und ruft mit schwacher, dumpfer Stimme: „Herr Doctor, fühlen Sie mir doch nach dem Puls, ich bin gar krank und schwach.“ St. findet den Puls regelrecht und gesund. Das erklärt er auch, aber kaum hat er's gesagt, da hängt ihm Göthe am Hals. — Nun folgten die schönsten Tage.

6.

Wie der Freund nach Schönenthal verschlagen worden, wäre nun weiter zu berichten.

Wer kennt nicht Göthe's Verkehr mit Lavater, den jener merkwürdige Pastoralbrief auf den jungen Dichter aufmerksam gemacht hatte? die Reisen mit Lavater und Basedow, die sich ernst- und scherzreich der persönlichen Bekanntschaft anschlossen? und die Schilderungen dieser Reisen und Abenteuer, XXVI, 259. — 300., gegen welche selbst die späteren so ergötzlichen als lehrreichen Begegnisse mit Wolf und Weireis zurückbleiben müssen? XXXI, 207. — 246. Wer kennts nicht wenigstens das Diné in Koblenz im Sommer 1774? Zwischen Lavater und Basedow saß er bei Tische des Lebens froh. Lavater docirt mit Feuereifer aus der Offenbarung Johannis, Basedow gegen die Kindertaufe, wie anderweit gegen die Trinität, worüber ihm schon einmal an dem Wirthshause mit den doppelten Triangeln sein gutes Glas

Nier entgangen war, worüber er jetzt wieder um das, was Leib und Seele zusammenhält, um Essen und Trinken kommt. — Er aber behaglich unterdessen Hätt' einen ganzen Hahnen aufgefressen. — Dann, wie nach Emaus weiter ging's, Mit Geist- und Feuerschritten, Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten. II, 282.

Aus diesen Kreisen kam jetzt das Weltkind, „das doch glücklicherweise auch eine Seite hatte, die nach dem Himmlischen deutete": es kam nach Schönenthal d. h. nach Elberfeld, und hier abermals in fromme Gesellschaft. Lavater kommt nach, mit ihm kamen Hasenkamp und Collenbusch, die vielbekannten frommen Mystiker. Diese kehren bei einem biedern, schlichten, wegen seiner treuen Gottesfurcht so geschätzten als verhöhnten Elberfelder Kaufmann ein, welcher zu den Stillen im Lande gehörte. Das verlautet kaum, da strömen Mehrere hinzu, auch ein Alter von der Weise des seligen Terstegen. Auch Stilling, auch Göthe kommen herbei. Alle finden sich in dem stillen, einfachen Hause zusammen: Alle nehmen Platz um den Tisch herum. Nur „Göthe konnte nicht sitzen, er stürmte und tanzte um den Tisch herum, er machte Gesichter und zeigte allenthalben, wie königlich ihn dieser auserlesene Zirkel von Menschen erfreute, welche in dem Verlangen nach dem Ewigen und Unvergänglichen von dem Geiste Gottes sich berührt fühlten. Die Leute glaubten, Gott sey bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug seyn. St. aber und Andere, die sein Inneres besser kannten, meinten oft vor Lachen zu ber-

sten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bewitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellen Blicke ihn niederstreckte." Was ihn eigentlich herauszog in diesen frommen Kreis, das war die stille Macht der Wahrheit, die in den Herzen dieser Menschen eine Stätte fand, die sich in seinem eigenen vielbewegten Leben mehr als einmal verdunkeln, verflachen, verschwimmen, aber nie unterliegen konnte. Was ihn am meisten ergötzte und begeisterte, das war eben diese entgegengesetzte Mannichfaltigkeit und die tiefer liegende Einheit in den unterschiedensten Stellungen der Einzelnen zu Gott und Welt. —

Damals hatte St. seine Jugendgeschichte niedergeschrieben: Göthe nimmt das Heft mit.

7.

Wer weiß nicht, wie kümmerlich es dem armen Stilling in der ersten Hälfte seiner Laufbahn ging? Nahrungssorgen drückten ihn allzuschwer. Jetzt soll er den Miethzins auf ein ganzes Jahr bezahlen, 70 Thaler; und er hat keinen Heller. „Da ging ihm das Wasser an die Seele. Oft lief er auf sein Schlafzimmer, fiel auf sein Angesicht, weinte und flehte zu Gott um Hülfe. Und wenn ihn sein Beruf fortrief, da nahm Christine seine Stelle ein: die weinte laut und betete mit einer Inbrunst des Geistes, daß es einen Stein hätte bewegen sollen, allein es zeigte sich keine Hülfe, an so viel Geld zu kommen. Endlich kam der Freitag, wo die Zahlung

erfolgen mußte: es war der letzte Termin. Die beiden Eheleute beten und arbeiten den ganzen Morgen; die stechende Herzens-Angst treibt ohne Unterlaß feurige Seufzer hervor.

Um 10 Uhr kommt der Briefträger mit einem — beschwerten Briefe. St. nimmt ihn, es war — Göthe's Hand: seitwärts steht „mit 115 Thlr. Gold." Der Arme staunt, — so viel Geld! — er erbricht den Brief, liest und findet, daß Freund Göthe ohne sein Wissen und Bemühen die mitgenommene Handschrift unter dem Titel: „Stillings Jugend" hat drucken lassen. Nun schickt er ihm das Honorar von Weimar, seinem neuen Aufenthaltsorte.

Solches kam dem armen Stilling, so schreibt er selbst, in seiner höchsten Noth von einem sogenannten Freigeiste, von einem Weltmenschen, dessen Umgang und Freundschaft mit dem stillen Stilling die Frommen nicht gut heißen wollten, und die Welt eben so wenig begreifen konnte. Aber St. wußte, was er an ihm hatte, und er benutzte diese Gelegenheit zu wohlgemeinten Warnungen, nicht zu richten, so wie zur Anerkennung der treuen Seele dieses Weltkindes, welche ihm die Vorsehung als ein gesegnetes Werkzeug ihres heiligen Willens zugeführt habe.

2.

Die Harzreise im Winter.

II, 64. XXX, 216. XLV, 315.

Werthers Leiden haben dem Dichter viele Leiden verursacht. Alle Schwermüthigen, alle Insichgekehrten, die nicht wieder aus sich herauskonnten, die Uebellaunigen, denen Lavaters Predigt gegen die üble Laune, welche unter dessen Predigten über den Propheten Jonas steht, in Werthers Leiden selbst, aber vergeblich, zur Cur verordnet und empfohlen ist, alle, die da trauerten,

Nell' aer dolce, que dal Sol s'allegra
Portando dentro accidioso fummo.

Die selbst in milden, heitern Sonnen-Tagen
Den trüben Qualm des Mißmuths in sich tragen:

diese alle drängten auf ihn ein, und forderten Erklärung über Gift und Gegengift, über das was unglücklich und glücklich macht. Jeder fühlte nun erst den innern Wurm, der am Leben nagt; aber keiner wußte sich herauszuhelfen: es lag alles krank am Werther-Fieber.

Dergleichen trübe Herzensergießungen erhielt der Dichter unter andern auch aus Wernigerode von einem jungen Manne, welcher stürmisch seinen Rath verlangte, Antwort forderte, Trost erwartete: es folgte Brief auf Brief. Im Unmuth über diesen Unmuth legt Göthe

dieſe langen Briefe bei Seite: er glaubte wohl auch, es ſey doch nicht zu helfen, wenn das Uebel einmal inveterirt ſey. Das fröhliche Hofleben in Weimar war auch nicht geeignet, auf jene Selbſtquälereien lange zu reflectiren, welche, mit Selbſtgefälligkeit und eigner Ueberſchätzung gemiſcht, nur um ſo mehr ſich feſtſetzen, und um ſo unüberwindlicher werden, jemehr ſie ſich mit Abſonderung und Abſchließung, mit Verachtung Anderer, die nicht ſo fühlen, zu verbinden pflegen.

Aber der bange Jüngling kam ihm doch nicht ganz aus den Gedanken. „Die frühere Gewohnheit, jungen Männern ſeines Alters in Herzens- und Geiſtes-Nöthen beizuſtehen, ließ ihn des ſich härmenden Menſchen nicht immer vergeſſen.“

Jetzt wird ein bedeutender Jagdzug in Weimar veranſtaltet. Es war Ende Novembers 1776. Das Land wird nach allen Richtungen durchzogen: der junge Fürſt an der Spitze; und der Dichter war nicht der letzte. Es galt zugleich, Landesbeſchwerden über Wildſchäden zu ſteuern. Dennoch reißt ſich der Dichter los, er bittet um Urlaub auf geraume Zeit, um demnächſt auf einem Umwege dem Jagdgefolge ſich wieder anzuſchließen. So reitet er nun mitten im Winter einſam über den Harz und Brocken nach Wernigerode, eine dort bekümmerte Seele aufzuſuchen, und unterwegs den Bergbau näher kennen zu lernen.

Das Bewußtſeyn des Abenteuerlichen, womit er ſeine Reiſe unternimmt, beginnt auch ſeinen Harz-Hymnus.

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittiche ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Nun gedenkt das Lied mit wenigen Worten der Glücklichen, die im raschen Laufe die leichte Freude des Lebens genießen, aber umständlicher des Unglücklichen, der sich aus seinem Trübsinne herauszuarbeiten die Kraft nicht gewinnen kann, der sich zu leben sträubt, weil er die Schranken des Lebens nicht anerkennen will.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittere Schere
Nur einmal löst.

Indem aber der Reisende die Wetter der Winterreise wie des Lebens im rauhen Gebirge muthig erträgt, kommt ihm auf einen Augenblick der Muthwille an, der weder die Reichen, die sich's in ihren Winterquartieren bequem machen, noch die befreundeten Jäger, die dem Fürsten auf gebahnten Wegen folgen, verschonen kann.

In Dickicht's Schauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.
Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Dann ist das Lied sogleich wieder mit allen Gedanken bei dem Schwermüthigen; indem der Dichter mit ihm leidet und für ihn betet, unterläßt er nicht ihn anzuklagen, und die Quelle der Pein aufzudecken.

Aber abseits wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton,
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Jetzt wendet sich das Lied mit guten Wünschen und Gebeten zu den entfernten Jagdbrüdern.

Der du der Freuden viel schafft,
Jedem ein überfließend Maas,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Nun aber kehrt er zu sich selbst zurück, und ruft der Liebe, bei ihm zu bleiben im Winter, bis die Rosen wiederkommen, und ihn zu geleiten durch Sturm und Wetter.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, des Dichters!
Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;

Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.

Hiermit steigt er zum Gipfel des Brockens, den graue Vorzeit mit unheimlichen Gespenstern ausgestattet hat. Indem er hoch auf ihm steht, dringt der Blick des Geistes tief in die unterirdischen Erzadern des Harzgebirgs, aus welchen der hohe Brocken die Reiche der Welt mit edlem Metalle versieht.

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahndende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Andern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

So schließt das Harzlied mit dem Segen des Bergbaues, den die Natur dem Menschen darreicht, aber der Mensch so oft zu seinem Schaden umkehrt: womit sich zum Schlusse an einem einzelnen Bilde der Grundgedanke des Reiselieds versinnbildet. Denn wie das Gold, so ist das Gefühl dem Menschen gegeben als ein Balsam zu seinem Wohle, aber er verkehrt oft beides als ein Gift zu seinem Wehe „in ungenügender Selbstsucht."

„Mußte denn das so seyn," schreibt Werther, „daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends wird?" XVI, 73.

3.

Trilogie der Leidenschaft.

III. 21. —
Vergl. Briefw. zwischen Göthe und Zelter.
III. 389. 329.

„Die Leidenschaft bringt Leiden," so singt der Dichter in der Jugend und im Alter, denn er hat es in der Jugend und im Alter erfahren müssen, und die Sprache bekräftigt es im Worte. Die Leidenschaft gehört der Empfindung an, sie ist immer leidend, in Leid und in Freude: sie leidet Leid und Freude, denn sie empfängt Beides leidend, sie hat Thränen für Beides. Ihr gegenüber steht die Macht des Geistes, welche sich an dem heiligen Gesetze aufrichtet und als die thätige Seite des Menschenwesens erweiset: und dieses Vermögen ist auch von dem genannt, was der Mensch durch den Geist kann und erkennet, denn Können, Kunst und Erkenntniß sind schon in den Lauten der Sprache innigst verbunden.

Die Leidenschaft bringt als Empfindung, so süß und bitter als sie ist, Leiden, weil sie selbst leidend ist: aber

dieſe Leiden verklärt und verſöhnt am Ende jene Kraft und Arbeit des Geiſtes, mittelſt deren ſich der Menſch aus dem natürlichen Zuſtande der Gefühle in das klare und freie Reich des herrſchaftlichen Geiſtes empor zu arbeiten vermag.

Jenes Leiden und dieſes kräftige Thun, die Empfindung und die Herrſchaft darüber, welche wir im Glauben daran durch Poeſie und Erkenntniß, durch die Kunſt und den Gedanken zu erringen vermögen, — wenn wir wollen, — dieſe beide ſind die Pole des Menſchenweſens, die hin und wieder auf und ab gehen, von denen wir keinen laſſen können, laſſen ſollen. Schon daraus ſehen wir, daß ſie zu einander gehören, miteinander verbunden ſind, und in einer höheren Einheit zuſammen hängen. Ihr Gleichgewicht iſt die harmoniſche Ausbildung, welche dem Menſchen Noth thut.

Wenn einem in der überwältigenden Empfindung die Augen übergehen, da kommt die höhere Macht des Geiſtes, daß ihm die Augen wieder aufgehen. Aber zuweilen gehen auch wohl in der Leidenſchaft, die wir leiden, die uns oft unverſehens mitten in unſerer Sicherheit ereilet, die Augen über in Thränen und Sehnen, ohne daß wir ein Ende abſehen, ob wir auch wieder unverſehrt heraus kommen, — wie wir an Eduard und Ottilien ſehen, — aber nicht bloß an ihnen. Wer ſich von ſolcher Verſuchung rein weiß, wer gar nicht mit leidet, der werfe nur getroſt Steine auf die leidenden Sünder, — —

Zur näheren Verständigung hierüber kann uns auch ein Blick in die spätere Lebenszeit des Dichters dienen. Er hat uns selbst mit dem Manne von 50 Jahren bekannt gemacht, zu zeigen, daß das Mannes-Alter vor der Leidenschaft nicht sicher ist: aber jetzt hören wir in noch späteren Tagen des immer frischen Lebens den Dichter mit der Gewalt eben gereifter Jünglingskraft Lieder der Leidenschaft singen, welche tief und überreich in vollen Strömen sich aushaucht, um des sorgen- und liebeschweren Inhalts sich zu entledigen. Und es ist nicht etwa eine Fiction, welcher der Dichter Farben aus früherer Zeit leiht: er beschreibt auch nicht etwa, was er in der Jugend allein erfahren, sondern er singt von der gesunden Lebensgluth, welche ein tüchtiges Alter in silbergrauen Haaren gleich einem Erdbeben erschüttert und erfrischt. —

Zum Jubiläum der Leiden des jungen Werther kommt noch einmal jener tiefe Jugendschmerz heran, der in dem Hinterhalte der menschlichen Seele ruht, jener Schmerz, aus dem jene Leiden hervorgingen, jene Pein und Qual des Lebens, welche das Ich in der Trennung von dem Andern, in der Entfernung von dem, was ihm fehlt, empfindet, indem es nach seinem Urgrunde verlangt. Was in den süßen Mährchen von Glaukus und in so vielen Fischerliedchen sich regt:

Ach, wüßtest Du, wie's wohlig ist
Dem Fischlein auf dem Grund,
Du stiegst hinunter wie Du bist,
Und würdest erst gesund,

dieſe Leiden verklärt und verſöhnt am Ende jene Kraft und Arbeit des Geiſtes, mittelſt deren ſich der Menſch aus dem natürlichen Zuſtande der Gefühle in das klare und freie Reich des herrſchaftlichen Geiſtes empor zu arbeiten vermag.

Jenes Leiden und dieſes kräftige Thun, die Empfindung und die Herrſchaft darüber, welche wir im Glauben daran durch Poeſie und Erkenntniß, durch die Kunſt und den Gedanken zu erringen vermögen, — wenn wir wollen, — dieſe beide ſind die Pole des Menſchenweſens, die hin und wieder auf und ab gehen, von denen wir keinen laſſen können, laſſen ſollen. Schon daraus ſehen wir, daß ſie zu einander gehören, miteinander verbunden ſind, und in einer höheren Einheit zuſammen hängen. Ihr Gleichgewicht iſt die harmoniſche Ausbildung, welche dem Menſchen Noth thut.

Wenn einem in der überwältigenden Empfindung die Augen übergehen, da kommt die höhere Macht des Geiſtes, daß ihm die Augen wieder aufgehen. Aber zuweilen gehen auch wohl in der Leidenſchaft, die wir leiden, die uns oft unverſehens mitten in unſerer Sicherheit ereilet, die Augen über in Thränen und Sehnen, ohne daß wir ein Ende abſehen, ob wir auch wieder unverſehrt heraus kommen, — wie wir an Eduard und Ottilien ſehen, — aber nicht bloß an ihnen. Wer ſich von ſolcher Verſuchung rein weiß, wer gar nicht mit leidet, der werfe nur getroſt Steine auf die leidenden Sünder, — —

Zur näheren Verständigung hierüber kann uns auch ein Blick in die spätere Lebenszeit des Dichters dienen. Er hat uns selbst mit dem Manne von 50 Jahren bekannt gemacht, zu zeigen, daß das Mannes-Alter vor der Leidenschaft nicht sicher ist: aber jetzt hören wir in noch späteren Tagen des immer frischen Lebens den Dichter mit der Gewalt eben gereifter Jünglingskraft Lieder der Leidenschaft singen, welche tief und überreich in vollen Strömen sich aushaucht, um des sorgen- und liebeschweren Inhalts sich zu entledigen. Und es ist nicht etwa eine Fiction, welcher der Dichter Farben aus früherer Zeit leiht: er beschreibt auch nicht etwa, was er in der Jugend allein erfahren, sondern er singt von der gesunden Lebensgluth, welche ein tüchtiges Alter in silbergrauen Haaren gleich einem Erdbeben erschüttert und erfrischt. —

Zum Jubiläum der Leiden des jungen Werther kommt noch einmal jener tiefe Jugendschmerz heran, der in dem Hinterhalte der menschlichen Seele ruht, jener Schmerz, aus dem jene Leiden hervorgingen, jene Pein und Qual des Lebens, welche das Ich in der Trennung von dem Andern, in der Entfernung von dem, was ihm fehlt, empfindet, indem es nach seinem Urgrunde verlangt. Was in den süßen Mährchen von Glaukus und in so vielen Fischerliedchen sich regt:

Ach, wüßtest Du, wie's wohlig ist
Dem Fischlein auf dem Grund,
Du stiegst hinunter wie Du bist,
Und würdest erst gesund,

was in Wanderers Nachtliedern seufzet:

Ach ich bin des Lebens müde!
Wozu all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm', ach komm' in meine Brust!
Die Vöglein schweigen im Walde:
Ach komme balde!

Das Alles durchbebt noch einmal mit ungebrochener Kraft die Brust des Greises, und erzeugt jene überschwengliche Poesie des Schmerzes, welche den Schmerz selbst wieder stille macht, indem sie ihm in ihr Raum giebt.

Und wieder noch einmal, es war im Jahre 1822 in Carlsbad — begegnet ihm auch die Leidenschaft der Liebe, wie in den unvergeßlichen Tagen Lillis, in ihrer ersten Frische und Stärke, und in leidenschaftlicher Erwiederung, mit ihren geistigsten Freuden und Leiden, aber auch in ihrer ersten Unschuld, in ihrem reinsten Aufschwunge.

So macht die Liebe still und fromm. In jener früheren Liebeszeit schrieb der Dichter kurz genug an Lavater:

„Lilli grüßt Dich auch. — Und mir wird Gott „gnädig seyn: ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe „meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen, „von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst."

Vielleicht war es der Gesang der Geister über den Wassern,

II. 58.

oder ist es Ganymed, S. 82. oder das Lied von den

Gränzen der Menschheit, S. 84. oder der Hymnus an das Göttliche: „Edel sey der Mensch," S. 86? Solche Psalmen sang er, von der Liebe zur Frömmigkeit erweckt, im Jahre 1775 und wie singt er nun in immer neuer Liebe im Jahre 1822?

Den Frieden Gottes, welcher Euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget, — wir lesen's —
Vergleich ich wohl der Liebe heiterm Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: Frommseyn! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe. —

Nun bin ich fern: der jetzigen Minute
Was ziemt denn der? Ich wüßt es nicht zu sagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen.
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath, — als gränzenlose Thränen.

Vereinigung mit einem Höheren, Reineren, Unbekannten ist der Grundzug der wunderbaren Macht, die wir Liebe nennen, hierauf bezieht sich alle Sehnsucht und Freude der Liebe. Darum fühlt sie sich mit der Religion verwandt, welche nach der Gemeinschaft mit dem Höchsten, Reinsten, Unbekanntesten strebt und verlangt. Darum befriedigt die Gegenwart des geliebten Wesens alle Bedürfnisse und Wünsche des verwundeten

Herzens; darum reißt die Entfernung eine Wunde, welche kein Balsam heilet: solcher Mangel ist durch kein anderes Gut zu ersetzen.

Solche Sehnsucht der Liebe ist mit dem Wesen des Menschen so innig verbunden, daß sie sich auch als Leidenschaft frisch und lebendig in die ruhigen Tage eines lichthellen Alters hinüberziehen kann.

Und was beschwichtigt nun ein beklommenes Herz, das allzuviel verloren? Was ist nun der Leidenschaft gegeben zum Gegengifte?

Das ist die Frage, welche Antwort erheischt: die Leidenschaft besteht selbst in dem Verlangen nach dieser Antwort, in welcher sie Befriedigung findet.

Vorhin wurde die Antwort aus dem Stegreife hinzugefügt: dem Leiden sollte das Thun, der Empfindung in der Seele sollte die Thätigkeit des Geistes entgegentreten. So kam der Gegenpol, als der überwiegende, nur von Außen ohne innere Vermittlung hinzu, gleich als wenn beide Pole in ihrem Grunde verschieden und zweierlei wären.

Nachdem wir aber in den Liedern des Dichters wie im Echo der eigenen Brust die Leidenschaft an der Liebe näher kennen gelernt haben, da ergiebt sich, daß der Leidenschaft, wenn sie sich nur selbst treu bleibt, aus ihr selbst die Hülfe kommt, nach welcher sie verlangt. Die Leidenschaft ist ihre Trilogie an ihr selbst.

Zuerst begegnet uns die Leidenschaft als das Verlangen des Einzelnen nach dem Ganzen, als die geheime Macht, welche den Glaukus in die Tiefen des Weltme-

sens der Natur unwiderstehlich hinunterzieht. Der Mensch will das Welt-All der Natur ergründen, umfassen: er findet nur im Ganzen Befriedigung.

Darauf folgte die Leidenschaft der Liebe, welche in die Höhen des Geistes zieht. Der Geist ist dieses, daß er nach ihm selbst im Andern verlangt. Der Geist ist wesentlich Individuum, und die Liebe ist wesentlich das Verlangen in dem einzelnen, einigen geliebten Wesen Alles zu haben, in einem Wesen des Geistes den Geist selbst an die Brust zu drücken.

Das hebt. Aus dem Verlangen nach Gemeinschaft mit einem Höheren, Reineren, Unbekannten erhebt sich das Verlangen nach der Gemeinschaft mit dem Höchsten, Reinsten, Unbekanntesten, bis dieser höchste, reinste Unbekannte uns bekannt und offenbaret wird. Daher kommt am Ende der Leidenschaft Hülfe, dem Verlangen die reinste Befriedigung. Die Hülfe und Befriedigung kommt zuletzt von Dem, in dem wir leben, weben und sind, wenn wir nur stille sind, und das Wort annehmen und leiden, wie es der Leidenschaft geziemt. So hilft sich die Leidenschaft selbst als ihr Arzt.

Aber was sagen uns die Lieder des Dichters? Sie haben uns aus den Tiefen des allgemeinen Meeresgrundes bis zu den Höhen der Liebe, die in dem allgeliebten Wesen Alles hat und mit ihm Alles vermißt, und aus und mit dieser Liebe bis zur Frömmigkeit in Gott erhoben. Hier findet nun das unruhige Herz die Ruhe, nach der es verlangt.

Denn wenn der Mensch verstummt in seinem Schmerze,
Geb mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Das ist Eins. Der Gott giebt dem Menschen, so er's leidet und annimmt, daß er sagen kann, was er leidet, daß er sich aussprechen, mittheilen, erleichtern kann. Diese Gabe empfängt der Dichter in der Poesie: diese Gottesgabe ist dem Dichter die Göttin, welche alle Wunden des Herzens heilet.

II, 60.

Aber daß er das Wort, welches der Gott giebt, aussprechen könne, muß er es selbst erst vernehmen, als das Wort des Trostes. Solches erweiset sich dem Dichter in allen Sphären der Kunst hülfreich, aber zunächst in der Kunst, welche dem Ohre zunächst gegeben ist, daß er sie aufnehme und leide. Das ist sein Trost, daß die Welt der Töne, wie Geister der höhern Welt, daß der Wohllaut der Harmonie, wie Sphären-Musik, zu ihm dringen und ihn durchdringen kann, um das verwundete Herz an der unsichtbaren Zusprache zu stärken, zu erheben, und immer mehr zu läutern und zu reinigen. Was gerecht, was rein und lieblich ist, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, das kommt Alles herbei, so wir's nur leiden.

Und so ist es doch wieder ein Leiden, ein Aufnehmen, ein Empfangen dessen, was Gott giebt, ein Stillesein und Hören, wenn der Gott spricht, es ist mit Einem Worte ein Leiden, welches das Leiden beschwichtigt, nur daß es sich zugleich als lebendig und thätig erweiset, die empfangene Gabe zu benutzen.

Es ist alles Leidenschaft, was uns hebet und trägt, indem wir uns heben und tragen lassen: aber es ist ein thätiges Leiden, womit dit beiden Pole in ihr Gleichgewicht kommen.

Darum ist eben die Leidenschaft ihre Trilogie an ihr selbst. Sie ist es dem Dichter als die Kunst, denn die Kunst kommt zu Worten, welche der Dichter theils ausspricht, wie er sie empfangen, daß er sich mittheile und erleichtere, theils vernimmt, daß er sich erquicke.

Den Worten liegen die Töne zum Grunde, aus deren unendlichem Schoose sie sich bestimmen und zu immer weiterer Bestimmung entwickeln. Die Töne sind es, welche das Herz aller bestimmenden Gränzen entbinden, und in die Weite entlassen, aber auch zur Rückkehr und Bestimmung, zu Gedanken und Worten anregen. Wer kennt nicht die unwiderstehliche Macht, welche aus dem Reiche der Töne hervorströmt, indem sie wie aus einer andern Welt auf den Flügeln der Liebe zu uns herüberwehen?

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Der Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höheren Sehnen,
Den Götterwerth der Töne, wieder Thränen.

4.

Göthe und Schiller,

oder

die Metamorphose der Pflanzen und die Kantische Philosophie.

Zur Morphologie I, 90.
G. W. III, 92. I, 8. 47. flg. 93. flg.
Vergl. Memoiren des Freiherrn S—a. S. 164—171.

Umrisse oder Skizzen können oft zur Erklärung des damit bezeichneten Verhältnisses dienen: oft sind sie aber nur geschickt, den prägnanten Punkt herauszustellen und sodann weiterem, eigenen Nachdenken zu empfehlen. So bezeichnen auch hier zwei bedeutende Namen einen allgemeinen Gegensatz, der seit so vielen Jahrtausenden das Nachdenken der Menschen beschäftigt.

Es ist der Gegensatz zwischen dem denkenden Geiste und seinem Gegenstande, welcher außerhalb zu liegen scheint, oder das Geheimniß des Bezugs, in welchem das Ich, welches denkt, zu dem äußern Gegenstande sich befindet, welcher vorgestellt, gedacht wird. Ob es auch wirklich der Gegenstand ist, der in die Seele kommt, ob die Erscheinung desselben mit ihm selbst Eins ist? Das ist die Frage. Hier sehen wir nun von zwei bedeutenden Männern Einen, der an dieser innigsten Verbindung nicht einen Augenblick zweifelt, er glaubt daran, er wirft sich ihr mit vollem Vertrauen ohne Grübelei in die Arme,

während der Andere scheu und bedenklich zurücktritt, in den Gegenständen nur Erscheinungen findet, und deren Uebereinstimmung mit den Dingen an sich nicht zugeben, nicht einsehen kann.

Dieser Gegensatz nimmt oft die verschiedensten Wendungen und Gestaltungen, unter welchen man ihn kaum wieder- und oft gar nicht wiedererkennt.

Niemand kann läugnen, so klagt Göthe, und er hat die Klage oft wiederholen müssen, Niemand kann läugnen, daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung macht, daher sie wohl beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können. Das ist das Erste: er sagt es in Beziehung auf sein Verhältniß zu Schiller, dessen transcendentale Philosophie, welche, um ihre Gränze nicht zu überfliegen, Idee und Wirklichkeit, den Gedanken und seinen Gegenstand gewaltsam auseinander zu reißen schien, auf Göthe eben so abstoßend wirken mußte, als jene transcendente, überfliegende Sturm- und Drang-Periode der Poesie, welche damals im Gange war, welche laut der Räuber im Maas- und Gestaltlosen, im Bizarren und Ungeschlachten die Kraft suchte und — verlor, und woran sich gleichwohl die gebildeten Hofdamen in W. im Wetteifer mit den benachbarten Studenten über die Maaße ergötzten.

Die Poesie litt damals an der Myopsie, sie war so geblendet, daß sie die Idee in der Wirklichkeit nicht erkennen konnte, und darum verachtete sie die Wirklichkeit,

welche darüber, statt zum elektrischen Leiter unendlicher Entwickelung zu dienen, zur gemeinen Prosa herabsank. Und der Philosophie ging es nicht besser, sie erklärte kurz und gut Idee und Wirklichkeit für geschiedene Leute, worüber sie es mit Beiden verdarb.

So geschieht es, daß die Poesie, die Gränzen der Wirklichkeit überflügelnd, in ihrer Expansion gänzlich zerfährt und verkommt; sie stirbt sich selbst unter ihren Händen weg. Dennoch verlangt gerade in dieser Geistesstufe Alles mehr als je nach starker Speise, es ist uns nichts kräftig und groß genug. Das Gefühl hascht in seiner Passivität nach Efforts, die es erregen, heben und tragen: aber es findet nicht, was es sucht, und kann es auch nicht finden. Denn die Kraft erheischt Concentration, sie wohnt nicht in excentrischer Bewegung. Das Unendliche ist nur im Endlichen, die Kraft nur innerhalb der Gränzen, im Gesetzten, die Idee nur im Realen zu finden, und wer sie da nicht findet, der findet sie überhaupt nicht. Um sie finden zu können, ist mehr erforderlich als das passive Gefühl, das nur erregt seyn will, zum Finden gehört die Selbstthätigkeit des Geistes im Glauben und Vertrauen. Damals lag der Geist am Zweifel krank: der Glaube war gebrochen, selbst der innige Verband zwischen Subject und Object war zerfallen, und die gesunde Kraft des ganzen Menschen war in Ohnmacht versunken, daher es künstlicher Reizmittel bedurfte.

Indem nun der Dichter hierüber seine Klagen ausspricht und das so verbildete Publikum bedauert, erklärt er zugleich, daß dennoch auch unter solchen entgegenge-

setzten Polen ein inniger Bezug Statt finde. Es kommt nur darauf an, ihn zu finden: aber um ihn zu finden, ist der Uebergang aus einer Bildungsstufe des Geistes in die andere zu erkennen und darzustellen. Doch „wer vermag," so sagt er selbst, „wer vermag die Uebergänge in einen geläuterten, darum freieren, selbstbewußten Zustand zu schildern, deren es Tausend und aber Tausend gibt? Und trübt uns nicht selbst die Welt oft so, daß wir uns nur in geduldiger Hoffnung eines wahrhaft reinen, harmonischen Anschauens wieder zurecht finden können?" Das ist das Zweite. Das Dritte ist, daß wir nun wirklich die beiden Antipoden im harmonischen Zusammenwirken sich verbinden sehen, womit sie denn gerade durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Weltkampf zwischen Object und Subject einen Bund besiegeln, der ununterbrochen gedauert, und für beide Theile, auch für Andere manches Gute gewirkt hat.

Wie sich der Dichter im Laufe der Zeit laut seiner eigenen Bekenntnisse mehr und mehr mit der kritischen Philosophie verständigen lernte, weil sie den dogmatischen Dualismus aufhob und hiermit die Vereinigung des Subjects mit dem Objecte vorbereitete, so sehen wir ihn hier einen Bund der Freundschaft mit seinem Gegner schließen.

Zwischen jenem polarischen Gegensatze und diesem Bunde gemeinsamen Lebens und Strebens liegt — ein Spaziergang [redacted] Jena, welcher die Annäherung auf immer bewirkte, indem er den Gegensatz auf das entschiedenste zur Sprache brachte. Es brauchen sich oft zwei

lange getrennte Gegner nur in die Augen zu ſehen, um an der Verſchiedenheit auch der menſchlichen Einheit zum Frieden ſich bewußt zu werden.

Beide verlaſſen zuſammen ein phyſikaliſches Auditorium: indem ſie ſich ſo von ungefähr körperlich nahe gebracht ſind, berühren ſich auch ſogleich die Geiſter: ſie waren darin einig, daß ſo die Natur nicht behandelt werden ſollte. Schiller klagte zuerſt über die gangbare Methode der Phyſik, die Natur zu zerſtückeln. Göthe ſtimmt in dieſe Negative ſogleich ein, aber er deutet auch alsbald poſitiv auf die Weiſe, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſie weder von ſich ſelbſt noch von dem forſchenden Geiſte zu trennen, ſondern ſie wirkend und lebendig aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen. Auf dieſem Wege war er ſelbſt zur Einſicht in das Geheimniß der Farben, in die Bildung der Pflanzenwelt gekommen, ſo daß er, je in dreifacher Gliederung, in den Farben die verklärten Leiber des Lichts, in welchen dieſes als die Seele ſichtbar wird, in den Pflanzen die Bilder der Weltentwicklung aus dem einfachen Keime durch das Vielfache zur Totalität, als der lebendigen Einheit, leibhaftig erblickte.

So gelangen beide zu Schillers Hauſe, das Geſpräch lockt den begeiſterten Anwald der Natur mit hinein. Hier trägt er die Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft vor. Schiller folgt mit Aufmerkſamkeit und nach der ihm eigenen ſcharfen Faſſungskraft den anſchaulichen Demonſtrationen, ſo wie der myſtiſchen Zeichnung einer

sich bildenden Pflanze. Aber — so mächtig wirkt die einmal als infallibel adoptirte Denkweise der kritischen Schule — das Ende ist doch, daß er den Kopf schüttelte, und die Antwort ist dieselbe, — die wir gelegentlich noch heute hören können: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!“ — Und was ist eine Idee? Sie ist ja eben davon genannt, daß sie nicht wirklich ist, die Idee ist der Gegensatz der Realität, eitel Hirngespinst, eitel Poesie, und Poesie ist dieses, daß sie unwahr, unwirklich ist. Was die Pflanze an sich ist, das können wir einmal nicht wissen, das geht über unsern Horizont, und in Ideen über, die dem Gegenstande fremd sind. —

Das war nach den Prinzipien der Philosophie, zu welcher sich Schiller bekannte, der Sinn seiner kurzen Antwort: sie wirkte wie ein Strom eiskalten Wassers. Mit jugendlicher Begeisterung hatte Göthe die Geheimnisse des Naturlebens, die er belauscht und entdeckt hatte, gelehrt, beschrieben, gezeichnet. Dabei war die Uebereinstimmung des forschenden Geistes mit seinem Gegenstande, das herrschaftliche Eigenthumsrecht des Erstern an den Letztern, stillschweigend vorausgesetzt, aber auch gleichzeitig an der Sache selbst nachgewiesen worden.

Dieses Streben der Pflanze aus dem Ganzen in ihre Theile, aus dem Keime in ihre Formen war ihm selbst ein lebendiges Bild aller Verbindungen und Verknüpfungen in der Natur, und wieder der Natur mit den Menschen, der Menschen mit einander und mit Gott. Das Alles sah er vor Augen, es lag wie zum Greifen vor ihm ausgebreitet.

Und nun folgt auf die aus dem Leben selbst geschöpfte Lehre, welche die Gegensätze verbinden sollte, der kurze Bescheid der Schule, welcher sie wieder trennt. „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“

Das war fast zu viel. Der alte Groll will sich regen, die Stiche gegen Göthe in Schillers Abhandlung über Anmuth und Würde kommen wieder in Erinnerung, aber er nimmt sich doch zusammen und versetzt: „Das „kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es „zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“

Auch dieses Wort ist ein Keim gewesen, aus welchem viele Blätter, Blüthen und Früchte hervorgewachsen sind: denn darauf kommt es allein an, daß wir in den Dingen, als den Formen, den Gedanken, den Geist, als das Alleinwirkliche erkennen.

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Gottheit heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann auch im veränderten Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam änd're der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.
O, gedenke dann auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Liebe zuletzt Blüthen und Früchte gezeigt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen verlieh'n.
Freue Dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,

Gleicher Ansicht der Dinge, damit im harmonischen Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

5.

Die Geheimnisse.

XIII, 177. XLV, 327.

Unter den mannichfaltigen Gebirgsmassen, welche Catalonien, die östlichste Provinz von Spanien, in den wunderlichsten Formen und Windungen durchschneiden, ragt ein Felsenberg hervor, welcher sich nicht allein durch seine Höhe, sondern auch durch die kühnen, den Zacken einer Säge ähnlichen Spitzen auszeichnet. An und auf diesem Berge liegt das uralte, durch alle Zeiten berühmte, vormals sehr angesehene Benedictiner-Kloster Mont-Serrat, d. h. der Berg der Sägen. Dieses Kloster ist zum Theil nur der Mittelpunkt seiner Angehörigen, welche in dreizehn auf dem Berge zerstreut herumliegenden Einsiedeleien leben, zu denen schmale, gar gefährliche, im schroffen Fels gehauene Stufen führen, die Niemand betreten mag, dem der Schwindel ankommen könnte. Die jüngsten Mönche wohnen am höchsten, sie horsten wie die Adler, drei, vier tausend Fuß hoch über andern Menschenkindern. Maulesel bringen ihnen vom Kloster aus

den nothdürftigen Lebensunterhalt. Die Stationen sind so eingerichtet, daß man in jeder Einsiedelei den Schall der Glocken, die Töne der Orgel, und den Gesang im Chor der Klosterkirche hören kann. Nur an Festtagen versammeln sich Alle zum gemeinschaftlichen Gottesdienste in dieser Kirche. Als Anachoreten einsam und vereinzelt sind sie als Könobiten durch ein gemeinschaftliches Band auf das engste und innigste verbunden.

Von diesen Einsiedeleien haben manche nur so viel Fläche, als die kleine Hütte erheischt; bei anderen befindet sich ein enges Gärtchen daneben; einige scheinen in der Luft zu hängen, man gelangt nur durch Leitern und Brücken über schauerliche Abgründe zu ihnen. Mit den Jahren rücken ihre Bewohner immer tiefer herab: so gelangen sie nach und nach in die dem Kloster näher liegenden Einsiedeleien, aber nicht eher, als bis der Tod des Näheren dem Entfernteren Platz macht: wenn einer abstirbt, folgt der Andere nach: zuletzt kommen sie in das Kloster selbst, — wo die Gräber sind, — die am Ende Alle vereinen.

Dieses Kloster ist es, vor welchem Bruder Marcus nach einem langen, mühsamen Wege durch einen fast unkennbaren in vielen Krümmen sich fortwindenden Pfad spät Abends endlich ankommt. Aber er weiß nicht, wo er sich befindet.

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh' und Hoffnung füllt;
Und auf dem Bogen der geschloßnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.

Er steht und sinnt und lispelt leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt:
Er steht und sinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt, und es verklingt das Läuten.

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht:
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Er sieht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich empor zu schwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus Einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet.

Nun thut sich das Thor auf: der Pilgrim, ein Ordensgeistlicher, findet darin zwölf Ritter versammelt, die hier von den Mühen des Lebens ausruhen und die letzte Zeit ihres thätigen Lebens desto ernsterem Nachdenken widmen. Ein Dreizehnter, den sie ihren Obern nennen,

liegt gerade im Sterben. Der neue Ankömmling vernimmt Bruchstücke aus dem Leben dieses bedeutenden Mannes. Den Beschluß dieses ersten Abenteuers macht eine geheimnißvolle Nachterscheinung festlicher Jünglinge, deren Fackeln bei eiligem Laufe den Garten erhellen.

Da fällt der Vorhang: der Dichter hat ihn nicht wieder aufgezogen: erst später hat er sich im Allgemeinen über den ferneren historischen Verlauf und Gedankenzug vernehmen lassen.

Bei weiterer Fortsetzung würde der Leser oder Hörer durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippenhöhen geführt worden seyn, um zuletzt auf weite und glückliche Ebenen anzulangen, die nach allen Seiten eine freie Aussicht verstatten. Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht, und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß hier die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde und Zeit bei allen sich hervorthuenden Gegensätzen in der Einheit des Glaubens verbunden sind, ob sie auch unter dem Einflusse der Zeit, der Umgebung, der Luft, des Landstrichs, der Völkerschaft, der Bedürfnisse und Gewohnheiten, Denk- und Empfindungsweisen noch so sehr sich zu trennen scheinen.

Der Mittelpunkt, in welchem sich alle Radien sammeln, ist die christliche Kirche: diese vermag alle Eigenthümlichkeiten zu heiligen und zu verklären, ohne sie zu vernichten: sie ist es, welche zuletzt auf weite und glückliche Ebenen führt, die nach allen Seiten

eine freie Aussicht verstatten, ohne von ihrem Inhalte etwas zu verlieren.

In dem Kloster, welches aus dieser Kirche hervorgegangen ist, hieß der Obere Humanus. Die Menschlichkeit des Menschen ist die Frucht des seligen Glaubens an die Menschheit in Gott und deren Fleischwerdung in Christo. Jetzt stirbt dieser menschliche d. h. dieser niedrige Obere, der durch die Erniedrigung Gottes wieder zur ursprünglichen Menschheit erhöhet wird. Durch wunderbare Schickung und Offenbarung wird statt des Verstorbenen der arme Pilgrim in die hohe Stelle eingesetzt, welche er, ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise gar wohl verdienen mochte.

Hier wäre nun noch mehr, als in dem früheren Entwurfe zu einem Epos von dem ewigen Juden, Gelegenheit gegeben gewesen, zu zeigen, wie jede besondere Religion ein Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie der allgemeinen Vermittlung sich anzuschließen fähig wird. Es kam namentlich darauf an, an jenen zwölf Repräsentanten die Epochen der unterschiedenen religiösen Richtungen, und in diesen, auch in den wunderlichsten Gestalten, die Verehrung Gottes nachzuweisen und anzuerkennen. Aber dazu gehört eben der Standpunkt des Christenthums; darum finden sie auch alle in dem einfachen Christenglauben, in dem Herzen des Bruder Marcus ihre Vereinigung.

Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft

ein Kreuz mit Rosen rund umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbart haben.

Auch Dante tritt seine Wanderung durch Hölle, Fegefeuer und Paradies am stillen Freitage an: hier war aber dieser Tag, welcher das große Werk der Erlösung besiegelt, noch bestimmter an der Zeit.

Was aber den Ort der Handlung betrifft, so ist nicht zu vergessen, daß eben dieses Kloster Montserrat, welches der Dichter zu einer Stätte des Friedens und der Versöhnung zwischen allen Religions-Partheien ausersehen hatte, in der jüngstverwichenen Zeit der spanischen Partheiungen den Partheigängern und Ruhestörern zur Niederlage gedient hat, und darüber als ein Hauptheerd der Empörung in Katalonien genannt worden ist.

Ist doch auch das Gedicht selbst nur ein Fragment geblieben! gleich als wenn zur Zeit noch jeder Versuch einer Union als zu voreilig auch im Liede nicht zu Stande kommen sollte. Und doch ist auch das Fragment ein Ganzes im Ganzen. Und so konnten wir auch, noch ehe der Dichter auf den Andrang vieler Verehrer seine Geheimnisse selbst entziffert hatte, aus dem ersten Gesange gar wohl einen allgemeinen Sinn des Ganzen entnehmen, welcher dem Liede wie sein Echo nachtönet.

Ein wunderbares Lied ist uns geworden,
In dem geheimnißreich sich viel begeben.

Ein Räthſel blieb der Pilger, Kreuz und Orden,
Des Kreuzes Träger, wie ſein Tod und Leben.
Wer öffnet jenes Schloſſes innre Pforten? —
Wer dieſe öffnet, dem iſt's auch gegeben,
Des Daſeyns Zauberformel auszulegen,
Wozu wir, oft getäuſcht, doch Hoffnung hegen.

Wird Lied und Daſeyn auch mit allem Sinnen
Nicht ganz gelöſt, nicht ganz des Lebens Fülle
Erſchöpft, ſo läßt ſich Vieles doch gewinnen.
Es blickt der Sinn durch der Erſcheinung Hülle,
Und das Verſtändniß kann nie ganz entrinnen,
Wo rein das Anſchaun waltet, ernſt der Wille.
Drum dürfen wir uns friſch und ohne Zagen
Ans Lied wie an des Lebens Räthſel wagen.

Wohl ſtaunt der Pilger, Nachts und früh am Morgen,
Vor tauſend Bildern, die vorübergleiten:
Wohl ſpricht der Rittersmann, verſenkt in Sorgen,
Vom Ordensmeiſter: aus dem Strom der Zeiten
Quillt manches Bild, doch bleibt der Sinn verborgen.
Denn was wir haben, ſuchen wir im Weiten,
Und jenſeits, wo Gedanken-Schatten ſchalten,
Da ſuchen Alle Gott und Gottes Walten.

„Nicht einmal nur im flücht'gen Lauf der Tage
Erſchien der Herr in Knechtsgeſtalt auf Erden."
So geht am Indus uralt dunkle Sage.
„Gott Mahadöh liebt menſchliche Geberden,
Und daß er immer Menſchenantlitz trage,
Beharrt er untergeh'nd im neuen Werden."
So zeigt ſich auch in wahnbeſchwerten Worten
Das Wort, das ſelbſt nur einmal Fleiſch geworden.

Doch Menſch iſt's ewig, das nach ſeinem Bilde
Den Menſchen ſchuf: drum iſt's uns immer nah.
Das Licht der Wahrheit geht durch die Gefilde
Des Erdenrunds und überall iſt's da.

Hier dämmerts, hier erblinkt's, hier scheint's so milde,
Hier strahlt's hoch im Zenit als Hephata.
Wie sich durch zwölf der Zeichen Sonne Bahn bricht,
So dringt die Wahrheit durch, so strömt aus Wahn Licht.

Jetzt seht das Kreuz von Rosen rund umwunden:
Den Gottes Wiederschein im Rosenkranze.
Als Rosen blüh'n versöhnt die blut'gen Wunden. —
Seht Ihr dreifach die Eins im Strahlen-Glanze
Gebrochen, und in Einem Drei verbunden?
Und seht Ihr, wie im leichten Geistertanze
Die Silber-Himmels-Wolken drüber schweben,
Die Einheit in der Dreizahl zu beleben?

Nicht Gott, nicht Mensch beständ' als Zwei, in Spaltung!
Ist nicht die Zwei der Einheit schier zum Hohne?
Wo bliebe Bindung in der Welt Entfaltung?
Ach, trennt sich nicht der Vater selbst vom Sohne?
Da naht der Geist, auf daß der Einheit Haltung
Im Unterschiede sanft vermittelnd wohne!
Und liegt nicht selbst in jeglicher Erscheinung
Die heil'ge Dreizahl als der Zwei Vereinung?

Jetzt stirbt Humanus, der, vom Wort durchdrungen,
Das Mensch geworden, neu als Mensch geboren,
Der Menschheit Urbild wiederum errungen.
Und wie? Dräng's doch in Aller Herz und Ohren!
Er hat das eigne Selbst, das trennt, bezwungen,
Und Gott als eignes Eigenthum erkoren.
Wer sich bezwingt, bezwingt auch Bär' und Drachen
Solch Wappen mahnt zu beten und zu wachen.

Und eben in der Nacht, da er verschieden,
Verschwinden mit des Morgens ersten Zeichen
Der Engel Drei, die ihn vereint hienieden
Begleitet. Leib und Seel' und Geist, sie steigen

Schon auf. Seht, wie zu neuem Bund in Frieden
Sie, eh' sie schwinden, sich die Hände reichen.
Indem sie noch die Fackeln abwärts neigen,
Graut Ostern schon zu neuem Lebens-Reigen.

6.

Göthe in Seegefahr.

XXVIII. 230.

Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teig vor Augen lag. Das Schiff steuert von Messina nach dem Golf von Neapel: es trägt unter vielen werthen Menschenkindern auch den deutschen Dichter nebst einem Maler. Von dem Dichter aufgemuntert zeichnet Kniep fleißig, was er in solcher Farbenkunst und solchen Linien nicht wieder geben zu können erst bedauert hatte. Mitten in dieser zauberfüßen Stille entsteht auf einmal große Unruhe unter den Passagieren. Eben diese Windstille verkündigte einen fast unvermeidlichen Untergang. Die Meerenge war verfehlt: das Schiff befindet sich bereits in der Strömung, welche durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen sich hinzieht, wo auch nicht ein Fuß breit Vorsprung zur Rettung gegeben ist.

Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken. Desto mehr Unruhe unter den Menschen: viel Streit und Zank mit den bittersten Vorwürfen gegen Schiffskapitain und Steuermann.

Da tritt unser Freund auf, „dem von Jugend an Anarchie verdrießlicher gewesen, als der Tod selbst, und redet ihnen zu, ungefähr mit ebensoviel Gemüthsruhe als den Vögeln von Malsessine.“ Nun durfte er aber auch nicht verschmähen, die Vorstellung zu ergreifen, in welchen seinen katholischen Leidensgenossen die ewige Wahrheit zugänglich war, indem er ihnen jetzt eine See-Predigt hält.

Nach der christlichen Religion bedürfen alle Menschen zu ihrer Erlösung und Versöhnung eines Mittlers zwischen Gott und Mensch, der beides ist. Demohugeachtet giebt es Christen, welche auf den Grund einer natürlichen Religiosität, weil sie einerseits ihren Schaden, andererseits das Heil Gottes in Christo nicht recht erkennen, auch ohne den Sohn zum Vater den Zugang zu finden meinen. Dagegen giebt es wieder Andere, die an jener ewigen Vermittlung noch nicht genug haben, sondern außer des Mittlers auch noch eine Vermittlerin zwischen ihnen und dem Mittler bedürfen.

Zu diesen gehörten die zagenden Reisegefährten, und der Dichter mußte auf diese Vorstellung eingehen. „Was Euch betrifft,“ so schloß er, „kehrt in Euch selbst zurück, und dann wendet Euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden wolle,

daß dieser für Euch thue, was er damals für seine Apostel gethan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hülflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist."

Diese Erinnerung an den Mann, dem Wind und Meer gehorsam sind, der den Wind in seine Hände fasset und die Wasser in ein Kleid bindet, und die Himmel zusammenrollet wie ein Tuch, — diese Erinnerung that die beste Wirkung. Alles lag auf den Knieen, mit mehr als herkömmlicher Inbrunst die gelernten Litaneien leidenschaftlich zu beten.

Unterdessen geht der Prediger in die Cajüte hinunter: halb betrübt legt er sich auf seine Matratze, „doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien, und ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merians Kupfer-Bibel vor Augen."

Nicht lange darauf erscholl ein lauter Lärm in die Cajüte hinunter. Die Luft hatte sich wirklich wieder leise zu regen angefangen. Schnell wurden die Segel aufgezogen, und es dauerte nicht lange, da war das Schiff mit seiner Mannschaft gerettet.

7.

Die Vorsehung und die Bettelleute.

XLV. 246.

Bei Gelegenheit der sonderbaren Führungen, welche uns an dem deutschen Gil Blas als sichtliche Spuren einer leitenden Vorsehung interessiren, erinnert sich der Dichter unter andern zuströmenden Reminiscenzen eines prägnanten Ausspruchs von Hamann über Zufall und Vorsehung, und den Widerspruch zwischen Beiden. Denn die Weltordnung setzt eine Vorsehung voraus, ohne welche Nichts bestehen kann, und damit schließt sie den Zufall aus, welcher doch für uns Zufall ist, weil wir den Zusammenhang nicht einsehen.

Zugleich bringt er den weltberühmten Biographen Plutarchus von Chäronea und den namenlosen Schuhmachermeister Stenbe in Gotha in Vergleichung, denn beide wissen sich, so verschieden auch ihr Standpunkt im Reiche des Wissens sehn mag, in den vorkommenden Begegnissen und Verhältnissen nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über Alle waltendes höchstes unerforschliches Wesen annehmen, dessen Regierung uns in ihren letzten Gründen verborgen bleibt. Auch Wilhelm Meisters Lehr- und Wander-Jahre bestehen durchgehends in solchen geheimnißvollen Führungen, deren Fäden sich nicht bis auf den Anfang zurück verfolgen lassen.

Aber hier ist es der deutsche Gil Blas, woran der Dichter eine Reihe frommer Betrachtungen anknüpft, welchen er sich wie ein Kind überläßt, indem er seinen eigenen Lebensführungen nachsinnt. Es ist ihm oft vorgeworfen worden, daß er sich über dergleichen Verhältnisse vornehm hinweg setze und eilig darüber hinwegschlüpfe, daß er solchen Mahnungen und Erbauungen weder Mund noch Ohr leihe, daß er sich auf alle Weise davon möglichst frei zu halten suche, wenn er auch den Schwächeren oder den Frauen ihren Geschmack daran nicht verleiden möge. Und so viel ist wahr, daß er in diesem Felde mehr als in einem Landern alle Manier, alles Erkünstelte haßt und flieht. Aber hier wird er auf einmal redselig, er kommt aus seinem Kämmerlein heraus, und will uns nichts mehr vorenthalten. Was sonst in Dichtungen und Gleichnissen verhüllt wird, und nicht so leicht sich enthüllt, das liegt nun offen zu Tage. Es ist eine ungewohnte Parrhesie, womit uns ein reicher Geist sein volles Herz eröffnet, indem er Kleinigkeiten aus seinem Leben erzählt, die Viele an ähnliche Erlebnisse erinnern können, und um so wichtiger sind, weil sie als Kleinigkeiten nur zu leicht spurlos an uns vorübergehen. Das Kleinste geht als das Feinste am leichtesten verloren, und das Geringfügige wird mit Füßen getreten, eh' es die Augen bemerken; darauf werden wir hier aufmerksam gemacht.

Der Greis zeigt uns, wie er ungesucht in den kleinsten Zufälligkeiten des Lebens, in den alltäglichsten Begegnissen, die wir am wenigsten zu beachten pflegen, den

Finger der Vorsehung gefunden und erkannt, anderwärts aber denselben sogleich verloren habe, wenn er absichtlich darnach gesucht, oder sich der Vorsehung zum Werkzeuge habe aufdringen wollen. Hiernach sucht er das Verhältniß des Menschen zur göttlichen Vorsehung zu erklären: hieraus sucht er auch zur praktischen Lehre für das Leben durch die That zu beweisen, daß wir in denselben Verhältnissen nichts selbst machen, noch aus dem Stegreife darauf ausgehen können, aber bereit stehen müssen, dem Herrn zu dienen, wenn er uns ruft.

„Nicht Jedermann reist mit Extrapost von guten Empfehlungen und gültigen Wechseln begleitet durch die Welt, gar Mancher muß auf seinen eigenen Füßen fortschlendern, und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am besten geschieht, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgültiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeuge, welche, unbewußt, höherem Zwecke zu Dienste stehen."

„Das alte wundersame Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater seinen Schnittern das ersehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen."

Dem Dichter begegneten solche Erfahrungen namentlich mit Bettlern, hauptsächlich mit wandernden Handwerksburschen, mit denen er früher als Fußreisender oft in Verbindung gekommen war.

Solchen Bedürftigen sah er bald durch Zufälligkeiten eine reichere Gabe zugewendet, als sie erwartet hatten, bald durch absichtliche Vorbereitung für sie die zugedachten Zehrpfennige entzogen, und wiederum durch einen ihnen im Mißwollen bereiteten Verdruß das Doppelte und Dreifache von dem, was ihnen entzogen werden sollte, auf das Ueberraschendste in den Schoos geschüttet.

So sehen wir ihn auf dem Schloßberge bei Töplitz in dem verdrießlichsten Regenwetter. Als er sich nun selbst ein Räthsel schien, denn er wußte nicht, wie und warum er eigentlich in solcher unfreundlichen Witterung heraufgekommen, bot sich ihm die willkommenste Auflösung. Denn mit armen Wandersleuten zusammengeführt erkannte er bald, daß er heraufgeschickt oder gleichsam beim Schopfe herangezogen worden war, um hier für einen armen schönen Knaben seine Taschen zu leeren.

„Ahnet man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, so hüte man sich ja, dergleichen Scenen selbst herbei führen zu wollen.“

So fuhr unser Freund einmal einen ganzen Tag mit Geldstücken in der Hand, die er bedürftigen Wanderern bestimmt hatte; und er konnte keins los werden:

auf der belebtesten Straße kam ihm kein einziger Handwerksbursche entgegen.

Ein andermal konnte er einem Knaben, der am Wege herlief, nichts geben, weil der Kutscher, acht- und theilnahmlos wie er war, zu scharf vorübergefahren war. Nach zweistündiger Fahrt geht's an einer Stadt vorüber. Knaben schreien: es sitze Jemand hinten auf. Es wurde ohnehin angehalten. Mit dem Reisenden sprang in demselben Augenblicke ein Knabe verschüchtert hinten ab, es war derselbe, welcher vor zwei Stunden um ein Almosen gebeten hatte. Hätte vorher der Kutscher mehr Acht gehabt, und den bittenden Knaben nicht übersehen, so würde er ein geringes Almosen erhalten haben; hätten jetzt die Knaben nicht aus Schadenfreude seinen heimlichen Sitz verrathen, so würde er sich ohne alle Gabe ganz sachte herunter gelassen und weg geschlichen haben: nun aber konnte er sich der ihm vorher bestimmten Gabe doppelt erfreuen. Und so konnte der wandernde Knabe wohl auch sagen: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen: aber Gott gedachte es gut zu machen. Noch weniger konnte der Dichter solche Erfahrungen übersehen, wiewohl sie die kleinsten Zufälligkeiten des Lebens betreffen: sie mußten ihn in der Ueberzeugung bestärken, „daß es dem Menschen wohl ziemen mag, auf allen seinen Wegen für die ihm so nahe gelegte Verbindung mit dem Unerforschlichen sich offen zu erhalten, ohne sich darum einen allzuvertrauten Umgang mit demselben anmaßen zu dürfen, in welchem sich Glaube und Aberglaube nicht mehr unterscheiden lassen." In dieser Beziehung konnte er sei-

nem Freunde Stilling nicht folgen, worüber sich Beide in späteren Jahren, wie Göthe mit Betrübniß erzählt, einigermaßen von einander entfernt fühlten. Der theure, fromme Stilling hat es aber auch selbst eingesehen, daß er sich oft getäuscht, und hat es auch selbst bekannt, ohne darum an der ihn leitenden Vorsehung irre zu werden.

Nachdem der gesprächige Greis in diesen Weisen des Verhältnisses der Menschen zu Gott, und des Umgangs, der uns in dieser Beziehung gestattet wird, vielfach gedacht hat, kommt er auf die Gemeinschaft der Menschen untereinander: er gedenkt der ältern Zeiten, wo fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ablehnten. Ferner berechtigte das sechszehnte Jahrhundert, so erzählt er, die wilden Studirenden auf ihren stromartigen Wanderungen zu einem etwas kräftigeren Heischen, welches denn auch unter einem ritterlichen Ausdrucke geübt wurde. Dann bemächtigten sich die Handwerker desselben und es war keine Schande, daß ein Durchwandernder von Haus zu Haus sich ein Weniges erbat.

Der Dichter beklagt es aufrichtig, daß jetzt so viele Handwerker vorüber ziehen, nicht grüßend wie sonst, und noch weniger eine milde Gabe heischend. Der innige Verband zwischen den Wandernden und Weilenden ist zerrissen.

Er schließt endlich seine Mittheilungen mit einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bettler und

Bittender. „Der Erſte wünſcht ganz ruhig: Gott möge Euch für Eure Gabe belohnen, ohne daß er es unternimmt, hierbei mitzuwirken, und ſo ſeyd Ihr für immer geſchieden. Der Andere ſagt: er werde für Euch beten, Gott und ſeine Heiligen bittend beſtürmen, bis ſie Euch mit den beſten leiblichen und geiſtlichen Gütern überſchütten.“ Und ſo ſeyd Ihr für immer verbunden. — „Es hat, wenn man zart geſtimmt iſt, wirklich etwas Rührendes, zu ſehen, wie Derjenige, der, bei einem unmittelbaren Verhältniſſe zu dem Höchſten Weſen durch's Gebet, für ſich ſelbſt keinen leiblichen Zuſtand erflehen kann, deſſen ungeachtet den Glauben hegen darf, der Patron eines Andern, Reicheren, Begünſtigteren ſeyn zu können, indem er betend von vielen Clienten begleitet vor Gott erſcheint.“ Dieß iſt der Zugang, der Alle gleich macht, den der Aermſte und Elendeſte mit dem Reichſten und Mächtigſten gemein, oder gelegentlich ob der Noth, die zu Gott treibt, vor Jenem voraus hat.

Wollten wir nun alle dieſe Begegniſſe und Betrachtungen zur Lehre und Ueberſicht zuſammen faſſen, ſo würden wir deſto beſtimmter dreierlei Verhältniſſe zu beachten haben. Das Erſte iſt die Gemeinſchaft Gottes mit dem Menſchen, wie Gott den Menſchen zu ſeinem Dienſte braucht, und theils unbewußt, theils bewußt, theils äußerlich, theils innerlich anfaßt. Das iſt eben das Große an dem Menſchen, daß Gott durch den Menſchen auf die Menſchen wirkt, und den Menſchen zu ſeinem Dienſte als Werkzeug braucht, und doch Jedem die Wahl läßt, ob er's auch freiwillig thun will, damit er auch den Lohn

davon habe. Das Zweite ist die Gemeinschaft des Menschen mit Gott, welche sich im Gebete offenbart, von dem der große Gott nicht unberührt bleibt, so arm, schwach und elend es auch sey. Das Dritte ist die Gemeinschaft der Menschen unter einander, welche sich in gegenseitiger Aushülfe, im Geben und Mittheilen bethätigt. — Gott hilft dem Menschen durch den Menschen mittelst der Gemeinschaft, welche die Menschen untereinander verbindet, wenn sie sich nicht selbst von einander lossagen.

8.

Göthe und die Fürstin Gallizin.

XXX, 234.

Von den mannichfachen Zerstreuungen muthwilligen Lebens, die doch meist zu ernsten, ja religiösen Betrachtungen Anlaß geben, kehrte der Jüngling immer wieder zu jener Freundin zurück, welche wie im Zauberspiegel höherer Welt, so lieb und gut unter ihres Gottes Flügel, der für uns litt, leidend ruht. Ihre Gegenwart war es, welche seinen stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens auf Zeit beschwichtigte, wenn er auch dann immer wieder die weitere

Ausbildung seiner Kräfte im Sturmes-Drange des Lebens gewähren lassen mußte.

XXVI, 303.

Jetzt sehen wir ihn als Mann aus den Stürmen des Kriegs in einen ähnlichen Hafen einlaufen. Er kommt nach Münster: die Fürstin herbergt ihn, wie einen Bruder.

Da erzählt der Reisende in einer Gesellschaft frommer Katholiken, welche die Fürstin versammelt hatte, von den Römischen Kirchfesten, über Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter Paul: sodann zur Erheiterung die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere Theil nahmen.

„Diese Feste," so erzählt er selbst, „waren mir damals nach allen charakteristischen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig, denn ich ging darauf aus, ein Römisches Jahr zu schreiben, — den Verlauf geistlicher und weltlicher Oeffentlichkeiten; daher ich denn auch sogleich jene Feste nach einem reinen directen Eindrucke darzustellen im Stande, meinen katholischen frommen Cirkel mit meinen vorgeführten Bildern eben so zufrieden sah, als die Weltkinder mit dem Carneval. Ja, einer von den gegenwärtigen, mit den Gesammt-Verhältnissen nicht genau bekannt, hatte im Stillen gefragt: ob ich denn wirklich katholisch sey. Als die Fürstin mir dieses erzählte, eröffnete sie mir noch ein anderes; man hätte ihr nämlich vor meiner Ankunft geschrieben, sie solle sich vor mir in Acht

nehmen, ich wisse mich so fromm zu stellen, daß man mich für religiös, ja für katholisch halten könne.

Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, rief ich aus, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte, mir fällt nicht schwer, mit einem klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten, und sie wieder auch eben so rein darzustellen. Jede Art fratzenhafte Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstande versündigen, indem sie ihn entstellen, um ihn zu bekämpfen, war mir von jeher zuwider. — Was mir widersteht, davon wende ich den Blick weg: aber manches, was ich für meine Person nicht gerade theile, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen: da zeigt sich dann meist, daß die Andern eben so recht haben nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen. Hierdurch war man denn auch wegen dieses Punktes aufgeklärt, und eine fremde feindliche Einmischung in unsere Verhältnisse hatte gerade im Gegentheil, wie sie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer solchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich gewesen, herb' oder unfreundlich zu seyn, im Gegentheil fühlte ich mich milder, als seit langer Zeit, und es hätte mir wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Stille auf mich einwirken fühlte."

Der Dichter bewährt sich hier wiederum in der Weise,

daß er jede Form der Wahrheit anerkennt, aber gegen ihre Ausschließlichkeit protestirt, und eben so jede Mittheilung benutzt, aber zur inneren Vermittlung Zeit verlangt, und sich nichts direct aufdringen läßt.

In dieser Weise hatte er schon so viel früher an Lavater geschrieben: „Lieber, du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der an seinem Herzen nichts erfahren hat. Und von alle dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Der Streit entsteht nur daraus, daß ich die Sachen unter andern Combinationen sentire, und darum ihre Realität ausdrückend, sie anders benennen muß."

Unter solchen Eröffnungen und Bekenntnissen kam nur zu bald der Abschied heran.

„Die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten: sie setzte sich zu mir im Wagen, der ihrige fuhr nach. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache: ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Bekenntniß: auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Wegs: sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich wo nicht hier doch dort wieder zu sehen."

„Bei dem Abschiede," so schrieb unser Dichter früher selbst aus Rom, „fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden, und auch das künftige, letzte unwillkührlich in den Sinn;"

XXVII, 285.

und mit dem Scheiden auch das Wiedersehen. Das Wie-

derſehen iſt aber eben dieſes, daß die Unterſchiede, die uns etwa beim Scheiden noch ſcheiden, immer mehr vermittelt und verſöhnt werden. Und ſo iſt denn nun ſchon längſt für Beide, für den Dichter und die fromme Fürſtin, jenes letzte Scheiden herangekommen auf Wiederſehen.

9.

Die Reſignation.

Aus dem dreizehnten Capitel der Wanderjahre erſter Redaction.

Es wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis die Wanderjahre, erſter und zweiter Redaction, nach ihrer wunderbaren Form zu einer reinen Kunſtanſchauung, nach ihrem tiefſten Sinne zu einem vollſtändigen Verſtändniſſe durchdrungen werden. Die Form windet ſich, gleich dem großartigſten Bauwerke alter Zeit, aber mit der Heiterkeit und Freiheit der höheren Stufe weiterer Entwickelung, durch die mannichfachſten Verſchlingungen hindurch, und aus den verſchiedenartigſten Erzählungen, Mährchen, ſcheinbaren Epiſoden, Tagebüchern und Träumen herauf: es iſt Alles nur loſe verbunden, wie willkührlich durcheinander geſchoben, wie aus dem Stegreife eingeſchaltet, und mitten im Verlaufe wieder abgebrochen.

Gleichermaßen tritt der Sinn in vielfältigen Andeutungen und Sentenzen, Gnomen und Liedern bald hervor, bald zurück; denn er wechselt und schwankt. Und was ist der Hauptgedanke oder die Hauptsumme aller Gedanken? „Einzelne Stellen deuten auf den hohen Sinn des „Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt in's „Leben erst denkbar ist." Sodann treffen wir deutlichere Zeichen einer Geschichte nach Jahren, Monaten, Wochen und Tagen, „so daß wir uns überreden dürften, wieder „in der wirklichen Welt zu wandeln, wenn uns nicht „auch hier verschiedentlich hinzugefügte Zeichen und Chif„fern befürchten ließen, eine geheimere Bedeutung werde „uns immer verborgen bleiben."

„Was uns aber ganz aus aller historischen Fas„sung bringt," das ist die weitere Lebensführung aus dem metallreichen Gebirge über dessen zur weiten Fläche sich ausbreitenden Gipfel „durch schroffe, kaum zu ersteigende Schluchten und Felsen," bis zu der hervorspringenden „Klippe, deren Gipfel nur einem einzigen Stehenden Raum gab, welcher, in die gräuliche Tiefe hinabschauend, gewaltsame Bergströme durch schwarze Klüfte schäumen sah." Hier war weder Zeit, noch Platz sich niederzulassen: nur zum freien Stehen war Raum, und auch nur für Einen: aber wer hätte auch hier an's Sitzen denken können, wo Alles zu stehen, zu sehen, zu vertrauen aufforderte? Hier gilt es, zu stehen und wach zu bleiben. Und wer so stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle: denn der Abgrund ist gleich daneben.

Gegenüber lagen in unermeßlicher Ferne andere Höhen, aus welchen man „mit bloßen Augen ganz deutlich mehrere Personen oben versammelt erblicken konnte."

Es waren meist Frauenzimmer. Und am äußersten Rande stand Natalie vor dem jähsten Abgrunde auf steilster Bergspitze. So steht sie drüben, und der Wanderer steht hüben, beide als Pilger in schwindelnder Höhe, — wer wird sie erretten? — beide unerreichbar fern und doch magisch nah, — wann werden sie sich vereinigen? — beide durch Zeichen und Winke sich gegenseitig verständigend, in dem seltsamsten Gefühle zwischen Nähe und Ferne schwankend, und von Augenblick zu Augenblick beides verwechselnd.

„Das ist ihre reine, holde Gestalt, ihre schlanken „Arme, die mir einst so hülfreich erschienen, und mich, „nach unseligen Leiden und Verworrenheit, endlich doch, „wenn auch nur für Augenblicke, theilnehmend um„faßten!" Und ist es nicht auch ein dankenswerthes Glück, wenn uns das, was uns in der Zeit auf die Dauer versagt ist, wenigstens auf einen Augenblick entzückt, bis die Zeit aus ist, die uns davon trennt?

„Genug, die Theuere sah ich so genau und deutlich „als zu erreichen, ob ich gleich ihre Gesellschaft u„„nicht zu erkennen vermochte. Indem ich mich nun auch „hierum bemühte, und nach ihr um desto mehr bestrebte, „da drohte der Abgrund mich zu verschlingen, hätte nicht „eine hülfreiche Hand mich ergriffen, und zugleich — „der Gefahr, wie dem schönsten Glücke entrissen." —

Wer zweifelt nun noch, daß Wilhelm, nachdem er endlich gefunden, von neuem zu langer Wanderschaft und herbem Entsagen berufen, seine Natalie niemals zur Frau bekommen, und hienieden ihres Besitzes auf die Dauer nie gewiß werden wird? Sondern er muß solchem ruhigen und dauerhaften Liebesglücke für dieses Leben entsagen um des Wanderns willen. Er wird sich auch niemals eine feste Hütte bauen, und keine bleibende Statt gewinnen, sondern er sucht die zukünftige.

An diesem Lebenslooſe geht freilich das Allgemeinere Jeden an: aber die besondere Führung betrifft einen Einzelnen, welchem sich die Arme der Liebe eben so oft öffnen, als wieder entreißen und entwinden. Bald tritt ihm das Glück ganz nahe, aber plötzlich ist es wieder entfernt: und gegenüber erscheinen auf schwindlicher Höhe der Frauenzimmer Mehrere, und keine erscheint vergeblich, aber sie bleiben zur Zeit alle unkenntlich bis auf Eine, welche vor Allen hervortritt, und doch nicht zu erreichen ist.

Und wer ist dieser Einzelne? Er heißt Wilhelm. Aber wer ist dieser Wilhelm? Sollte er denn so schwer zu erkennen seyn, der Wanderer auf der Felsklippe, von den holdesten Erscheinungen durch unerreichbare Ferne getrennt? — Wer ihn erkennt, der wird dem Dichter selbst eine Thräne der Rührung nachweinen, aber dann auch desto freudiger das Auge nach Oben richten, wo die Thränen getrocknet werden und einem entsagenden Wan-

derleben nach bestandener Läuterung die Vollendung und Verklärung aller Sehnsucht, aller Wünsche und Hoffnungen verheißen ist.

10.

Die Wahlverwandtschaften.

Die Wahlverwandtschaften enthalten nach des Verfassers eigenen Bekenntnissen einen aus dem Leben selbst entnommenen Kommentar zu Matth. 5, 28. in Verbindung mit Joh. 8, 7. Allein damit ist der reiche Inhalt der darin niedergelegten Lebenserfahrungen, und die Fülle der darunter verborgenen Gesinnung noch nicht erschöpft. Näher betrachtet zerfällt das Thema der Wahlverwandtschaften in zwei unterschiedene Theile: es sind die beiden Seiten, oder die entgegengesetzten Pole, welche die Wahrheit überhaupt an ihr selbst hat. Und jeder Theil dieses Themas hat auch seinen besondern Bibeltext zur Unterlage.

Der erste Theil handelt von dem Gesetze und dessen Heiligkeit, von der Unverbrüchlichkeit dieses Gesetzes, welches innerhalb seiner Gränzen keine Ausnahmen duldet,

näher von der Ehe auf Erden, welche schon in der Sprache mit dem Gesetze das Wort theilt, insbesondere von der Uebertretung des Gesetzes und dessen unausbleiblichen Folgen, welche die Empfindung mit ihrem guten Rechte als Leiden bezeichnet und an dem leidenden Nächsten mit leidet, hingegen die Gerechtigkeit mit ihrem guten Rechte dem Nächsten als Strafen zurechnet. Damit ist einerseits die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit des Gesetzes, und dessen Herrschaft über jedes ihm entgegengesetzte, von der Macht der Natur begünstigte Verlangen, andererseits die Macht des Geistes diesem Gesetze Folge und jedem ihm zuwiderlaufenden Zuge der Seele Widerstand zu leisten unumwunden anerkannt. Der Text zu diesem ersten Theile ist bereits genannt, er ist von dem Dichter selbst bezeichnet worden.

Aber so hehr und heilig das Gesetz ist innerhalb des Gebietes, für welches es Gott verordnet hat, so ist doch darum das Verlangen, welches ihm gegenüber tritt, an und für sich noch nicht unheilig, sondern es mag ihm eine Macht der Wahrheit, ein Zug der Seele zur Seele zum Grunde liegen, nur daß es warten muß, bis es zu seiner Bestimmung und Verklärung kommt. Ein solches Verlangen wird erst zur Sünde, wenn es sich innerhalb der Gränzen des Gesetzes gegen dasselbe geltend machen will, da doch erst jenseits jener Gränzen seine Gültigkeit anhebt. Ist doch jede Sünde die Verkehrung und Verzerrung eines ursprünglich Guten. Hier beginnt der andere Theil des allgemeinen Thema, der Gegenpol der

Wahrheit, welche der Roman von den Wahlverwandtschaften so laut predigt.

Dieser zweite Theil handelt von dem Jenseits, wo das erste Gesetz aufhört und seine Gränze findet, und das andere Gesetz anhebt. Der Text dazu ist im Evangelium Lucä 20, 35. enthalten. Jenseits ist die Ehe in ihrer um unserer Herzens Härtigkeit willen, um der Sünde willen verordneten Ausschließlichkeit aufgehoben. Jenseits freien sie nicht, und lassen sich nicht freien um sich allein anzugehören und alle anderen Seelen-Bezüge auszuschließen, sondern es bestehet eine Verbindung der Seelen neben der andern und in der andern, eine dient der andern zum Komplemente und zur Verklärung, ohne daß sich darum eine mit der andern vermischt, denn es thut keine der andern Eintrag oder Einspruch. Jeder Verbindung kommt vielmehr ein besonderes Verhältniß, eine eigenthümliche Richtung zu, womit die Zucht des Geistes gegeben ist und aus dem Wesen der Verhältnisse sich selbst innerlich entwickelt, ohne daß sich das Gesetz mit seinem Verbote: Du sollst nicht heiser zu schreien braucht. Aber für diese Welt taugt dieses höhere Gesetz nicht, denn es führet hienieden in's Fleisch. Hiermit erklärt und verklärt sich zugleich die Saducäische Kasuistik von dem jenseitigen simultanen Verhältniß jener Frau zu den sieben Männern, welche sie hienieden hintereinander gehabt hat.

Hiermit ist aber auch das innerste Mysterium der Wahlverwandtschaften und die verborgene Gesinnung des

Dichters in allgemeinen Umriſſen bezeichnet. Es that wohl Noth, den Kern züchtig zu verwahren und zu verſchleiern: denn es iſt hier Alles ſo zart, daß es ſich ſogleich in Sünde verkehrt und in's Fleiſch verzerrt, wenn es mit ungewaſchenen Händen angetaſtet wird.

II.

Anklage und Vertheidigung.

Ein Prozeß ohne End-Urthel.

Dabei muß ich doch stehen bleiben, darauf muß ich doch immer wieder zurückkommen, sagte D. Gregorius: Göthe ist ein großer hochbegabter Dichter, in der Form unübertrefflich, und nach dem Inhalte ein unvergleichlicher Naturdichter, ein Dichter alles dessen, was da ist, er weiß die tiefsten Saiten des natürlichen Menschen, das zarteste Beben der Empfindung, Alles, was sich im Reiche der Natur und der natürlichen Menschenseele entdecken läßt, mit wenigen Zauberworten zur Stelle zu bringen; aber hier ist ihm auch durch sein eigenes Leben seine Gränze gesteckt: das reinsittliche Gebiet ist ihm zu herbe, das Leben in der Idee, das Christenthum mit seiner innerlichen Erneuerung und Wiedergeburt, sind Sphären, die ihm fremd geblieben sind, die ihn kalt gelassen haben, die ihn abstoßen: er schließt mit der Natur

ab, alles Uebernatürliche iſt ihm überſchwenglich, das Ueberſinnliche unzugänglich, das Sollen unbehaglich.

Nach Ihrer Schilderung, erwiederte der Baron Brandenſtein, gehört Göthe recht eigentlich jener Denkweiſe an, welche in ſeine Zeit fällt, und ſich Tranſcendental-Philoſophie nannte, welche darin beſteht, daß ſie uns jeden Schritt in das Jenſeits als eine Ueberſchreitung zu verleiden ſucht. Und doch hat er ſich ſein ganzes Leben hindurch ſolcher Beſchränkung entgegengeſtellt, indem er das Unendliche, das Jenſeitige, die Idee für wirklich und zugänglich erklärte, und überall wirklich fand. Aber eine Verſicherung iſt wenigſtens ſo gut wie die andere, und ſo kann ich auf die Ihrige auch nur wiederholen, was ich ſchon einmal in einer andächtigen Geſellſchaft und zwar in Beziehung auf die falſchen Wanderjahre auszuſprechen gewagt habe, und was Tieck ſchon längſt der geſammten deutſchen Leſewelt verrathen hat. „Es kann als ein Frevel gegen dieſen großen Mann erſcheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich nennen will, daß man ihm ſo ſchulmeiſternd mit Glaubensfragen nahe rückt, weil — weil er nicht in ein für allemal fertigen chriſtlichen Redensarten ſeine Lection aufſagt, daß man Immoralität und Mangel an Idee ſeinen Werken vorwirft, weil" — weil er kein Weib, wie es ſeyn ſoll, aus dem Stegreife erdichtet hat. Doch damals habe ich mich vielleicht in dem hitzigen Verlaufe des Geſprächs noch derber ausgedrückt, aber Ihnen darf ich dieſe Fortſetzung erſparen.

Und doch repräſentirt der Verfaſſer der falſchen Wan-

derjahre, so lenkte Gregorius sanft ein, eine bedeutende Stimme des Publicums, welche auch nicht überhört werden darf.

Es ist die Menge, fiel Brandenstein rasch ein, die Menge, welche durch ihre Acclamation nur bekundet hat, daß sie ihren großen Dichter auch da nicht verstanden, wo sie ihm laut zujauchzte. Aber ich falle schon wieder in meinen alten Fehler.

Jedenfalls urtheilen Sie über die Menge so hart, als diese über Göthe. Diese Menge hat auch jetzt wieder einen achtungswerthen Vertreter gefunden. Kennen Sie auch die süßen, mildchristlichen Liebesklagen, die erst nach Göthe's Tode laut geworden sind, kennen Sie Albert Knapps Stanzen auf Göthe's Hingang am 28. März 1832.?

Allerdings kenne ich dieses Gedicht, und den Dichter desselben, dessen geistliche Lieder und Gedichte mich oft erbaut, erweckt, erhoben haben. Auf den Flügeln seines frommen Gesanges habe ich ihm mit Freuden folgen können, wenn er die milde Kraft des Glaubens walten läßt, oder wenn er die matte, seichte Irrlehre des Unglaubens mit der Geißel der Sathre straft. —

Und was sagen Sie zu diesem Sterbeliede, welches alle Verdienste des Dichters mit voller Begeisterung würdigt, und über seine Mängel, über den Mangel an dem Einen, was Noth thut, — nicht richtet, sondern klaget — und betet? Lob und Tadel in gleich würdiger Sin-

nesweiſe, in gleich edler Sprache. Aber meine Frage war, was Sie zu dieſem Hymnus meinen?

Sie behaupteten vorhin, verſetzte Brandenſtein, indem er ſich möglichſt zu faſſen ſuchte, in Göthe's Natur eine gewiſſe Gränze zu finden, die ich, wenigſtens in dieſer Beziehung, an dieſem großen Dichter nicht finde, nicht anerkenne, denn das iſt eben ſeine Größe, daß ſein Geiſtesleben da erſt angeht, wo Sie es abgeſchloſſen finden, weil Sie das Uebernatürliche, das Ideale an ihm vermiſſen. Warum es von ſo Vielen vermißt wird, traue ich mir erklären zu können: das Uebernatürliche bemerken wir nicht mehr, wenn es zur Natur geworden iſt, und das Ideale ſteht nicht mehr im Gegenſatze zur Wirklichkeit, wenn das Leben des Geiſtes ſelbſt wirklich wird.

Aber das bemerke ich nur im Vorbeigehen: denn um Ihre Frage zu beantworten, halte ich mich zunächſt an die Gränze, die Sie in Göthe finden. Wie Sie in ihm eine Gränze finden, woran gewiß nicht zu zweifeln iſt, wenn Sie ſie auch zu eng gezogen haben ſollten, ſo iſt doch gewiß auch in anderen Menſchen eine ſolche Gränze zu finden. Ja, ich möchte unbedenklich behaupten, daß in irgend einer Beziehung, nach irgend einer Seite hin jeder Menſch bornirt iſt. Es ſcheint jedem Menſchen irgendwo eine Gränze geſteckt zu ſeyn, die er ohne Sünde nicht überſchreiten kann, und die man oft erſt ſelbſt kennen lernt, wenn man drüber hinaus will. Knapp hat ſeine dermalige Gränze in dieſen Urtheilen über Göthe überſchritten: denn Göthe iſt, daß ich die Tautologie des

geistlichen Sängers wiederhole, „zu hoch für jeden, der ihn nicht versteht.“ Darum scheint mir auch das Lob, welches dieser Hymnus aus Leibes Kräften an Göthe verschwendet, wie erkünstelt, geschraubt: es ist überhaupt nur da, es wird nur vorausgeschickt, um den nachfolgenden Tadel, welchen die Christoterpe in die Waagschale legt, höflich einzuleiten: denn dem Enthusiasmus hinkt ein Aber nach, an dem er selbst erlahmt und verkommt. So wird die heißeste Begeisterung frostig, ihre Höhe ist nicht natürlich, sie ruht auf untergesetzten Stelzen, und der Tadel selbst, — der Tadel enthält eben unsern Streitpunkt. Der ganze Hymnus der Christoterpe dürfte sich nach meinem Erachten zu einer wahren reinen Freude an Christo schwerlich eignen.

Die Form dächt' ich, so erwiederte der Doctor, indem er in der Christoterpe blätterte, und nach einer vorzüglich glänzenden Stanze zu suchen schien, die Form werden Sie wenigstens im Einzelnen gelungen nennen: aber läugnen will ich's auch nicht, der geistliche Dichter stimmt oft zu hoch an, daß es menschlich ist, wenn gelegentlich der Odem ausgeht, und der Flug im Fortgange merklich sinkt und ermattet. In Beziehung auf den Inhalt ist übrigens nicht zu vergessen, daß der Tadel nicht sowohl eine Anklage, sondern eine Trauerklage, eine bescheidene Anfrage enthält!

Diese Art leiser Anfragen, so antwortete der Baron nach einigem Besinnen, sind nichts besser, als heimliche Anklagen, und heimliche Anklagen schlimmer als offene.

Wer den Ruf eines Mädchens mit leisen Andeutungen, heimlichen Winken und bedenklichem Achselzucken, mit unvorgreiflichen Bemerkungen und unwillkührlichen Seufzern bemängelt, oder zweifelhaft dahingestellt seyn läßt, geschähe es auch in Liebe und aus der besten Absicht, der ist oft gefährlicher, als ein offener Angriff mit bestimmter Anklage. Oder Tadel ist wenigstens immer Tadel, die Form kann ihn näher bestimmen, aber den Inhalt nicht entfernen.

Es käme nur darauf an, versetzte Gregorius, daß wir diesen Tadel im Einzelnen nach seinem Inhalte verfolgten, um ihn näher zu prüfen. Ihnen ist der Tadel zu unbestimmt, zu ungewiß, und darum doppelt bedenklich: und doch ist grade hieran das Zagen der Liebe zu erkennen, welche mit dem Aeußern nicht auch das verborgene Innere richten will, der es weh thut und schwer wird, einen geliebten und verehrten Menschen anzuklagen. Und wer sich doch dazu gedrungen fühlt, um Andere zu warnen, wer würde nicht mit desto größerer Liebe alles Liebe und Gute an dem Geliebten anerkennen, hervorheben und zusammenstellen, um gerecht zu seyn und der Liebe genug zu thun? Wie kann Ihnen also der Uebergang von dem Preiße und Lobe des Dichters zu der Klage über den Menschen auffallen? Aber lassen Sie uns doch auch den Inhalt dieses Ueberganges näher in's Auge fassen. Es wird erst nach allen Seiten gerühmt, daß der große Dichter, mehr als Einer, der lebendigen Natur ins Herz gesehen, daß er die Schöpfung in ihrem unendlichen Reichthume so tief verstanden, so

bildnerisch erfasset, aber es wird auch beklagt, daß er den Schöpfer nicht darin gefunden.

O, sprach ich trauernd, daß Du, schöpfungstrunken,
Mit Ihm, dem Schöpfungsquell, dich nicht vereinst!
Mit Deines Genius Juwelen-Funken
Der Welt Geheimniß aufzuhellen meinst!

Die Verse reimen sich freilich nach dem äußern Laute, versetzte Brandenstein, und man konnte an der zurückgehaltenen, gedämpften Stimme merken, daß es innerlich mächtig brauſete, — ja, die Verse reimen sich, aber nach dem Sinne enthalten sie einen puren Widerspruch, eine Ungereimtheit. Und hiermit bricht der geistliche Dichter selbst entweder seinem Lobe oder seinem Tadel den Stab. Denn entweder hat Göthe die Schöpfung wirklich nach ihrer innersten Wahrheit verstanden, dann muß er auch den Schöpfer, welcher diese innerste Wahrheit ist, erkannt, und mit und in seinem Werke gepriesen haben; oder er hat den Schöpfer nicht erkannt, zu keiner Gemeinschaft mit ihm sich erheben lassen, dann kann er aber auch des Schöpfers Werk nicht treulich nach der Natur nachgebildet, nicht bildnerisch aufgefaßt haben. Der geistliche Dichter singt ja selbst:

Die Erd' ist schön, doch nimm hinweg den Himmel,
Schnell dorret hin des Lebens heitre Kraft, ꝛc.

und das verhöhnte Weltkind singt eigentlich in seiner Weise dasselbe:

Wird nur erst der Himmel heiter,
Tausend zählt ihr, und noch weiter.

Iſt ihm nun der Himmel und das Licht des Himmels dunkel geblieben, wie ſollte doch der irdiſche Dichter in ſeinen Bildnereien die Erde ſo lichthell und treu mit allen ihren Schätzen haben darſtellen können?

Was in dieſer Art Göthe geleiſtet hat, verſetzte der Doctor, das verdankt er allerdings einer Gottesgabe, wie auch in dieſem Gedicht wörtlich geſagt iſt, nur daß er das ihm anvertraute Gut nicht als ein ſolches Gnadengeſchenk erkannt und gebraucht hat. Darum iſt auch der Nachdruck darauf gelegt, daß Göthe nur *ſeinem* Genius vertraut, nur *ſeines* Genius Juwelen-Funken funkeln läßt.

Du wollteſt *göttlich* ſchweben
Im *eignen* Licht.

Aber wenn Göthe wirklich in ſo gottloſe Eigenmacht und Selbſtgerechtigkeit verfallen iſt, erwiederte Brandenſtein, ſo müßte ſein Werk die Ohnmacht dieſes *eigenen* von dem göttlichen Lichte getrennten, von keinem zufließenden Oehle genährten, kümmerlich verlöſchenden Lichtfunkens bezeugen: und dennoch preiſet der geiſtliche Sänger ſelbſt in dithyrambiſchem Uebermaaße die hinreißende Macht dieſes weltlichen Genius. Wenn der Verſtorbene die ihm anvertraute Gottes-Gabe wirklich ſo gemißbraucht und verwahrloſet hat, wie iſt es denn zu erwarten, daß ſeines Geiſtes Lichtgewalt glänzen werde, ſo lange noch ein Morgenſtrahl entbrennt, oder daß ſeine Herrlichkeit, wie dieſer Hymnus ein andermal verſichert, uns ewig

schön bleiben werde? da er doch gleichzeitig nach der Wahrheit bekennet:

Wer Ihn, den Herrn, verschmäht, dem welken seine Lenze:
Er überfliegt nicht des Verderbens Gränze.

Ist das nicht ein vollkommener Widerspruch? Aber dem sey, wie ihm wolle. Wodurch erweiset denn nun das ernste Klagelied solche schwere, schwere Anklage?

Der Doctor besann sich einen Augenblick, dann versetzte er: Darüber hat sich ja das Lied selbst offen und unzweideutig ausgesprochen.

Warum, o Sänger, bliebest Du so ferne
Von deinem Herrn, dem hellen Morgensterne?

Warum den Herrlichsten mit keinem Worte
Hast Du besungen? gleich als wär' er Nichts.
Die Schönheit suchtest Du an jedem Orte,
Nur nicht im Strahle Seines Angesichts!

Und doch behauptet dieser geistliche Dichter, erwiederte Brandenstein, daß jener weltliche Dichter die Schönheit nicht bloß gesucht, sondern auch gefunden, daß sie ihm urbildlich vorgeschwebt, daß er sich in ihrem Born gespiegelt. Wo ist aber die Schönheit anders zu finden, als im Strahle seines Angesichts? denn der Strahl seines Angesichts ist der Urborn der Schönheit. Und wie reimt es sich zu dem irdischen Sinne des Hingegangenen, wenn der Letztere singet und lehret, „wie jedes Einzelwesen in sich den Urton der Vollendung trägt?"

Der geistliche Dichter bekennet, selbst erst von seinem hingegangenen Meister diesen Urton ahnden und kennen

gelernt zu haben. Und unter diesem Urtone der Vollendung, der nach dem Sänger und seinem Meister in jedem Individuum ruht, und seiner Entwickelung harret, unter diesem Urtone der Vollendung, auf den der Hingegangene überall hindeutet, den er überall sucht und anerkennet, ist doch nichts anderes zu verstehen, als der in jeder Menschenbrust schlummernde Lebensfunke des göttlichen Ebenbildes.

Und doch ist dieser Meister nichts mehr, und nichts weniger gewesen, als ein irdischer, weltlicher Mensch? Wie reimt sich das zusammen? So viel ist aber gewiß, daß ein bloß irdischer, weltlicher Mensch kein wirklicher Dichter seyn kann. Zur Poesie gehört Himmel und Erde, Licht und Farbe: es ist keine Dichtung ohne Wahrheit, und keine Wahrheit ohne Gott.

Doch darüber sind wir längst einig: wir dürfen uns für verbunden ansehen gegen alle diejenigen Verehrer des Dichters, welche mit unerhörter Dreistigkeit behaupten, daß die Poesie von Religion und Sittlichkeit unabhängig sey, und damit nichts zu schaffen habe. Schon Plato hat die Unzertrennlichkeit des Schönen, Guten und Wahren gelehrt.

Darauf lassen Sie uns nur immer von neuem einschlagen, versetzte der Doctor. Es thut Noth, daß wir uns erst der Einheit, eines gemeinschaftlichen Gegensatzes gegen Andere bewußt werden, um uns über einen Gegensatz unter uns selbst verständigen zu können. Ohne eine wesentliche Einigkeit im Grunde ist auch kein gründ-

licher Streit möglich. Aber das sind nicht unsere einzigen Gegner, die Poesie und Religion, als zwei ganz verschiedene Gebiete, schroff von einander trennen, als hätte sich jede Seite von der andern losgesagt. Es sind auch Viele, welche sich etwas Religion und Moral in der Poesie gefallen lassen, oder aus allerlei Gründen sogar erheischen, aber dennoch von Christo nach der Schrift entweder überhaupt oder wenigstens in dem Gebiete der Poesie durchweg nichts wissen wollen. Dazu ist er Vielen bald zu hoch, wiewohl er sich zu uns erniedrigt hat und zu allen Dingen nütze ist und allezeit bei uns seyn will, um Alles zu durchdringen. Aber den Meisten ist der arme Menschensohn nicht vornehm genug. Es sind ihrer noch Viele, die das Heidenthum in der Poesie verehren, und nicht bloß Griechenland über Deutschland erheben, sondern auch den Apollo von Belvedere anbeten, während sie den ignoriren, der in Knechtsgestalt erschienen ist. Von Ihm gilt allerdings dieses Beides: Er hatte keine Gestalt, noch Schöne: und war doch der allerschönste unter den Menschenkindern.

Und wie in keinem Andern Heil ist, — es ist auch den Menschen kein anderer Name gegeben, in dem wir sollen selig werden — so ist es auch in Beziehung auf die Poesie wahr, daß wir ohne Ihn nichts thun können.

Die Fragen nach unserer Seelen Seligkeit, so stimmte Brandenstein ein, und nach dem Wesen der Poesie liegen jedenfalls nicht so weit auseinander, als Viele wähnen. Seligkeit bestehet in der Nähe bei Gott:

und am nächsten kommt Gott dem Menschen in seiner Menschwerdung, nach welcher die Menschen selbst außer dem allgemeinen Menschen-Namen auch noch den besondern Namen der Christen bekommen haben. Und wenn nun die Seligkeit in der Nähe Gottes, daß wir seinen Geist vernehmen, bestehet und die höchste Seligkeit die Anschauung Gottes ist, was ist die Poesie? Sie ist in allen ihren Arten und Graden, in ihrer Unmittelbarkeit und in ihrer Vermittlung, wenn sie ächt ist, immer nichts anderes als Erhebung zu Gott, wozu eben Gottes Herablassung gehört.

Es ist noch eine Seite, in welcher wir ebenfalls gemeinschaftlich einer weit verbreiteten Aesthetik entgegenstehen, und diese Seite bezieht sich näher auf Göthe. Dieser hat viele Verehrer, welche in der deutschen Literatur nichts vor, und nichts nach Göthe anerkennen, worüber er in die Luft zu stehen kommt, oder wie ein Deus ex machina aus der Luft herunterfällt. Gegen solche stehen wir gewiß für Einen Mann. Aber freilich es giebt einen Punkt, wo wir desto entschiedener auseinandergehen. Lassen Sie uns bei unserm Texte bleiben.

Unser Text, hier nahm Brandenstein wieder das Wort, unser Text betraf das Christenthum Göthe's. Wenn ihm dieses Christenthum wirklich fehlt, so hatte ich behauptet, so fehlt ihm auch die Poesie. Aber die weitere Frage war, ob denn Göthe wirklich seines Herrn mit keinem Worte gedacht habe? Und warum er, dessen Mund von Allem, was das Herz erfüllt, überfließet, nur

allein von Dem geschwiegen, der die Steine beredt machen kann, wenn die kalten Menschen schweigen?

Und es ist wahr, wer kann es läugnen? Geistliche Oden, Kirchenlieder, Erbauungsschriften, Moralitäten hat er nicht zu Stande gebracht. Direct passet auch nichts von seinen Schriften dazu. Hat er doch nicht einmal ein regelrechtes Trauerspiel zu schreiben vermocht, welches mit irgend einem Geschicke direct auf das Theater gebracht werden könnte? So sind auch die zartesten, süßesten Liebestöne, in welchen eine überschwengliche Poesie der Wehmuth und Sehnsucht, des Schmerzes und des Friedens ausströmt, in dieser ihrer Subjectivität zu einer allgemeinen Erbauung nicht geeignet: es sind Kinder des Augenblicks, leichte Hauche vorüberschwebender Stimmung. Wer kann sie festhalten, ohne daß der Geist entschlüpft? Darum berufe ich mich auch nicht auf das deutsche Gesangbuch, in welchem ein solches Lied Platz gefunden hat: denn ich möchte diese Aufnahme selbst nicht vertreten, nicht gut heißen. — Aber ist denn ein Dichter darum unchristlich, dichtet er uns darum zu Heiden, weil er keine christlichen Lieder, keine Passionsbetrachtungen zu schreiben berufen gewesen? sind denn Schriftsteller darum Heiden zu nennen, weil sich unter ihren Werken keine geistlichen Schriften aufweisen lassen? Hier möchte ich an das Wort eines Mannes erinnern, der nicht selten mit dem Spottnamen eines Pietisten oder Mystikers belegt wird, weil er an den wahrhaftigen Gott in Christo glaubt. „Wer nicht durch Shakspeare oder Göthe oder „durch die Größe der alten Welt oft zum Knieen ge-

„bracht wurde, und recht innig, recht treu, recht kindlich „das ganze Geschlecht liebgewonnen, dem Gott so Großes „anvertraute, wer, einseitig schmähend, Alles vom Teufel „ableitet, was nicht in der Form des Christenthums her„vortritt, wer sich fremd und mürrisch abwendet von aller „Freude, und in jeder Heiterkeit eine Sünde, in jeder „Anmuth eine Verführung sieht, — der kennt noch nicht „den hellen Tag der segensreichen Liebe.“

Wahrlich, der Herr ist oft auch da, wo er nicht genannt wird, und vernimmt oft seinen Preiß ohne seinen Namen, aber von den Lippen und aus dem Herzen dieses seines Knechts, der nun dahingegangen ist, ertönet auch der Name, und das Bekenntniß seines Glaubens, der ihn trägt und hebt. Dennoch wird behauptet, daß in allen Göthe'schen Dichtungen mit keinem Worte des Heilandes gedacht sey. Das ist in der That dreist genug.

Da könnte ich nun an einzelne kleine zerstreute Lieder christlichen Inhalts erinnern, unter vielen andern z. B. an die wenigen Zeilen aus Carlsbad über Nepomuks Vorabend, — denn was ist es denn, das den Stern zu Sternen zieht? — oder an die Osterlieder in Faust, an Gretchens Buße und Glauben zur Rechtfertigung, oder an jenen Brief, von seinem Geburtstage datirt, in den so schnöde verschrieenen, so ärgerlich mißverstandenen Leiden des jungen Werther, oder an jenen Pastoralbrief über die allgemeine Erlösung durch Christum, an seine zwo biblischen Fragen, an seine Erklärung der drei christlichen Glaubensartikel in den Wanderjahren, an

die religiösen Betrachtungen über die Sakramente in seiner Biographie, an seine frühzeitige und lange fortgesetzte Beschäftigung mit dem alten Testamente, wenn auch manche Aeußerung darüber die Probe nicht besteht, oder an jenen wunderbaren Friedenshauch, der ihm einst auf stürmischem Meere vom See Tiberias herüber anwehte, an seinen Umgang mit Fräulein von Klettenberg, mit der Fürstin Gallizin, mit Lavater und Stilling, an seine Verehrung und Liebe zu Hamann, denn in allen diesen ihm so werthen Verhältnissen hat er den Inhalt anerkannt, beherzigt, wenn er sich auch in freieren Formen zu bewegen berufen war, oder an jene zwei große Unternehmungen, die der Dichter mit Liebe aufgefaßt, durchdacht, skizzirt, aber Angesichts der Größe seiner Aufgabe nicht ausgeführt hat, während freilich manche christlicher scheinende Dichter bald damit fertig gewesen seyn würden, an die Geheimnisse und an das Epos von dem ewigen Juden. Aber, wie gesagt, ich will nicht an solche Einzelnheiten erinnern, denn ich finde in seinen Werken überall einen Hauch von dem Geiste des Herrn, wenn er auch nicht genannt wird, denn der Name wird allerdings in zarter Liebe und Scheu verschwiegen. Nur aus solcher Quelle konnte die durchgehende Geheimlehre von der Herrschaft des Geistes über Leib und Seele, das Mysterium von der Entsagung, Selbstbeschränkung, Selbstverläugnung entspringen, woran die höchste Blüthe des Heidenthums in der Braut von Korinth, und in der Helena zur Verzweiflung kommt, und zu Grunde gehet, während sich aus der Asche das Christenthum erhebt und zur Freu-

digkeit des Sieges hindurch dringt. Darum sehen wir in den Wahlverwandtschaften das helle Gesetz des Geistes an dem blinden Naturgeiste, die Heiligkeit der Ehe am Gegentheile hervortreten, und in der natürlichen Tochter die Ehe über Stand und Neigung, dem Kreuze und gemeinschaftlichen Leiden zu Ehren, den Sieg davon tragen. Darum wird in den Wahlverwandtschaften wie in Werthers Leiden das Naturleben so reizend und verführerisch, an so glücklich begabten Personen, — in seinem Ausgange zum Verderben geschildert, damit das Uebernatürliche den Sieg gewinne. Die Sünde bestehet hier bloß in dem Gedanken, welcher sie leidet und hegt: aber sie führt doch zum Verderben. Auf die Sünde folgt ihr Sold, nämlich der Tod: mit dem im Gedanken verletzten Gesetze sehen wir Leben und Lebensglück zusammenbrechen: unter einer Leidenschaft müssen zur Buße und Läuterung so viele schöne Gaben des Geistes und Herzens zu Grunde gehen. Das ist das Gericht Gottes, wenn auch nicht das letzte. Aber uns ist das Alles noch nicht hart genug, während Dante, der strenge, ernste fromme Sittenrichter, bei dem Leiden Franzesko's und Paolo's, welches auf unberente Schuld folgt, in Ohnmacht sinkt. Wiederum sehen wir in den Lehr- und Wanderjahren nach langen Umwegen das nußbraune Mädchen aus dem Schooße einer pietistischen Erziehung deren Inhalt als das endliche Resultat aller Lebensweisheit retten und bewahren. Am Ende der eignen Laufbahn des Dichters sehen wir auch Faust's Irrwege zum Ende gelangen, und alle Sünde gesühnt, das Verlorene wiedergefunden, oder we-

nigstens zum Ergreifen wieder näher gebracht. Es ist wohl zu merken, daß in dieser großen Dichtung nur die leise Hoffnung, ob etwa der Sünder noch über dieses Leben hinaus errettbar sey, ausgesprochen ist. Auch an Faust ist mehr die Errettbarkeit der unermeßlichen Gnade Gottes in Christo und seiner Freiheit, zuzugreifen, offen gelassen, als daß die völlige Rettung dargestellt sey. Und wer die in Zerknirschung sich äußernde Buße vermißt, der frage sich wohl, ob sich die Buße und der Glaube nicht auch auf eine ungewöhnliche Weise erweisen und, statt in dem rückwärtssehenden Schmerze, gelegentlich in dem vorwärts dringenden Streben Luft bekommen könne. Aber wehe dem, der in solcher Lehre ein Ruhekissen für die Sünde findet! Wir müssen den Dichter selbst beklagen, wenn ihm hierunter zuweilen etwas Menschliches begegnet seyn sollte. Das ist aber nicht zu beklagen, sondern anzuerkennen, daß er sich in der wirklichen Welt bewegt, daß er sich auch in der Welt der Sünde ergehet, weil er dazu gehört, weil sie nach oben weiset.

Hier kommen Sie gerade auf den Punkt, versetzte Gregorius, wo ihn der geistliche Sänger angreift: Göthe bewegt sich nur allzugern in dieser Welt der Sünde, welche er mit den reizendsten Farben an unsern Augen vorüberführt. Ist das die Weise des Christen?

Wo liegt die Wahrheit? nicht im Kreis der Menge,
Die träumend sich nach eiteln Schemen kehrt;
Im Haus der Sünde wird es ihr zu enge,
Daß stumm und zürnend sie vorüberfährt.

ganz einfach daher, daß er selbst ein Sünder ist. Er zeigt uns den Sünder, wie er ist, auch in seiner Liebenswürdigkeit, denn in jedem Sünder ist noch etwas Anderes, als Sünde, und das ist es, wodurch er eben so liebenswürdig wird. Hierauf beruhet ja die Lehre von der Toleranz, welche Göthe Zeit seines Lebens gepredigt hat, hierauf gründet sich die Hoffnung, daß am Ende durch Christum Allen werde geholfen werden, die Hoffnung, womit der Dichter zuerst in die Schranken seiner langen Lebenslaufbahn eingetreten ist.

Dagegen wird Niemand behaupten, daß er die Sünde selbst in lüsternen Bildern und mit subjectivem Wohlgefallen uns nahe bringe: sie endet ja immer mit Verderben. Was uns daran ergötzen mag, ist nicht die Sünde, sondern das Gute, was sich im wunderlichsten Widerspruche mit ihr vermischt, was sie verkehrt und doch noch durchschimmern läßt. Liegt doch allem Bösen und Verkehrten ein wahres, gesundes Lebensverhältniß zum Grunde! —

Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Vorwürfen der Sattheit, des Stolzes und der Ueberhebung: mit dem Aufrücken bedauernswerther Fehltritte, mit der Anklage eines irdischen Sinnes, welcher die sinnliche Natur vergöttere und nichts über ihr anerkenne. Hat er nicht immerfort gestrebt, nie geschlossen, oft gerundet? Hat ihn nicht die Sehnsucht nach der Wahrheit, der Durst nach weiterer Entwicklung unablässig begleitet? Es gehört gewiß eine große Portion stürmischer Schwindelei und trau-

riger Befangenheit dazu, die gleichmäßige Geduld seines Strebens für vornehme Sattheit zu erklären.

So hat er selbst an der titanischen Vermessenheit des Prometheus, an dem überspanntesten Uebermuthe des Erdenwurms die Stellung, welche dem Menschen ziemt, und hiermit seine Würde und seine Niedrigkeit dargestellt, und Demuth gepredigt. Nur Wahnsinn kann meinen, daß im Prometheus das Ideal eines Menschen hat dargestellt werden sollen: nur die Schwachheit kann verlangen, daß Göthe in derselben Form, welche seinem theuern Stilling eignete, seine Demuth, seine Beugung, sein gebrochenes Herz aussprechen soll.

Und wenn ihr ihm Italien mit seinen Goldorangen, und Rom, und immer wieder Rom und Venedig vorwerfet, warum übersehet ihr denn in den Briefen aus Rom die offenen, liebenswürdigen Bekenntnisse seiner moralischen Gebrechlichkeit, seine Reue und Klage, seine rührenden Wünsche reiner und geläuterter nach Hause zurück zu kommen? Habt Ihr denn nur Augen für seine Fehler und Schwächen, nicht einmal Augen für sein Verhalten im Straucheln, noch weniger für sein Aufersiehen? Cäsar stehet nicht allein anders, er fällt auch anders, als ein Sklave.

Wenn Salomo schreibt und wiederholet: Es ist Alles ganz eitel, so wird geklagt, daß es Göthe nicht auch gesagt, wiewohl er über die Vanitas vanitatum im losesten Muthwillen ein unvergleichlich tiefes Lied hat hören lassen, nur daß es wegen seiner Vieldeutigkeit und

Tiefe nicht gefaßt oder gemißdeutet zu werden pflegt. Und warum wird es uns so schwer, das kleine Gedicht zu fassen, in welchem der Dichter Angesichts aller Nichtigkeit zu der heitersten Herrschaft darüber sich erhebt? Es schauert und graut uns, in die grundlosen Tiefen des Nichts herabzusteigen, weil es uns nur Nichts ist, während der Dichter im Nichts den Anfang und das Werden erkennet. Aber wer sich nicht als Nichts erkennen lernt, der lernt auch nicht die Menschenwürde erkennen, die von Gott kommt, der Alles ist und selbst Mensch geworden ist, um sich den Menschen mitzutheilen. Und wer wieder in Allem nur Eitelkeit und Nichtigkeit findet, wer vor lauter Ueberschwenglichkeit die ewige Idee in der sinnlichen Erscheinung nicht zu erkennen vermag, der findet auch über derselben nur ein kümmerliches Schattenbild davon. Wenn es gleichwohl darauf ankommt, über Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt zu klagen, so sind auch Anakreon und Horaz religiöser, als Göthe: von Pindar und Sophokles ist es ohnehin gesagt. Ja, nach diesem Maasstabe sind Anakreon und Horaz auch noch religiöser, als Salomo, sie sprechen noch viel mehr von der Hinfälligkeit alles Irdischen. Aber ich fürchte, daß hier nicht bloß unser Göthe, sondern ein viel Größerer, nämlich Salomo selbst, mißverstanden werde. Salomo sagt: es ist Alles ganz eitel, nur ein Hauch des Geistes, aber die Erde bleibt ewig; er setzet hinzu: es ist nichts neu, denn was kommt ist schon gewesen; es vergehet Alles, es verändert die Form; darum vergehet nichts, denn was vergehet, das kommt wieder, der Staub gehet zur Erde, und die

Erde bleibt ewiglich, und der Geist gehet zu Gott, der ihn gegeben hat, und was Gott thut und giebt, das stehet da. Summa, er predigt von der Verjüngung des Alten, von dem ewigen Wechsel im Werden, von dem Bestande im Wechsel, und unser deutscher Dichter hat ihm mehr, als ein Lied darüber nachgesungen, ein Lied über die Dauer im Wandel, ein Lied über die Ruhe im Grabe. Es ist wahr, es hat unserm Dichter allerliebst auf der lieben Erde gefallen, und er hat es auch bekannt, daß er sich nicht wie sein Freund Werther freventlich hinweg begeben werde, aber Salomo sagt auch: die Erde ist ewig.

Ihr lieben Gegner Eures großen deutschen Dichters, ich schließe die besten von Euch ein, diejenigen, welche Glauben halten, Ihr, die ihr euern christlichen Glauben durch ihn gefährdet fürchtet, ihr tadelt wohl auch dieses an ihm, als wenn er manchen Bibelspruch bald mißgedeutet, bald leichtfertig angewendet, oder verkehrt, oder dem Mephistopheles in den Mund gelegt hätte. Ihr bedenkt nicht, daß wirklich mancher Mephistopheles das Wort Gottes im Munde führt und verkehrt, Ihr bedenkt nicht, daß auch dießfalls mancher Anstoß durch nähere Verständigung über Sinn und Zusammenhang verschwinden würde, aber hütet Euch doch wenigstens selbst, und sehet Euch wohl vor, daß Ihr nicht selbst ein und das andere Bibelwort falsch versteht, und leset den Prediger Salomonis noch einmal, wenn er von der Eitelkeit der Welt redet; er schreibt auch: „Sey nicht allzu gerecht und sey nicht allzu weise.“ — Und hier sind wir wirklich an der

rechten Quelle angekommen: aus dieser Quelle müssen wir alle schöpfen, und Göthe hat es auch nicht unterlassen, die Bibel erklärt er als die Grundlage seiner gesammten Bildung. —

Es könnte befremden, daß Sie nicht auch an die schöne Seele appelliren, sagte Gregorius, denn in ihr hat ja Ihr Dichterkönig dem christlichen Glaubensleben ein Ehren-Denkmal, aber auch — einen Grabstein setzen wollen; und darum kann ich mir wohl denken, warum Sie sich auf dieses zweideutige Monument nicht beziehen wollen. Es ist zu unverkennbar, daß dieser frommen christgläubigen Tante die thätige Nichte vorgezogen wird, an welcher nichts als pure Tugend, aber von der Liebe zu Gott, von einer Anhänglichkeit an das unsichtbare Wesen keine Spur zu merken ist: nur zu deutlich wird dem Glauben und Beten das eigne Wirken und Arbeiten vorgezogen. Darum konnte auch der werthe geistliche Sänger singen und fragen:

Die schöne Seele wußt' um seinen Seegen:
Dein schöner Geist, gewann er auch den Port?

Es ist allerdings nicht zu verkennen, erwiederte Brandenstein, daß Göthe in der schönen Seele nicht die höchste Vollendung des christlichen Glaubenslebens gefunden und dargestellt hat. Aber die Wahrheit des Inhalts hat er auch in dieser Entwicklungsstufe anerkannt und dargestellt, ja, was noch mehr ist, selbst erlebt. Ohne innere Erfahrung, ohne eigene Theilnahme hätte er diese Gemüthsstellung nicht so zeichnen können, wie er sie geschildert

hat. Wohl mögen in dem Bilde einige Züge verfehlt seyn: im Ganzen ist es getroffen, das Bild ist um so lebendiger, als diese Erscheinung zum großen Theile von der Sprache entkleidet ist, in der es sich leicht äußerlich kenntlich machen und täuschend nachmalen läßt. Eine solche äußere Treue, welche ein gewöhnliches Bild dieser Art bezeichnen könnte, scheint der Dichter als das Unwesentliche, absichtlich vermieden zu haben: es war ihm ein wirklicher Ernst, das Innere, das Wesen dieser geistlichen Richtung in ihrer Unabhängigkeit von der äußern Zuthat darzustellen. So vermied die zarte Hand des Malers mit schonender Vorsicht jeden Zug, der am Aeußerlichen hängen bleibt und darüber das Wesentliche verwischt, der nach Befinden zur Karrikatur hätte umschlagen können.

In dieser Darstellung zeigt sich aber die christliche Frömmigkeit nicht allein in ihrer Unabhängigkeit von einer stereotypischen Sprache, — wodurch sie lebenvoller und eigenthümlicher wird, — sondern auch in der Befreiung von manchen andern unwesentlichen Einseitigkeiten. Wir finden nichts oder nicht viel von der einseitigen Erhebung eines einzelnen Moments der Wahrheit über die anderen; und so geschieht es, daß diese schöne Individualität zu einer reineren Harmonie sich erhebt, ohne jedoch der Sphäre entrückt zu werden, welche in ihrer Wesentlichkeit dargestellt werden sollte, wiewohl sie auf der Gränze zu weiterer Entwicklung steht. Indem aber alle nicht nothwendig damit verbundenen Mängel abgestreift sind, zeigt sich das wesentlich Unvollkommene dieser Sphäre, die sub-

jective Beſchaulichkeit und Innerlichkeit, welche nicht aus ſich hervorkommt, und nur in ſich hinein, aber nicht aus ſich heraus zu leben verſteht, eine ungeſunde Abſonderung von der Welt, zu welcher jedes Individuum als Glied gehört, eine individuelle Stellung, welche wenigſtens nicht für alle Chriſten iſt, daneben ein übernatürlicher Umgang mit Gott, welcher nie recht zur Natur werden will, ſo daß die Hingabe an Ihn ſich ihrer ſtets bewußt bleibt. Darüber bleibt ſie zwiſchen Oben und Unten ſchweben, weil ſie unten nichts findet, und doch nicht ganz davon loskommen kann, aber auch eben ſo wenig oben ausdauern kann. Nur in dieſer Beziehung verdient Natalie, wie Lothario behauptet, den Ehrennamen einer ſchönen Seele noch mehr, als die edle Tante: Natalie iſt auf derſelben Grundlage zu weiterer Entwicklung und Durchbildung gelangt, das Uebernatürliche iſt ihr zur Natur, und der Glaube zur Thätigkeit geworden, ſo daß ſie keine Art von Liebe, keine Anhänglichkeit an ein ſichtbares oder unſichtbares Weſen ſich merken ließ. Aber ſie ſcheint damit wieder nur zu viel und mit der Schaale auch etwas vom Kern abgeſtreift zu haben, wie wir an der Lebensführung des nußbraunen Mädchens abnehmen können: Natalie iſt ohne Zweifel noch nicht am Ende ihrer geiſtigen Entwicklung.

Am Ende bleibt es zwar auch dabei, daß das Menſchenleben amphibiſch iſt, aber darum braucht es nicht unſtät und unruhig hin und her zu ſchwanken: andererſeits darf es ſich auch nicht in dem niederen Elemente verfeſten: dagegen kommt es ohne Gefahr eines Stille-

ſtandes in's Gleichgewicht, wenn gegen das Uebergewicht, welches dem Himmels-Pole zukommt, dem Erden-Pole ſeine derzeitige Geltung angerechnet und mit in die Waagſchale gelegt wird.

Sie halten ſich ſehr im Allgemeinen, verſetzte Gregorius, Sie äußern auch gute, chriſtliche Hoffnungen zu Natalien, deren Handelsweiſe nach meiner bisherigen Anſicht in eigenen Werken beſtehet und aller realen Grundlage entbehrt. Aber laſſen Sie uns doch bei der ſchönen Seele ſtehen bleiben. Es ſei Ihnen unbedingt zugegeben, daß ſie dem Herrn in Schwachheit dient, daß noch Vieles an ihr mangelt. Aber worin beſteht denn eigentlich der ewige Inhalt dieſer Erſcheinung, die bleibende Wahrheit dieſer Entwicklungsſtufe? wo findet ſich der Mittelpunkt, in welchem der Verfaſſer dieſer Bekenntniſſe den ewigen Kern des Chriſtenthums anerkennt?

Zunächſt müſſen wir wohl, antwortete Brandenſtein, den allmähligen, ſtetigen Fortgang, die Stufenfolge der Entwicklung beachten, wodurch die ſchöne Seele zu der ihr gemäßen Ausbildung, zur Erreichung ihrer allgemeinen und individuellen Beſtimmung gelangt. Der Anfang iſt ein harmloſer, unſchuldiger Glaube an das überſinnliche Weſen, ein Rapport zu dem Unſichtbaren, welcher durch frühzeitige Krankheit geweckt nach einem vertrauten Umgange mit Gott ſtrebt, und durch das Gebet dazu gelangt. Hierin beſteht die wahre Freude ihrer Seele, hieraus ſchöpft ſie Nahrung für ihren Geiſt, Alles Andere iſt nicht für ſie. Dieſer Umgang wird ge-

ſtört, ſobald das Herz zwiſchen Gott und Welt ſich theilt, er wird ganz unterbrochen, wenn die Welt den Sieg gewinnt, aber auch durch Hingabe wieder hergeſtellt, und nach zeitweiſen Unterbrechungen immer wieder gefördert: er gewinnt zugleich immer mehr an Inhalt und Beſtimmtheit, ſowohl aus der Bibel, als aus der Erfahrung. Aber das eigentliche Geheimniß der chriſtlichen Offenbarung war damit noch nicht erſchloſſen, es war immer noch eine äußere „Bibel-Wahrheit, daß das Blut Jeſu Chriſti uns von allen Sünden reinige.“ Sie für wahr halten, galt der lieben Seele lange für Glauben: aber weiter meinte ſie davon nichts zu haben. Aber ſpäter entdeckt ſie, erſt an Anderen, dann an ſich ſelbſt, die Sünde im Herzen, welche auch ohne That da iſt, das Ungeheuer, das in jedem menſchlichen Buſen ſchläft und nur durch eine höhere Kraft überwunden werden kann. Nun fühlt ſie das Bedürfniß der Entſündigung: nun tritt ihr jene Bibellehre als Antwort entgegen, aber ſie bemerkt nun auch, daß ſie dieſen ſo oft wiederholten Bibelſpruch noch nie verſtanden habe. Doch wir können ſie ja ſelbſt weiter hören. Es war das Geheimniß der Erlöſung und Verſöhnung durch Chriſti Tod am Kreuze, wozu ſie die Erklärung ſuchte:

„Die Fragen: was heißt das? wie ſoll das zuge-
„hen? arbeiteten Tag und Nacht in mir ſich durch, end-
„lich glaubte ich bei einem Schimmer zu ſehen, daß das,
„was ich ſuchte, in der Menſchwerdung des ewi-
„gen Wortes, durch das Alles und auch wir erſchaf-

„sen sind, zu suchen sey. Daß der Uranfängliche sich in „die Tiefen, in denen wir stecken, die er durchschaut und „umfaßt, einstwals als Bewohner begeben habe, durch „unser Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Em„pfängniß und Geburt bis zu dem Grabe durchgegangen „sey, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu „den lichten Höhen aufgestiegen, wo wir wohnen sollten, „um glücklich zu seyn: das ward mir wie in einer däm„mernden Ferne offenbaret." — —

„Wie können wir aber an dieser unschätzbaren Wohl„that Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet „die Schrift. Was ist denn Glauben? die Erzählung „einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das „helfen? ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zu„eignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein „eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zu„stand des Gemüths seyn."

„Nun Allmächtiger, so schenke mir Glauben, flehte „ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte „mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und ver„barg mein bethräntes Gesicht in meinen Händen. Hier „war ich in der Lage, in der man seyn muß, wenn „Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man sel„ten ist."

„Ja, wer nun schildern könnte, was ich da fühlte. „Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, „an dem Jesus einst erblaßte: ein Zug war es, ich

„kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, „wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten „geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel wesent„licher und wahrhafter ist, als wir meinen. So nahte „meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuze „Verstorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was „Glauben war.“ —

„Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte: „ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unter„scheiden.“ — —

„Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, „daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt „gewesen: allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke em„pfunden. Ich hatte ihn niemals festhalten, nie zu eigen „behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Men„schenseele ein und das andere mal davon etwas empfun„den hat.“ —

Siehe, da ist der Kern des Christenthums: es ist die Wahrheit von der Erlösung der Menschen durch den Gottmenschen. Diese Wahrheit können wir uns nicht eher zueignen, bis wir an die Menschwerdung Gottes glauben. So gewiß die Sünde in der verschuldeten Entfernung von Gott besteht, so gewiß besteht die Entsündigung in der Gemeinschaft des Menschen mit Gott, welche nur durch die in der Menschwerdung des Wortes realisirte Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen bewirkt werden kann. Wie könnte sich der Mensch das Mittler-Verdienst Christi zueignen, wenn

nicht in Christo Gott Mensch geworden, und dadurch sich uns zugeeignet hätte? Gott stieg in das Elend der Menschen leibhaftig herab, auf daß die Menschen in die Herrlichkeit Gottes heraufsteigen können. Er erniedrigte sich zur Gemeinschaft mit uns, um uns zur Gemeinschaft mit sich zu erheben. Siehe, das ist nach Göthe der Kern des Christenthums: hierin liegt für den Menschen die Bedingung zur Aneignung göttlicher Gnade.

Gregorius säumte nicht zu wiederholen, was schon so oft gesagt worden ist. Vergessen Sie nur nicht, sagte er, daß wir die Bekenntnisse der schönen Seele vor uns haben: es ist ja nicht Göthe, welcher spricht. Aber ich gebe auch zu, daß er in diesen Ansichten eine gewisse Wahrheit, in der schönen Seele diesen eigenthümlichen Zug, diese besondere Bestimmung, und in jeder Bestimmung eines jeden Individuums eine anzuerkennende Stellung zum Universum beherzigt. Worin findet er aber seine Stellung?

Seine Stellung zum Universum, erwiederte Brandenstein, hat allerdings mehr mit der Welt zu thun, in der er mehr findet, als Andere. Aber alle diese unterschiedenen Stellungen und Verhältnisse ruhen auf Einem gemeinsamen Grunde und dieser Grund ist kein anderer als die Offenbarung Gottes an die Menschen von der Wiederherstellung der Gemeinschaft, in welcher alle Wesen ihre Bestimmung, ihren Beruf und ihren Frieden finden. Zu diesem selig machenden Glauben bekennet sich auch Göthe: denn wer so weit in das Geheimniß der Mensch-

zu verschwören. Darum ist nichts zu thun, als zum Lesen, zu wiederholter, eigner Prüfung einzuladen; aber es gehört noch eins dazu, nehmlich so viel Selbstverläugnung, um nach Befinden vorgefaßte Meinungen aufgeben, einmal ausgesprochene Urtheile widerrufen zu können.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß bei glänzenden Vorzügen die Schwachheiten und Gebrechen, bei großen Gaben die großen Mängel desto greller hervortreten, und mit dem größeren Pfunde, mit dem höheren und weiteren Berufe auch die Versuchungen sich mehren. Wer, obwohl selbst voller Gebrechen, mit dem angefeindeten Dichter wegen einzelner Flecken in's Gericht gehen wollte, der könnte sich allerdings als advocatus diaboli hervorthun, aber wir brauchen keinen solchen Ankläger, denn dergleichen Advocaten werden hauptsächlich zu Kanonisationen herbei gezogen, und da thut es freilich Noth, daß der Mensch in sich und in Anderen seines Schlages der Gebrechlichkeit sich bewußt werde, damit er den Menschen nicht vergöttere: aber darauf ist es hier nicht abgesehen, wir sollen nicht heilig sprechen, wie wir nicht verdammen sollen. Der Advocat könnte übrigens wohl ein großes Sündenregister aus 83 Jahren zusammen lesen, aber wird es auch die Exkommunikation begründen, welche so Viele über ihn aussprechen, die sich selbst richten sollten?

Es sind ja auch nicht sowohl einzelne Sünden, die ihm aufgerückt werden, bemerkte Gregorius, sondern das ist die Hauptklage, daß es ihm am Sündenschmerze, an

dem Glauben, der die Sünde tilgt und das Leben heiligt, an dem Ernste der Tugend gefehlt habe.

Sagen Sie es nur offen heraus, fiel Brandenstein ein, sein ganzes Leben wird als ein Sündenleben im Unglauben, als ein düsterer Sündenschlaf mit wenigen Momenten eines vorübergehenden Dämmerscheins, als ein schwerer Traum angesehen, in dem man sich dann und wann einmal regt, als würde man erwachen, aber ohne wirklich aufzuwachen. Und was bleibt dann auch weiter übrig, wenn das Licht des Offenbarungsglaubens fehlt, und die Weckstimme des innern Sittenrichters verstummt oder nicht zum Worte kommen kann?

Und zum Beweise führt der geistliche Dichter an, daß der weltlich gesinnte Heide weder zu Weihnachten, noch zu Ostern, noch zu Himmelfahrt und Pfingsten in die Kirche gegangen sey. — Es ist fern von mir, daß ich diese Unterlassung, diesen unkirchlichen Separatismus beschönigen, oder mit der übergroßen Aufgabe seines Lebens bemänteln, oder mit dem Zustande dieser oder jener Kirche entschuldigen wollte, denn es ist aus jeder Kirche viel Gutes mit nach Hause zu nehmen. Damit ist aber nur bewiesen, was keines Beweises bedarf, daß wir mit keinem Heiligen zu thun haben, daß unser großer Dichter noch viel besser hätte seyn können, und noch viel inniger von dem christlichen Glauben sich hätte durchdringen lassen sollen und können. Oder ich frage Euch, als die Ankläger, auf's Gewissen, was wohl dabei herauskommen kann, wenn man nicht bei sich, sondern hauptsächlich bei

seinem Nächsten, statt nach dem Guten, was er gethan, nach dem Guten, was er unterlassen hat, inquisitorisch nachfragt und nachspürt. Der Verstorbene hat allerdings nicht allein den äußern Gottesdienst, sondern vieles andere Gute und Löbliche unterlassen, wiewohl ich dreist der niedrig widrigen Verläumdung widerspreche, welche sich in den Versen Luft macht:

Und wenn Ihn dort der Cherubinen Lippen,
Wenn Ihn der Kirche Psalmen hier erhöh'n,
Wenn Ihn von Bergen, Inseln, Seen und Klippen,
Von Meer und Land geweihte Stimmen seh'n,
Dann sehn wir Dich mit frost'ger Miene schnippen,
Bei Seinem Volke wolltest Du nicht steh'n.

Ja, es empört mich tief, ich kann es nicht bergen, es entrüstet mich im Innersten, daß der geistbegabte, geistliche Dichter solcher Klätscherei sein Ohr und seine Stimme leiht, daß er sich zu einer so widrig witzig schneidenden Antithese anstrengt, um ein lügenhaftes Gesicht wieder zu geben. Wer sind denn die, welche ihn so frostig haben schnippen sehen? Und worüber mag er denn geschnippt haben, über die Andacht, die sich zu Gott erhebt, oder über irgend Etwas, was sich darum und daran hängt? Galt's dem Zöllner oder dem Pharisäer, welche beide im Tempel ihre Andacht verrichteten? Aber vielleicht war ihm irgend einmal auch die wahre Gottesverehrung in fremder Sprache zur ungelegenen Stunde unbequem? vielleicht hat er dann und wann fromme Bestrebungen mißverstanden und so unrichtig gerichtet, wie

er nun wieder gerichtet wird? Wohl möglich! aber was folgt daraus?

Es folgt eben nur dieses, daß er große Versuchungen zu bestehen gehabt, und vielen unterlegen ist; wenn sein Ankläger außer dem unterlassenen Kirchenbesuche, außer seiner Lauigkeit gegen die heilige Missionssache, alle Unterlassungen, Alles, was Göthe hätte thun können, thun sollen, und nicht gethan hat, nach der Reihe einzeln aufzählen wollte, so würden gewiß noch viel mehr Stanzen nöthig seyn, als Arioſto und Taſſo zuſammen geſchrieben haben. Bei welchem Chriſten gilt nicht daſſelbe? Nach Zinzendorf bezieht ſich die fünfte Bitte hauptſächlich auf das, was wir ſchuldig geblieben ſind, was wir unterlaſſen haben, auf Erlaß der Schulden, die wir nicht bezahlt haben.

Doch der geiſtliche Dichter fühlte ſich vielleicht in ſeinem Gewiſſen gedrungen, zu Abwehr einſeitiger Verehrung und Vergötterung gerade an einem großen Manne ſolche Schwächen und Schulden nachzuweiſen. Aber durfte er daraus auf Kälte gegen Religion und Miſſion ſchließen? Wenn er die äußeren Früchte des Glaubens, und insbeſondere Theilnahme an den Angelegenheiten der Religion vermißt, warum vergißt er die Empfänglichkeit des Verſtorbenen für die Beſtrebungen des denkenden und des thätigen Glaubens? ſeine Aufmerkſamkeit auf die tiefchriſtliche Richtung eines Daub: ſeinen Verkehr mit dem Doctor Knapp in Halle über das Miſ-

sinnesweſen, und ſeine religiös-ſittliche Theilnahme daran? *) —

Und wenn er auch niemals ſeinen Glauben nach dem A B C hergeſagt hat, wer dürfte ihn darum des Unglaubens beſchuldigen? Und wenn er auch mehr als einmal in der Lehre und im Leben Anſtoß gegeben hätte, wer dürfte ihm darum den ſeligen Glauben an Gott in Chriſto, allen ſittlichen Eifer, allen Sündenſchmerz, alle Sündenerkenntniß abſprechen?

Und wer ſchildert, ich frage noch einmal, wer ſchildert die Sünde kräftiger, als der Dichter, der auch dießfalls ſchon in den Mitſchuldigen ſich bibliſch hat vernehmen laſſen? Iſt es nicht der Sündenſchmerz, an dem Gretchen und Ottilie ſterben, wenn auch nach ihrem Tode jene als Büßerin zu Gnaden angenommen, und dieſe gleich vielen Mitſchweſtern von der ſtaunenden Menge als Heilige verehrt wird?

Oder woher kommt dem Dichter die Ruhe der Seele und der Friede des Lebens bei aller Unruhe des Herzens, bei allem Elende der Welt, woher anders, als aus dem Glauben an die Erlöſung, Verſöhnung und Wiederbringung, in welcher ſich auch Fauſt's Ende verklärt, die ſchöne Lilie aus der Verzauberung erwacht, und das Kind mit dem Löwen ſpielt?

Aber wer traut vollends dieſem Weltmenſchen, dieſem Lebemann, eine Uebung in der Selbſtverläugnung,

*) Göthe's Werke, letzter Band. XXXI, 265.

im Entbehren und in der Entsagung zu? Und doch liegt eben hierin der Grundstein seiner sittlichen Höhe, die Manche Kälte nennen. Es ist auch wohl auf ihn die Erfahrung angewendet worden, daß es auf Bergen kalt sey: es ist nur hinzuzusetzen, daß es uns auch auf dem Vesuv und Aetna äußerlich kalt anwehet. Aber er ist auch darin ein Held, daß er, obwohl oft mit großer Mühe, der Herr seiner Empfindungen bleibt. Und wie der Dichter nach Horaz sich schweigend offenbart, so ist es auch die Art der Sittlichkeit, sich nicht selbst zu nennen und zu loben, darum bleibt sie denen unverständlich, welche an die Tugend nicht glauben, wenn sie sich nicht in salbungsvollen Redensarten verkündigt: Anderen verräth sie sich eben schweigend. Unsern Dichter könnte aber schon der einzige unvergleichliche Hymnus: „Edel sey der Mensch, hülfreich und gut ꝛc." auch in sittlicher Beziehung rechtfertigen, und der Sinn dieses Liedes ziehet sich für die, welche ihn verfolgen können, wie ein Goldfaden, durch alle seine Werke, durch die, welche wir Schwarz auf Weiß vor uns haben, und durch die, welche nicht geschrieben sind, welche sein Leben bilden. Darüber berufe ich mich zu äußerlicher Autorität auf Falks, auf Müllers Mittheilungen über den Verstorbenen, oder auch auf Ausländer. Deutsche können ihren Dichter aus Soret's denkwürdiger Denkschrift, und aus den Charakterzügen, welche Sarah Austin gesammelt hat, auch als Menschen näher kennen, ehren, lieben lernen. —

Aber, bei Vielen seiner Leser thäte es Noth, daß er zu allen einzelnen Lebensverhältnissen, welche er schildert,

seine Billigung und Mißbilligung, und andere moralische Nutzanwendungen unumwunden hinzugefügt, daß er seinen Schildereien und Bildern Auf-, In-, Ueber- und Unterschriften angehangen, und die einzelnen Personen mit Zeddeln, welche ihnen zum Munde heraussähen, deutlich versehen, und markirt hätte. Und doch würde auch das nicht ausgereicht haben, denn der Dichter hat es wirklich hinterdrein an solchen authentischen Selbsterläuterungen über Werthers Leiden, über die Wahlverwandtschaften und andere Aergernisse nicht fehlen lassen, und die Mißverständnisse über Sinn und Tendenz sind doch nach wie vor geblieben.

So pflegen auch diejenigen, welche meinem Helden die Sittlichkeit absprechen, folgerichtiger Weise auch die höhere, geistige Liebe an ihm zu vermissen. Aber ich bitte Euch, wenn Ihr's mit Händen greifen wollt, leset doch wenigstens die Elegie in der Trilogie der Leidenschaft, leset, was er dort von der reinen Liebe und von dem Verhältnisse dieser Liebe zu dem Frieden, den Gott giebt, und zu dem frommen Glauben, der in der Hingabe des Herzens an Gott besteht, in den zartesten Tönen seines Saitenspieles singet und klaget. Aber was hilft das Lesen und Hören, ohne Augen und Ohren, und was helfen Augen und Ohren, wenn der Wille fehlt? — —

Hier endete Brandenstein, sein Enthusiasmus für seinen Dichter, sein Eifer gegen dessen Widersacher hatte sein Recht gehabt. Dorothea drückte ihm die Hand, sie war mitten im Gespräche herzugetreten. Aber ihre Schwä-

gerin, welche sie begleitete, schlug sich unbedenklich auf Knapps Seite. Doch streiten mag ich darüber nicht, setzte sie hinzu, und am wenigsten mit Männern, und mit meinem Herrn Bruder, dem Enthusiasten, vollends gar nicht. Nur so viel weiß ich, daß ich mir zu einem Spaziergange durch Wald und Flur, zu einem Ausfluge durch Natur und Menschenwelt keinen bessern Wegweiser wünschen könnte, als den jungen und den alten Wolfgang, und wie süß ist das Accompagnement seiner Lieder, wie lehrreich sein Umgang, wie liebenswürdig sein Verhalten! Aber in geistlichen Sachen, in den Angelegenheiten unseres Seelenheils, in Allem, was mir wie jeder Menschenseele das Wichtigste, das Heimlichste und Theuerste ist, da kann ich sein Geleite nicht brauchen. Und wenn er mir auch seinen Arm bieten wollte, wiewohl er zu solcher Seelsorge sich niemals besonders bereitwillig gezeigt hat, — du müßtest mir denn die Harzreise dafür anrechnen wollen, — aber gesetzt er verstände sich dazu, mir auch dazu seinen Arm zu bieten, ich müßte ihn dennoch höflichst ablehnen. Und zum Sterben — zum Sterben könnte ich ihn vollends gar nicht brauchen, denn dazu gehört mehr, als die Liebenswürdigkeit, die er manchmal äußert, und die Ruhe des Friedens, nach der er sich zuweilen sehnt.

Brandenstein lächelte: es war ja seine Schwester, die sich ihm mädchenhaft opponirte. Thue das nur, Emilie, wer wollte Dir's verdenken? in der Sterbestunde denke ich auch nicht gerade, wiewohl ich's nicht wissen

und nicht bestimmen kann, an Eduard und Ottilie zu denken, ob sie gleich für alle Zeiten einen Sittenspiegel, und nach des Dichters eigenen Bekenntnissen den Kommentar zu Matthäus V, 28. enthalten. So denke ich mich auch sterbend nicht mehr aus Göthe's Farbenlehre zu erbauen, wiewohl sie das treueste Naturbild zur Erklärung der heiligen Dreieinigkeit darstellt *), deren selige Anschauung mir alsdann bevorsteht. —

Doch ich kann auch das nicht bestimmen. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Aber ich will es zugeben: zu spezieller Seelsorge sind überhaupt seine Schriften nicht bestimmt. Außerdem gehe ich aber weiter mit ihm, als Du. Denn ich habe seine hohe reine Seele, seine ungeschminkte gesunde Sittlichkeit klar erkannt. Darum verdenke ich Dir's aber nicht, wenn Du spröder bist. Wenn ein Mädchen einem Jünglinge die Hand, einem Manne den Arm versagt, so ist damit kein Tadel, keine Anklage, keine Verdammung ausgesprochen, sondern nur eine zufällige, subjective Stellung, welche auf eine Idiosynkrasie hinausläuft.

Uebrigens möchte ich, sagte Dorothea, meine liebe Schwägerin, wenigstens daran erinnern, daß eine edle große Königin in den herben Tagen bittren Leidens, in den schweren Stunden des Schmerzes um Land und Leute, um viele, viele Menschen, in einer Zeit, wo aller irdischer Glanz vor der Noth des Lebens, vor der Ver-

*) Dante Parad. XXXIII.

gänglichkeit dieser Welt erbleichet, an einem Liede sich aufrichtete, welches wir ihm verdanken, und er hat es auch wieder Einem zu verdanken.

Die Töne sind so einfach, die Gedanken so bekannt und heimisch, als hätten wir sie schon sonst wo gehört.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Oder sage mir doch, meine liebe Emilie, wo die Gemüths-Verfassung, welche zum Gebete treibt, welche alles eigene Wählen und Wollen aufgiebt und Gott befiehlt und auf sein Zeichen wartet, treuer, lebendiger, ergreifender geschildert ist, als in der natürlichen Tochter? —

Ach, wenn wir doch nur die Augen aufthun wollten, so schloß Dorothea, indem ihr die Augen vor Wehmuth übergingen, ach! wenn wir doch nur die Augen aufthun wollten, die zum Aufthun bestimmt sind, wir könnten an jedem Menschen, auch an dem geringsten, wie an dem besten oder größten, Dreierlei erkennen: das Ebenbild Gottes, nach dem jeder Mensch erschaffen ist, die Entstellung des Menschen durch die Sünde, und den mehr oder minder verborgenen, mehr oder minder geförderten Keim zur Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes nach dem Bilde Christi.

Unterdessen war Gregorius auf- und abgegangen, er nahm nicht weiter Theil an der Unterhaltung, wenigstens nicht aktiv. Aber zuweilen schüttelte er den Kopf,

denn er war noch nicht überzeugt; wer trennt sich so leicht von lange gehegten und gepflegten, durch die äußerliche Erscheinung unterstützten, und in der allgemeinen Stimme begründeten Meinungen? aber er schwieg, denn er war auch auf der andern Seite in seiner Ansicht wankend. ja er war wenigstens geneigt worden, Theilweise nachzugeben, er wollte die Akten um so weniger zu einem Endurthel abschließen, als er noch immer auf einen billigen Vergleich hoffte.

Brandenstein schloß sich jetzt an ihn an, er schlang seinen Arm unter den seinigen: ich bin doch wieder in den Eifer gerathen, sagte er, an dem ich noch immer laborire. Ein Extrem fordert sogleich das andere heraus: eine Uebertreibung erzeugt die entgegengesetzte. Aber die Wahrheit selbst liegt über der Parteiung: das Gleichgewicht liegt in der Mitte oberhalb der Wagschaalen. —

Brandenstein hielt inne. Wenn ein Mensch in der Hitze ein und das andere Wort zu viel gesagt hat und nun entdeckt, daß seine Aeußerungen seinem Innern nicht entsprochen, daß er sich selbst vergessen und einen Andern verletzt haben könnte, — da schlägt das Herz in Doppelschlägen und möchte so gern das Geschehene wieder gut machen.

Verzeihen Sie mir, fuhr Brandenstein fort, wenn ich zu heftig gewesen bin: möge mir doch auch der theure Mann verzeihen, dessen Stanzen mich zu diesen Vindizien hingerissen haben. Glauben Sie auch nicht, daß ich darum das ganze Gedicht verkenne oder verwerfe: ich ehre

es als Ausdruck einer subjectiven und zugleich christlichen Gemüthsfassung: ja ich kann mich lebhaft hinein versetzen.

Brandenstein schlug vor, das ganze Lied in seinem Zusammenhange mit einander zu lesen: die Frauen stimmten ein und Gregorius fand darin einige Satisfaktion. Brandenstein las im Bewußtseyn der Schuld, die der Dichter bei ihm ausstehen hatte.

Als er vollendet hatte, reichte ihm der Doctor die Hand. Sie sind gegen einen entschiedenen Christen ungerecht gewesen, sagte er leise, um gegen einen unentschiedenern gerecht zu seyn. Sie haben namentlich nicht bedacht, daß der christliche Sänger nicht das Innere seines Mitsünders richtet, sondern dieses mit zarter Schonung und inniger Zuneigung in Frage stellt, während er das Aeußere, welches uns vor Augen liegt, nach dem in der Schrift gegebenen Maasstabe beurtheilt. Und wenn er hier im Irrthum seyn sollte, weil er etwa Einzelnes von seinem Innern trennt, aus seinem Zusammenhange reißt, und eben nur äußerlich ansieht, so würde es ihn selbst freuen, wenn er eines Andern belehrt werden könnte. Darum hätten Sie auch nicht über Worte mit ihm rechten sollen, wo Sie als Christ in der Sache mit ihm einverstanden sind. Aber Sie haben sich auch selbst dieser Einseitigkeit angeklagt, und jetzt haben Sie, durch die Vorlesung, Alles wieder gut gemacht, lieber Brandenstein, Sie haben ihrem Gegner genug-gethan, Abbitte gethan, jedem Worte sein Recht angethan, er hat meines Erachtens nichts mehr an Sie zu fordern.

Und über Göthe, sagte Brandenstein, lassen Sie uns nicht wieder streiten. Machen Sie es, wie meine Schwester Emilie, mit der wir Sie doch überall in einer solchen Uebereinstimmung finden, daß das geschärfteste Ohr nichts nachzustimmen findet. Es thut überhaupt nicht Noth, daß Jeder jeden Sterblichen ganz und vollständig kennen lernt, wenn er ihn nur nicht verurtheilt, ohne ihn zu kennen. So weiß ich auch recht wohl, daß Viele theure Seelen um ihres Glaubens willen von diesem und jenem Menschen sich lossagen; und diese Scheu, diese Resignation ist gewiß zu ehren. Es schadet nicht, es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß wir uns hienieden nicht alle kennen lernen können, aber Eins ist Noth, es ist die Erkenntniß des Herrn in seiner Offenbarung an die Menschen zu ihrer Erweckung, Erlösung, Erleuchtung und Heiligung. Für diese selige Erkenntniß Gottes in Christo ist oft, nach den verschiedenen Stufen und Standpunkten unserer geistigen Entwicklung, dasselbe störend und hinderlich, was unter verändertem Gesichtskreise zum geistlichen Wachsthume gereicht.

III.

Gott, Gemüth und Welt.

G. W. 1. H. II, 227—232.

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel sticht,
Ueberall soll gutes Wort ihn freuen.

* * *

Ohne Theologie, keine Psychologie, keine Kosmologie. Ohne das Wort Gottes ist weder Selbsterkenntniß, noch Weltanschauung möglich. Ohne geistliche Erleuchtung keine Aufklärung. Wenn aber der Himmel durch das Licht, wie Gott durch das Wort, offenbaret wird, so bekommt auch alles, was darunter liegt, wie der Planet von der Sonne, Licht und Wärme. Und ob wir auch durch einen mehr oder weniger dunkelen Spiegel sehen, so ist doch der Schlüssel gefunden zu allen Räthseln und Geheimnissen; und nirgends ist dem Forschen eine Gränze gesteckt.

I.

Am Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde, und in ſechs Tagen Alles, was darinnen und darauf iſt. Und Gott ſahe an Alles, was er gemacht hatte, und ſiehe da! es war ſehr gut. Jede Stunde iſt eine Fortſetzung dieſer Schöpfung.

II.

Was Gott thut, das iſt wohl gethan. Wer daran glaubt, der vertrauet Gott, der iſt von Gott ſelbſt wieder hergeſtellt, und ſchon hier wieder auferbauet zum ewigen Leben, er iſt auch dieſſeits in Gemeinſchaft mit ihm.

III.

Aber der unbedingten Hingabe an Gott widerſtrebt eine Stimme in unſerem Innern, die Stimme des Sanheribs zu Hiskia, die uns immerwährend zuflüſtert: Laß dich deinen Gott nicht betrügen, auf den du dich verläſſeſt. Und wirklich beſtätiget es ſich, daß Gott den Weiſen bethört, indem Er ihn ſeiner Thorheit überführt, und den Verſtändigen in Irrthum, nämlich aus dem unerkannten in den erkannten und bewußten, mithin recht eigentlich in Irrthum verſetzt, denn Er macht, daß wir uns ſelbſt in unſerm Irrthum erkennen, und deckt auf, das verborgen war. Er fähet die Liſtigen, und erniedriget den Hohen. Er ſtürzet den Unſchuldigen in Schuld, indem Er ihm die Unwiſſenheit ſeiner Schuld raubt, die wir Unſchuld nennen; ja Er iſt es, der den Sünder

schlägt, und um Alles, was ihm eigen ist, selbst um seine eigene Selbstheit bringt, und verkürzt; aber selig ist der Mensch, den Gott straft.

IV.

Gott ist Unser Vater, und Vater Unser, wir sind Kinder Gottes, und Gottes Kinder; es ist Alles eins, ob du Ihn zuerst oder zuletzt nennest, denn Er ist das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende. Aber wie du auch die ersten Worte stellest im Gebete des Herrn, bete nur im Namen dessen, der es zuerst gebetet, und in Erwägung des inhaltschweren und wundervollen Verhältnisses, welches jene zwei Anfangsworte bezeichnen und offenbaren. In diesem Verhältnisse und vor Ihm verschwindet aller Rang- und Wortstreit.

V.

Somit finde ich mich als ein Doppelwesen, als Geschöpf Gottes und als Naturkind, ja als ein Kind Gottes und als ein Weltkind. Als natürlichem Menschen ist mir das sinnliche Reich der unfreien Natur, als dem im Bade der Wiedergeburt neugebornen geistlichen Menschen das Reich der freien Gnaden gegeben, welches, durch das Wort Gottes offenbaret und von Glied auf Glied überliefert, mich läutert und reiniget. Während mich die irdische Natur verfestet, indem sie mich an sich und an mich selbst bindet, macht mich die überirdische Gnade von mir selbst frei.

VI.

War die Natur an sich und in ihrer reinsinnlichen Erscheinung ohne Gott, so wird sie nun verklärt, und durch die Gnade der übernatürlichen Offenbarung selbst zur Offenbarung. Nun finde ich Gott in der Natur, als den Herrn in Seinem Reiche, und Natur in Gott, denn Gott ist die Wirklichkeit und Wesenheit Selbst.

VII.

Aber ich finde nicht bloß außer mir, sondern auch in mir selbst eine Welt, und in dieser Welt Gott: Dieser Gott ist mein Gott, und derselbe Gott ist auch Schöpfer Himmels und der Erden, welchen der Mensch, als eine fremde Uebermacht, fürchtet, bis er Ihn, als seinen Herrn und Freund, als sein eigenstes Eigenthum, erkennen und lieben lernt. Der im Weltall waltet, wohnt auch in der engen Brust des Menschen. Die Möglichkeit, dieses Wunder zu erkennen, die Möglichkeit der Liebe neben der Furcht ist durch die Gnade Gottes und deren Erkenntniß vermittelt. Diese Erziehung des Menschengeschlechts wiederholt sich in jedem einzelnen Menschen; aber sie ist uns auch in der Geschichte Israels, und demnächst in der Geschichte aller Völker, im Ethnizismus, offenbaret. Gott hat kein Volk ganz verlassen.

VIII.

Ist nun Gott zeitlich und räumlich, innerlich und äußerlich nach Seinem Geiste und Wesen überall, so

forſche nicht weiter nach Seiner eigenſten Perſönlichkeit und beſonderen Beſchaffenheit, und frage nicht nach Gottes Zeit und Ort. Auf ſolche Fragen verſtummet die in alle Zeiten und Räume, in alle Leben und Geiſter, wie in eben ſo viel Götter vertheilte Gottheit. Die Götter antworten nicht, wenn du nach Gott fragſt. Halte dich an das Wort, in dem Er von Sich Selbſt zeuget: Ich bin, der Ich bin. Frage nicht, wie und wann und wo Er iſt, denn Er iſt das Wie und Wann und Wo Selbſt. Frage auch nicht nach dem Grunde des Grundes, denn Gott iſt das Warum Selbſt. Er iſt das Warum, und du biſt an das Weil gewieſen. Darum frage und zweifle nicht länger, ſondern thue; ſo wirſt du Ihn finden. Forſche nicht, ſondern handele, weil Er iſt. Das Wort werde That. Aller Glaube iſt nach ſeiner Natur praktiſch. In der lebendigen Thätigkeit des Glaubens löſen ſich alle Fragen, weil ſich alle Zweifel löſen.

IX.

Willſt du nun das Unendliche, als Gottes Wahrzeichen, erkennen, ſo kehre dich und wende dich im Endlichen nach allen Seiten, und du wirſt die in der Ferne geſuchte Unendlichkeit in nächſter Nähe, den im leeren Denken verflüchtigten Begriff Gottes in der Wirklichkeit, im Endlichen ſelbſt erkennen.

X.

Wenn du die Anschauung des Universums in dir aufzunehmen wünschest, so lerne auch in der kleinsten und unbedeutendsten Erscheinung das Universum, im Theile das Ganze erkennen.

XI.

Auch der Mensch ist eigentlich und ursprünglich gar nichts, als das Nichts, aus dem er geschaffen ist; er soll aber Alles werden. Das Senfkorn ist das Kleinste unter allen Saamen; wenn es aber erwächset, so ist es das Größeste unter allen Pflanzen, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen, und wohnen unter seinen Zweigen. So entwickelt sich aus dem Kleinsten, als aus Nichts, das Weltall, wenn es sich rührt und regt, bewegt und bethätigt.

XII.

Alles Leben und Regesein erfolgt durch Entzweiung und Scheidung. Gott sprach: Es werde eine Veste zwischen den Wassern. Da machte Gott die Veste, und schied das Wasser. Aus der Scheidung des Wassers, als des neutralen Elements, welches ist und auch nicht ist, erwächset alles Leben.

XIII.

Aus der Entfaltung folgt Gestaltung. Gott sprach: Es sammele sich das Wasser unter dem Himmel an son-

dere Oerter, daß man das Trockene sehe. Gott sprach wieder, und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume. Und Gott sprach: Es errege sich das Wasser mit webenden und lebenden Thieren. Und Gott schuf große Wallfische, und allerlei Thiere, das da lebet und webet und vom Wasser erregt ward, und allerlei gefiederte Gevögel, das auf Erden unter der Veste des Himmels fliege. Und wiederum schuf Gott auf der Erde selbst lebendige Thiere, Vieh und Gewürme.

XIV.

Wie aus dem Wasser, so entwickelt und entfaltet sich auch aus der Luft, wie aus dem Nichts, die Materie, aus dem klaren, durchsichtigen Aether dichte Masse, Stein und Metall. Aber wir brauchen uns nicht mit den leeren Begriffen von Nichts und Etwas herumzutreiben. Den handfestesten Beweis liefern die Aerolithen.

XV.

Die Kraft, die wir an diesem Beispiele in ihren Wirkungen wahrnehmen, ist das Feuer, welches die rohe Materie bildet und belebt, den schweren Erdkörper seines Gewichts entledigt, und hiermit entfesselt und verflüchtigt, das Sichtbare unsichtbar macht, und in die Höhe hebt, aus der Alles stammt.

XVI.

Aber wie der Körper hinauf steigt, so fällt er auch wieder zur Erde herab, denn nach der Schwere ist die

Erde ſeine Geburtsſtätte. Gleicherweiſe iſt auch der Menſch der Zucht des Naturgeſetzes, dem Herüber und Hinüber, dem Oben und Unten unterthan; einmal mit dem Elemente der Erde verbunden und verfeſtet, einmal im Elemente des Feuers aufgelöſet und verflüchtigt.

XVII.

Aber ob er auch die Elemente in ſich findet, ſo findet er doch nicht ſich in den Elementen. Und wenn die Vernunft alle Eingeweide der Dinge durchwühlt, und ihnen alle Adern öffnet, daß ſie ſich daraus entgegen ſpringen möge, ſo wird ſie doch nicht zu dieſem Glücke gelangen, in den Dingen ſich ſelbſt zu begegnen.

XVIII.

Faſſet uns die Natur, um ſie von dem Menſchen zu unterſcheiden, näher erfaſſen. Wir betrachten ſie, da ſie in jedem Theile ganz iſt, in einer ihrer einfachſten Erſcheinungen, in dem Urphänomene des Magnets. Was drückt nun dieſe Richtung der Nadel nach Norden aus? Offenbar die Richtung nach Außen. Und warum iſt die Nadel nach Außen gekehrt? Darum, iſt die Antwort, weil ſie kein Inneres hat, weil die Natur ſelbſt an ſich nur äußerlich iſt. Aber das Weſen des Menſchen iſt, Subjekt zu ſeyn; ihm iſt es gegeben, ſich ſelbſt zu finden, wenn er ſich in Gott findet. In der Natur treibt er nach Norden, wie jede Naturkraft; aber mittelſt der Gnade wendet er ſich nach Morgen, nicht als ſeine, ſondern als die Kraft Gottes.

XIX.

Mit dem Aeußerlichen, als der Aeußerung des Innern, ist sofort die Polarität gesetzt, welche die Schöpfung ewig jung und lebendig erhält. Die Polarität ist das Prinzip alles Daseyns und Lebens. Setze, daß die sich entgegengesetzten Pole sich vereinigen und berühren und neutralisiren, und sofort wird die Schöpfung stille stehen, das Werden aufhören, und die Ruhe des Todes, Absorbtion, eintreten.

XX.

Darum hat Alles, was in der Zeit lebt, und aus der Zeit hervorgegangen ist, dem Schöpfer zu danken, der die Pole auf ewig entzweit hat, denn ohne diesen polaren Dualismus ist die Zeit selbst nicht, ohne Zeit kein Leben.

XXI.

Der Magnet selbst, an dem wir zunächst das allgemeine Naturgesetz der Polarität entdeckt haben, ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen. Liebe und Haß ist nur ein anderer, höherer Ausdruck, um dieses Geheimniß zu erklären.

XXII.

Darum wiederholen ſich auch die Erſcheinungen des Magnets überall. Was eins und ſich ſelbſt gleich iſt, entzweit, entfernt, entäußert ſich, um zu ſeyn. Was du in dem Anderen ſuchſt, iſt nicht das, was eben die Entzweiung hervor gebracht hat, und beſtändig erhält, das ſich ſelbſt Gleiche, ſondern vielmehr das, was dir fehlt, das Ungleiche, Entgegengeſetzte. Findeſt du nun im Anderen nur das, was du haſt, ſo wirſt du dich gleich wieder entfernen.

XXIII.

Was aber entzweit iſt, ſucht ſich wieder, um ſich zu ergänzen. Ein Beiſpiel hierzu liefert die Geſchlechtsverſchiedenheit, die ſich ſchon im Kindesalter ausweiſet. Darum pflegen die Knaben lieber mit Mädchen als mit ihres Gleichen zu tanzen; und ſo kannſt du in jeder Kinderſtube, und auf jedem Spielplatze das Geſetz beſtätigt finden, daß die entgegengeſetzten Pole, als freundſchaftliche, ſich anziehen.

XXIV.

Die Bauern hingegen ſind kaum in der Schenke mit einander in Berührung gekommen, als ſie auch in Zänkerei und Schlägerei gerathen, weil ſie als ſich gleich in den Intereſſen kollidiren, und die Individualität gegen einander zu behaupten haben. So bewährt es ſich

in jeder Dorfschenke, daß gleiche Pole, als feindschaftliche, sich abstoßen.

XXV.

Aber es bedarf nur eines ungleichen Pols, um der Spannung ein Ende zu machen. In jener Bauernschenke erscheint der Amtmann, und sofort ist das Uebel gestillt, der Friede hergestellt, weil er ein anderer ist, und zwar der Gegenpol, der das Uebergewicht auf seiner Seite hat, Plus gegen Minus. So offenbart sich auch in den Ständen, und im Staate, als der höheren Potenz der Natur, das ewige Gesetz der Polarität.

XXVI.

Betrachte die Magnetnadel weiter; sie wird unruhig, wenn du andere Magnete in ihre Atmosphäre bringst. Solchen Oscillationen und Nutationen bist auch du ausgesetzt. Darum hüte dich vor allen Verlockungen, und gehe deinen geraden Weg. Willst du die Richtung nicht verlieren, so mußt du Allem, was dich rechts oder links anziehen oder abstoßen könnte, entsagen lernen.

XXVII.

Nach dem Gesetze der Polarität ist auch Licht und Finsterniß einander gegenüber gesetzt. Licht und Finsterniß sind wie alle Pole auseinander gehalten, und geschieden. Finsterniß wird nicht lichter, wenn sich auch das Licht verdoppelte. Und der unendliche Raum des Welt-

alls bleibt dunkel, ob auch das Licht, als der positive Pol, das Uebergewicht hat.

XXVIII.

Was Licht und Finsterniß aus einander ,hält, ist auf der einen Seite das Auge, auf der anderen die Materie, also Subjekt und Objekt. Das Auge ist aber wiederum, als Mikrokosmus, das Licht, die Materie das Dunkel. Und somit ist der erste polare Gegensatz nicht gelöset, sondern ein neuer hinzu gekommen, in welchem sich der erste wiederholt.

XXIX.

Licht und Finsterniß sind entgegengesetzte Pole; eben darum fodern sie sich, um sich zu ergänzen. So erklärt es sich, daß das Auge durch das Dunkel für das Licht gestärkt wird, und es ist ein uralter Satz, daß das Auge durch die Finsterniß zusammengezogen, gesammelt, durch das Licht entbunden, ausgedehnt werde.

XXX.

Licht und Finsterniß an sich stehen im abstrakten Gegensatze, das Abstrakte ist der Tod selbst; wir aber suchen das Konkrete als das Leben. Schwarz und Weiß sind verkörpertes Licht und Dunkel, und als verkörpert undurchsichtig, mithin Symbol des leiblichen Todes. Licht und Finsterniß waren als solche nicht zu vereinigen; als schwarz und weiß sind sie atomistisch zu mengen. So

gemischt erzeugen sie nicht etwa das Konkrete, Lebendige, sondern ein schmutziges, lebloses Grau.

XXXI.

So Weiß und Schwarz in ihrer Undurchsichtigkeit. Wenn hingegen das Licht selbst einem Körper sich vermählen, wenn es in dieser Entäußerung und Hingabe sich selbst gleich bleiben will, so wird es einen ihm völlig gleichen, mithin vollkommen durchsichtigen Körper wählen. Einen solchen giebt es aber für den Menschen nicht; ja, es widerspricht vollkommene Durchsichtigkeit dem Begriffe des Körpers, als Raum erfüllend.

XXXII.

Darum halte dich, o Mensch, mit vollem Herzen an das, was dir gegeben ist. Und dieß ist die Mitte zwischen Licht und Finsterniß, die Brücke zwischen dem Auge und der Körperwelt, nämlich das Durchscheinende, das Trübe, die erste Lamelle der Körperlichkeit. Das Trübe ist dynamisch dieselbe Vermittelung zwischen Licht und Finsterniß, wie mechanisch Grau zwischen Weiß und Schwarz. Durch die Trübe siehst du das Licht, nicht wie es ist, sondern wie es wird; und so bist du auch bestimmt, Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht.

XXXIII.

Durch die Trübe wird Licht und Finsterniß vermittelt, konkret, lebendig, Farbe. Farbe ist getrübtes Licht,

erleuchtete Finsterniß. So tritt das Licht aus seiner Einheit in die Mannigfaltigkeit der Farbenwelt. Wenn es durch eine dichte Trübe gesehen wird, erscheint es in seiner königlichen Herrlichkeit als Purpur, wie sich an der aufgehenden und untergehenden Sonne offenbart.

XXXIV.

Licht, durch geminderte Trübe gesehen, erzeugt Feuerroth, Orange.

XXXV.

Je mehr sich nun die Trübe verdünnt, um so mehr verbleicht das Roth, bis es endlich als helles Gelb erscheint. Verfolge nur die Sonne nach ihrem ersten Aufgange im ersten und weiteren Steigen und vor ihrem Untergange im vorletzten und letzten Fallen.

XXXVI.

Ist endlich das Medium des Aethers, durch welches du alles Licht siehest, so gereinigt, daß die Trübe im Verhältniß zu der Gewalt des Lichts als Null gelten kann, so erscheint das Licht in seiner ursprünglichen Weise, nämlich weiß, wie sich an der Sonne im Zenithe zeigt.

XXXVII.

Anders erscheint die Finsterniß, wenn sie durch die Trübe gesehen wird. Wenn auf die zwischen dem Auge

und der Finsterniß liegende Trübe das Licht scheint, so erscheint die Dunkelheit blau. So ist der Himmel ewig dunkel, aber beim Tageslichte erscheint er blau.

XXXVIII.

Dieses Blau wird immer tiefer und dunkeler, je mehr sich die Trübe verdünnt, wie auf Bergen, immer matter und heller, je mehr die Trübe zunimmt, wie in Thälern. Wäre das Firmament nicht finster, so würde es bei verminderter Trübe nicht finsterer, bei vermehrter nicht heller werden.

XXXIX.

So bald die Trübe nicht mehr erleuchtet ist, wird die Herrlichkeit der königsblauen Finsterniß schwarz. So erscheint die Finsterniß des Himmels zur Nachtzeit.

XL.

Aber Licht bleibt immer Licht, es erscheine roth, gelb oder weiß; Finsterniß immer Finsterniß, sie erscheine blau oder schwarz. Beide bleiben an sich ewig geschieden, sie treiben friedlich und einträchtig ihr Wesen in einem Dritten, Mittleren, wo sie als Farben erscheinen, die weder das Licht noch die Finsterniß selbst sind. Und so bleibt das Wort Gottes stehen. Er sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Da scheidete Gott das Licht von der Finsterniß.

XLI.

Und darum iſt es kurzſichtige Thorheit, die in den polaren Gegenſätzen nicht den Frieden, ſondern eitel Krieg und Kampf, und eine Welt, die nur durch Widerſtreit und Widerſpruch beſteht, zu ſehen vermag. Streit zwiſchen Licht und Finſterniß iſt überhaupt ungedenkbar und unmöglich, denn ſie kommen in keine Berührung mit einander.

XLII.

Vielmehr hat ſich ein Drittes, die Körperwelt, deren erſter Anfang die Trübe iſt, zwiſchen beide in die Mitte geſtellt, welche ſie, wie alle Pole, ewig auseinander hält, und ſomit die reale Wirklichkeit darſtellt. Gott ſprach: Es werden Lichter an der Veſte des Himmels, die da ſcheiden Tag und Nacht; und Gott ſetzte ſie an die Veſte des Himmels, daß ſie ſchienen auf die Erde, und den Tag und die Nacht regierten, und ſcheideten Licht und Finſterniß. Und Gott ſahe, daß es gut war.

Zugabe.

Es koſtet jederzeit einige Verläugnung und Ueberwindung, wenn wir uns entſchließen ſollen, irgend einen Gedanken, dem wir einige Bedeutung beilegen, ſey es ein eigenes Kind oder ein Pflegling, ein altbekannter oder

ein angeblich neu erfundener, in einzelnen unentwickelten Sätzen, ohne die nöthige Ausbreitung und Auseinandersetzung, ohne alle begleitende Empfehlung oder Verwahrung, auf die Gefahr des Mißverständnisses, aus seiner stillen Heimath in die fremde Welt zu entlassen, und sich selbst zu befehlen.

Diese Erfahrung machte vor zehn Jahren der Verfasser der vorstehenden Uebersetzung, als er dieselbe, abgerissen von einer schon ausgearbeiteten umständlicheren und genaueren Paraphrase, und ohne das Geleite eines Kommentars, ohne Noten und Parallelen, als einen Vorläufer für sich allein ausgehen ließ.

Indessen hatte er es doch über sich vermocht: er schickte damals das Kind ohne Ausstattung, ja ohne Paß und Wegweiser in die Welt, aus welcher es längst, von Wenigen beachtet, zu ihm zurückgekommen ist. Jetzt versucht es sich noch einmal mit mehrerem Geleite.

Daß in einem kurzen Auszuge nicht jedem Worte der Urschrift genug gethan, und von dem vielfachen Sinne nicht jede Seite aufgedeckt werden konnte, war schon damals bevorwortet worden. Außerdem war schon damals zu einiger Entschädigung eine einzige allgemeine Anmerkung als Zugabe hinzugefügt worden, worauf der Verfasser um so mehr Anspruch machen zu dürfen glaubte, als das Uebersetzen schon an und für sich, als Nachbeten, zunächst eine Selbstverläugnung zu enthalten scheint, wofür man sich in Anmerkungen schadlos zu halten und

unterhalb des Textes Raum für sich selbst zu gewinnen pflegt.

Der Anhang war dem Schreckensworte: Pantheismus gewidmet, welches seit geraumer Zeit wieder sehr geläufig geworden ist. Wenn er insofern als zeitgemäß erscheinen konnte, so schien er auch an seinem Orte zu seyn, denn die Theologie, welche in den vorstehenden Apophthegmen sich ausspricht, ist gleich dem Verfasser derselben mehr als einmal des schnödesten Pantheismus geziehen worden.

Aber es scheint, als wenn über den ungemessenen Eifer gegen die hiermit bezeichnete Weltansicht die Meisten nicht Zeit und Muth finden könnten, dem Feinde fest in's Auge zu sehen, und zu prüfen, was er im Schilde führt. Und darum mag hier noch einmal die Zugabe der Uebersetzung folgen und dem ausführlicheren Kommentare vorausgehen, wiewohl auch hiezu nach Verlauf von zehn Jahren, in welchen sich der Verfasser darüber weiter auszusprechen Veranlassung genommen hat, einige Selbstverläugnung und Selbstbeschränkung gehört.

Allerdings ist der Pantheismus, wie er gewöhnlich erscheint, ein Ungeheuer, vor welchem sich jeder Christ, wie vor dem Atheismus, fürchtet und bekreuzet, das er überall argwöhnt, und dem er jedesmal ausweicht, ohne es recht anzusehen. Und doch ist zu befürchten, daß er, bei strengerer Prüfung, von dieser verrufenen Ansicht sich selbst nicht ganz freisprechen kann, weil er neben Gott

nichts anderes als wahr und wirklich anerkennen darf, wenn er Ihm, dem Alleinigen, die volle Ehre geben will.

Auch dürfte es wohl nicht schwer fallen, Bibelstellen zusammen zu stellen, die, wenn sie aus anderer Quelle uns zukämen, dem Verdachte einer pantheistischen Grundlage nicht entgehen könnten; darauf müssen wir aber insgesammt und jederzeit bedacht und gefaßt seyn, daß wir Rechenschaft geben von unserem Glauben.

Es käme hiernach darauf an, den Pantheismus nach seinem ursprünglichen Wesen und nach seinen folgerechten Ergebnissen rein aufzufassen, um seine unmittelbaren Ausflüsse von seinen Auswüchsen, seine natürliche Entwickelung von seiner monströsen Verbildung, zu scheiden.

Hier erinnern wir nun ohne gemessene Ordnung an einige Lehren der heiligen Schrift, welche auch dem ursprünglichen und unvermischten Pantheismus zum Grunde zu liegen, ja diesem nicht ohne mittelbaren Einfluß der Offenbarung zugekommen zu seyn scheinen.

Die heilige Schrift lehret wesenhafte Allgegenwart Gottes, und mithin, neben der Supra- und Extramundaneität, auch die Intramundaneität des höchsten Wesens, welches nicht bloß in seinen Wirkungen der Welt inwohnt. Dem Christen ist Gott nicht bloß als das höchste Wesen, sondern auch als das tiefste, als Einzelwesen, und als das einzige Wesen offenbart.

Hieraus folgt die Immanenz der Dinge in Gott, und die Schrift selbst erkennet außer Gott kein wahrhaf-

tes Seyn an. Sie lehrt die Schöpfung aus Nichts; sie lehrt auch eine immer fortgesetzte Schöpfung, wie wir schon an dem geoffenbarten Begriffe der Vorsehung erkennen können. Ja die Welt ist, auch nach der Erschaffung, ohne ihren Schöpfer das Nichts, aus dem sie erschaffen ist, das sie nur durch Ihn zu seyn aufgehört hat, und ohne Ihn jeden Augenblick von neuem wird. Wer fühlt nicht sein Nichtseyn, sobald er sich ohne Gott denkt?

In der Lehre von der ersten Schöpfung des Menschen, und von der zweiten, nämlich von der Erlösung, ist die innigste Verwandtschaft und Gemeinschaft des Menschen mit Gott anerkannt, „die das Geschöpf nur dadurch zu bethätigen vermag, daß es sich unterwirft und anbetet." Auch im Sacramente feiert das Christenthum die Gemeinschaft des Endlichen mit dem Unendlichen, des Elements mit dem Worte.

Wiederum lehret die Schrift auf das lebendigste eben sowohl die gänzliche Abhängigkeit des Menschen, als dessen Freiheit, jene als objektive, diese als subjektive Thatsache.

In der Selbstheit erkennet jeder Christ die Wurzel der Sünde. In dem Glauben an den göttlichen Hohenpriester, und in der durch die objektive Gnade subjektiv vermittelten, gegen die Selbstheit gekehrten Thätigkeit dieses Glaubens, welche sich als die hoheprieſterliche Gesinnung der Selbstopferung manifestirt, findet er den vorgezeichneten Weg der Entsündigung.

Auf der anderen Seite lehrt aber auch die Schrift Selbsterhaltung und Fortdauer der Individualität, indem sie nicht bloß ein Vorübergehen des Accidens, das Sterben, sondern auch ein Bestehen des Accidens in der Auferstehung des Leibes offenbaret hat.

Indem sie in dem Glauben an den Sohn Gottes die gänzliche Vernichtung des großen Schuldbuches, und die völlige Auslöschung des Bösen, als sey es nicht da gewesen, auf das zuversichtlichste predigt und verheißet, hat sie schon die objektive Wesenlosigkeit der Sünde voraus gesetzt. Das Geschehene wird ungeschehen gemacht. Er vertilgt unsere Missethat, wie eine Wolke, und unsere Sünde, wie einen Nebel. Daß die Sünde nur subjektive Wirklichkeit und Gültigkeit hat, ist auch darin ausgedrückt, daß Gott Mensch wurde, um die Menschensünde auf sich zu nehmen. Dasselbe ergiebt sich auch daraus, daß selbst der Teufel wider seinen Wille Gutes thun muß, welches nur für ihn Böses ist.

Alle diese Lehren finden sich auch im echten Pantheismus, welcher sie erst von der Offenbarung entlehnt hat; sie vertragen sich auch mit seiner Grundlehre. Wenn sie der Verstand treu und ehrlich, und ohne menschliche Zusätze verarbeitet, und zur Verständigung bringt, so lösen sich alle anscheinliche Widersprüche; aber immer wird der Verstand selbst bekennen, daß er seinen Stoff nicht aus sich selbst hat, sondern von der Vernunft, welche wiederum nur das vernehmen kann, was ihr zu vernehmen gegeben und geboten wird.

Nun fragt es sich aber weiter, ob es zur Konsequenz des Pantheismus, oder vielmehr zu seiner Ausartung gehört, wenn er etwa ferner eine bloße Relativität des Bösen im groben, rohen Wortverstande, oder eine Absorbtion im kopernaitischen Sinne, oder die Unpersönlichkeit Gottes, oder die Einerleiheit Gottes und der Welt, der Freiheit und der Nothwendigkeit aus seinen unverfänglich scheinenden Vordersätzen herausrechnet, oder wenn er Gutes und Böses entweder gar nicht, oder wenigstens nicht wesentlich, sondern nach den Graden, nämlich als einzelne und nothwendige Entwickelungsstufen unterscheidet.

Dergleichen Vorstellungen finden sich allerdings in morgenländischen und abendländischen Weltsystemen. Die Aufrichtigeren machen auch kein Hehl daraus. Und eben darum werden sie auch ohne weitere Untersuchung gemeinhin als die unabwendbaren Folgen eines konsequenten Pantheismus angesehen, obgleich unmittelbar in dem Pantheismus an sich nichts weiter liegen kann, als daß Gott Alles in Allem, das Eine im All, und das All in Einem ist, und daß er seine Welt sich nicht selbst überläßt.

Es wäre nun weiter zu entwickeln, und gliedweise zu zeigen, daß jene Irrlehren nicht nothwendige Ausflüsse, sondern wilde Auswüchse jener Grundansicht sind, und daß der Verstand auf diese Abwege nur dann geräth, wenn er sich als ein isolirtes Vermögen geltend machen will, und sich auf sich selbst verläßt. Indessen müssen wir uns hier damit begnügen, denjenigen Punkt nachzu-

weisen, von welchem die Entwickelung jener in ihren Anfängen unverfänglich befundenen Grundansicht ausgehen muß, und welcher die Abwege und Ausartungen eben sowohl erklärt, als davor bewahrt. Und dieser Punkt ist nichts anderes, als das einfache Weltgesetz der Polarität. Die Dualität ist ein so wesentliches Bestandstück der sogenannten Identitätslehre, als die Einheit selbst, daher diese Philosophie eben so gut nach jener als nach dieser genannt werden kann. Und der Scharfsinn ist ihr eben so wesentlich, als ihr Witz, denn sie hat nicht bloß eine Einheit in dem Vielen und Entgegengesetzten, sondern auch eine Zweiheit in dem Einssetzn, und zwar eine nothwendige, wesentliche und ewige Zweiheit nachzuweisen. Diese Zweiheit manifestirt sich aber unabweislich als Polarität. Polarität ist die eingeborne Erscheinungsweise aller Dualität, aller Mehrheit, das Prinzip einer prästabilirten Harmonie der Individuen in und neben einander. Die entgegengesetzten Pole bestehen eben sowohl als die Einheit, aus der sie hervorgegangen sind. Das Accidens hört darum nicht auf, weil es in einer bestimmten Erscheinungsweise verschwindet; es ist vielmehr mit zwingender Nothwendigkeit der Gegenpol, der mit der Substanz sofort gegeben ist, und gefodert wird. Aber mit der Polarität ist nicht die Einheit, der Friede, mit dem Frieden ist nicht die Entzweiung ausgeschlossen.

So ist sich auch Gutes und Böses wesentlich entgegen gesetzt, ohne daß darum dem Letzteren eine objektive Störung der Weltordnung eingeräumt werden kann. Dafür lassen wir den Herrn sorgen, der über allen Ge-

gensätzen waltet, und in allen Gegensätzen wirket. Eben so wenig kann aber dem Bösen eine Nothwendigkeit zugestanden werden; eine solche Nothwendigkeit folgt nicht aus der Polarität, sondern aus der Verwechselung des Endlichen mit dem Bösen, der Individualität mit der Selbstheit.

Wenn wir diese Grundsätze von der Einheit und von der Polarität in allen unseren Betrachtungen über Gott, Mensch, und Welt unverrückt fest, und unsere eigenen Einfälle davon abhalten, wenn wir sie mittelst des Verstandes zu lebendigem Verständnisse verarbeiten, so werden wir nach und nach erfahren, und, wenn es noth thut, beweisen lernen, daß der folgerechte Verstand zwar auf den Pantheismus in dessen unverfälschtem Sinne, aber keineswegs auf Läugnung des Selbstbewußten Gottes, des Einzellebens, der Freiheit und Sittlichkeit geführet wird. Solche Verführung könnte dem Verstande bloß dann begegnen, wenn er ohne die übrigen Geistesäußerungen zu operiren versucht, oder wenn er erfinden will, statt zu verstehen. Denn der Verstand hat es nicht mit eigenen Einfällen zu thun, sondern mit dem Gegebenen, Gegenständlichen. Ohnehin ist es nicht dem Verstande, sondern der sich selbst überlassenen, von dem Verstande verlassenen Vernunft zuzuschreiben, wenn der Mensch auf die gerügten Abwege des Pantheismus getrieben wird.

Wenn wir auf die Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift sehen, so kann uns nicht entgehen, daß sie

selbst nicht allein mit Vernunft und Verstand nicht im Widerspruch steht, sondern vielmehr als diejenige Gnadengabe anzusehen ist, welche Verstand und Vernunft wieder herstellt, und in die durch den Abfall verwirkten Rechte wieder einsetzt.

Eben darum können wir in die Schmähungen des Verstandes nimmermehr einstimmen. Wer gegen den Verstand mit einigem Erfolge zu Felde ziehen will, der wird es nicht ohne Verstand thun können; so wie denn überhaupt ohne Vernunft und Verstand gegen Vernunft und Verstand nicht wohl zu streiten ist. Man bedarf wenigstens beider Geistesthätigkeiten, um sich ihrer zu erwehren.

Und wenn man etwa von Vernunft und Verstand auf das Herz verweisen und hier das Heil suchen will, so scheint man zweierlei zu vergessen; nämlich erstens, daß das Herz nach seiner natürlichen Verfassung gerade eben so verderbt und verstockt, und eben so eigenwillig und selbstgefällig ist, als Vernunft und Verstand, in so fern darunter eigene Vernunft und Kraft verstanden wird, und zweitens, daß die in der Abstraktion sich trennenden einzelnen Geistesthätigkeiten auf das innigste und unzertrennlichste in der Einheit des Geistes organisch zusammenhängen.

Wird also in dem Verstande und in dem Herzen eines Menschen die Läugnung des Selbstbewußten Gottes und der allerhöchsten Persönlichkeit gefunden, so ist dieser trostlose Unglaube, er habe den armen Menschen bewußter

oder unbewußter Weise beschlichen, nicht Pantheismus, sondern wirklicher Atheismus, und zwar die einzige Weise des Atheismus, die je existirt hat, und die sich noch öfterer praktisch als theoretisch offenbart. So ist es auch nicht Pantheismus, sondern Atheismus, oder wenigstens nicht wahrer, sondern atheistischer Pantheismus, wenn Gott als Weltursache, oder als starres fremdes Objekt vorgestellt, mithin dort als Sache, hier als Abgott angesehen wird. Ueberhaupt ist der Atheismus nicht sowohl reiner Unglaube, — ein solcher existirt nicht, wenn es sich auch der Mensch zu Zeiten glauben macht, — sondern der Glaube an einen bewußtlosen, unpersönlichen Gott, oder an eine ihrerseits begrifflose, unsererseits unbegreifliche Gottheit; der Atheismus ist jener alte und neue Heidenglaube an den ewigen, allmächtigen, immerdar wirksamen Naturgeist, an eine Alles belebende Weltseele, an ein Alles beherrschendes Schicksal. So weit mag es leider! Mancher im Unglauben gebracht haben, aber weiter hat es auch Niemand gebracht.

IV.

Zur Gottes-, Geistes- und Natur-Philosophie.

Zur Einleitung in die Farbenlehre.

Gott, Gemüth und Welt.

So lautet die Ueberschrift. Sie ist dreigliederig, und jedes Glied ist wieder dreigliederig. Alles Seyn und Wissen ist nur insofern Eins und wirklich, oder vollständig, als es in seinen drei stetigen Bestimmungen sich offenbaret: es wird erst Eins, indem es ganz ist, und es ist nur ganz, wenn es in allen seinen Bestimmungen zusammen ist. — So ist Gott Selbst sowohl in seiner immanenten Selbsterzeugung als in seiner Offenbarung an die Menschen dreieinig, und nur als dreieinig wirklich. So bedarf auch der endliche Geist nicht allein in ihm selbst eines Innern und Aeußern, der Seele und des Leibes, welche im Geiste eins sind, sondern auch

überhaupt zu ſeinem ſubjectiven Daſeyn und deſſen Erfüllung noch eines Anderen, eines Objects, und hierzu wieder einer Verbindung beider, welche die Anderheit erhält und zugleich aufhebt. In der Natur tritt dieſe Triplicität polariſch ganz auseinander, indem ſie erſt äußerlich oder mechaniſch, hiernächſt innerlich oder phyſiſch wirkt, bis ſie ſich individualiſirt und im Organismus zuſammenfaßt. So wird überall die Zwei bewältigt und die Kategorie der Zahl ſelbſt aufgehoben.

Denkſpruch.

Die Furcht Gottes iſt der Weisheit Anfang, ſie ruht auf dem Bewußtſeyn des Unterſchieds: und die Liebe iſt das unendliche Ende der Weisheit, ſie ruht auf dem Bewußtſeyn der Gemeinſchaft. Wie die Liebe, ſo ſetzt auch alle Erkenntniß ebenſowohl einen Unterſchied, als die innigſte Verbindung zwiſchen dem Erkennenden, und dem Gegenſtande, der erkannt werden ſoll, nothwendig voraus. —

Der Himmel iſt ohne Licht finſter, ein Leib ohne Seele: das Licht ſelbſt iſt ohne Leib unſichtbar und unwirklich. Wenn aber der Himmel erleuchtet wird, da wird auch unter ihm mehr und mehr Alles erleuchtet. Die Einheit des Hellen und Dunkeln iſt die Farbe, die Einheit des Leibes und der Seele iſt der Geiſt. Der ausſtrahlende Geiſt iſt Gott.

Daher ist das Wesen Gottes dieses, daß er sich offenbaret. Die Offenbarung Gottes ist die Bedingung aller Erleuchtung und Aufklärung.

Die Offenbarung ist gegeben: warum ist es doch noch so dunkel? — Das sichtbar gewordene Licht blendet und demüthigt zuerst, darum flieht es der Mensch.

Ist denn so groß das Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sey?
Nein! doch Niemand hört's gerne, da bleibt es geheim.

Darum lobt sich der Mensch statt des geoffenbarten Gottes den unbekannten und unsichtbaren, der ihn frei gewähren läßt.

Warum uns Gott so wohl gefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt.

Der wirkliche Gott tritt uns aber oft in den Weg: aber wir erkennen ihn Anfangs nicht, weil er gegen uns zeugt. Ja, wir meinen wohl zuweilen, daß er gegen sich selbst zeuge, weil er's uns nicht recht macht.

Nemo contra Deum nisi Deus ipse.

Mit der göttlichen Offenbarung ist uns hingegen eine unendliche Welt der Forschung aufgethan, welche sich von Schritt zu Schritt erweitert. Mit dem Himmel wird auch die Erde heiter: Tausend zählt ihr, — und noch weiter.

Wie alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe, so kommt auch das Licht von Oben herab, vom Vater

des Lichts. Von Oben herab wird das Untere hell und immer heller. Das Licht erleuchtet täglich mehr: je länger sich das Auge an dem Lichte und den Gegenständen übt, deſto mehr erkennt es: allmählig tritt eins nach dem andern in sein Licht, wie jedes Panorama zeigt.

Stets geforſcht und ſtets gegründet,
Nie geſchloſſen, oft geründet,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! — man kommt wohl eine Strecke.

Natura infinita est, sed qui symbola animadverterit, omnia intelliget: licet non omnino. Zur Morphologie I, 102.

Eleusis servat, quod ostendat revisentibus. Zur Morphologie II, 1, 6.

Das Leben und Denken, Seyn und Wiſſen iſt Ein Syſtem, Ein Ganzes, es hat Einen Grund, Ein Ziel: es iſt rund, wie die Erde und das Himmelsgewölbe. Darum iſt es von jedem einzelnen Punkte aus nach deſſen beſonderer Stellung immer ein Anderes und doch daſſelbige: und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant. Darum muß auch das wahre lebendige Erkennen in jedem Punkte mit jedem Tage von vorn anfangen, denn es iſt von jedem einzelnen gegebenen Punkte aus das Ganze zu ſuchen.

Hiermit ſind wir unwillkührlich an die geiſtreiche Schilderung des Dichters in den Memoiren des Freiherrn von S—a erinnert.

„Wenn Göthe sich froh seiner Natur überläßt, so ist es wirklich, als wenn die Sonne aufgeht. Vor seinem Sinne verschwindet immer mehr alle Schranke, und in seinem Auge, seiner Stirn, seinen Zügen, die sich immer mehr erweitern, liegt gleichsam das Universum. Und doch zeigt sich auch wieder die Angst, von welcher das Genie in Verhältnissen, die allen andern Menschen leicht und handlich sind, oft ergriffen wird."

„Mich dünkt, es war in solchen Augenblicken, wo viel Einzelnes erst in seiner Seele zu einem Allgemeinen werden wollte. Aber dann freute ich mich der rechtlichen, ringenden Menschheit mitten unter seiner dämonischen Gewalt. Das scheint mir überhaupt in Göthe's Persönlichkeit, wie in seinen Werken, die durchgehende Eigenthümlichkeit, daß man sieht, wie das Einzelne in ihm zum Allgemeinen und das Allgemeine zum Einzelnen wird."

Hiermit ist zuerst das Denken und zweitens das Dichten definirt, welches nicht bloß den Dichter, sondern alle Menschen angeht.

„In Schiller war, über wie tiefe Sachen sich das Gespräch verbreitete, immer Alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit seinen Gedanken in irgend eine Verlegenheit kam: in meinem Lieblinge wurde erst Alles, man schuf mit ihm, während jener nur Fertiges gab."

Stets geforscht, und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet!

I.

Es ist Gott, der da schaffet und wirket, am Anfange, und ohne Ende, bis hierher. Er ruhet nicht, und wirket fort und fort, zu jeder Zeit. Joh. 5, 17. Wie Er in Ihm Selbst von Ewigkeit ist und in der Ewigkeit ist, indem er sich selbst erzeugt von Ewigkeit, so ist er als Schöpfer in der Zeit und schaffet in der Zeit.

Er schaffet und wirket in der Zeit, und zwar in der kürzesten Zeit, deren Kontraction und Konkretion ihre Dimensionen verbindet. So er spricht, so geschieht's, so er gebeut, steht's da. Ps. 33, 9. Durch das Wort sind alle Dinge gemacht. 1. Mos. 1, 1. — Joh. 1, 1 — 3. — Hebr. 11, 3.

Was aber Gott thut, das ist wohl gethan. 5. Mos. 32, 4. Und Gott sahe an alles, was er gemacht, und siehe, es war sehr gut. 1. Mos. 1, 31. Die Schöpfung Gottes ist gut, sie ist nicht Gott selbst, aber in Gott, und darum gut.

Gottes Schaffen ist Schöpfen *) und Finden **). Was er geschaffen hat, das hat er gefunden: denn er schaffet aus dem, das an ihm, aber noch nicht ausser ihm ist. Das Nichts, aus dem er schaffet, ist nicht das Nihil negativum, sondern das Nihil privati-

*) J. Grimm deutsche R. Alterth. S. 775. 776.
**) Derf. S. 802.

vum. Dieses Nichts ist die Negation, die Gott an ihm selbst hat.

Indem Gott schaffet und wirket, offenbart er sich ad extra. Indem die Schöpfung Gottes nicht allein geschehen ist, sondern in jedem Augenblicke geschieht und fortgeht, offenbart er sich ohne Unterlaß.

„Ist denn die Welt nicht auf einmal gemacht?" fragte Felix. — „Schwerlich," versetzte Montan: „gut Ding will Weile haben." *) — Die Welt ist die fortgehende Schöpfung, die Schöpfung dauert so lange, als die Zeit. Dennoch ist jeder Augenblick eine Schöpfung und Offenbarung Gottes: gut Ding ist sogleich zur Stelle: und wir erkennen daran seinen Urheber um so gewisser, je schneller es uns unversehens überrascht. So erkennen wir überhaupt Gott am meisten, wenn wir in der Noth mit einem Male, ohne Vorbereitung, unplötzlich Licht, Rath, Hülfe finden. Wesentliche Veränderungen, die unversehens, ohne unser Zuthun den ganzen Menschen ergreifen, pflegen wir der unmittelbaren Einwirkung Gottes um so zuversichtlicher zuzuschreiben, je schneller sie eintreten. Im Impromptu, im Apperçu tritt uns Gott am nächsten. Darauf bezieht sich das altfranzösische Reimwort:

En peu d'heure
Dieu labeure.

Darauf deutet auch die deutsche Uebersetzung: darauf ru-

*) S. W. I. H. XXI, 42.

het das Vertrauen zu Gott, in welchem das Sprichwort seine Wahrheit findet.

G. W. I. H. XLVIII, 29.

II.

Das wahre Vertrauen auf Gott dienet nicht allein zur Erbauung, sondern es ist diese Erbauung selbst. Daran kann jeder sein Gottvertrauen prüfen: er braucht sich nur zu fragen, ob er darin wirklich wohnt und auferbauet ist, oder ob er nur davor steht.

Damit ist schon gesagt und einbedungen, daß solcher gründlichen Auferbauung eine eben so gründliche Selbstentäußerung vorausgehen muß, denn sonst ist es doch nicht der Geist Gottes, welcher erbauet.

Der feste Grund Gottes bestehet. 2. Tim. 2, 19. Und kann Niemand einen andern Grund legen, als welcher gelegt ist in der Gemeinschaft des Menschen mit Gott durch die Menschwerdung Gottes in Christo, 1. Cor. 3, 11. auf welchem wir erbauet sind zu einer Behausung Gottes im Geiste. Eph. 2, 20. flg.

Wer Gott vertrauet, dem wird nichts mangeln. Sir. 32, 28. Wer ist jemals zu Schanden geworden, der auf Ihn gehofft hat? Wer ist jemals verlassen, der in der Furcht Gottes geblieben ist? Oder wer ist jemals von Ihm verschmähet, der Ihn angerufen hat? Sir. 2, 11.

III.

Nemo contra Deum nisi Deus ipse. Oft scheint es Gott Selbst zu seyn, der uns an Ihm irre macht: so wunderbar sind seine Führungen, so dunkel die Wege, in die er uns fallen läßt. Insofern scheint es Gott selbst zu seyn, der uns in Irrthum versetzt, aber wen Gott bethört, der ist zu seinem Heile bethört, wen der Herr blendet, dem öffnet er grade dadurch die Augen. Das sehen wir an Saulus, als er Paulus ward. Apost. Gesch. 9, 8. 9. 18.

Gott ist nicht die abstracte Wahrheit, außer welcher keine Wahrheit ist, sondern die absolute Wahrheit, ohne welche keine Wahrheit ist, sie ist absolut, indem wir daran Theil haben sollen. Er nimmt die Menschen um so mehr in seine Wahrheit auf, je mehr sie davon annehmen; aber wenn sie ihn nicht annehmen, so schließt er sie freilich von der Wahrheit aus. Insofern versetzt Gott die Menschen in Irrthum, damit sie inne werden, was sie ohne ihn sind.

Auch die h. Schrift kennt die Vorstellung des von Gott bethörten Menschen. Ihr zum Grunde liegt theils die Vorstellung von der Zulassung Gottes, welche mit der Freiheit des menschlichen Willens gesetzt ist, theils die Vorstellung von dem Strafgerichte Gottes, insofern diese die Folgen der Sünde, welche unmittelbar in ihr selbst liegen, namentlich die Verstockung, als von Gott unmittelbar verhängte Strafen anzusehen berechtigt ist.

„Wer sündigt, dem will der Herr antworten, wie er verdient hat, auf daß Israel in seinem Herzen betrogen werde, darum daß sie abgewichen sind. Wo aber ein betrogener Prophet etwas redet, den will der Herr wiederum lassen betrogen werden, und aus seinem Volke ausrotten.“ Hes. 14, 5. 9. — Dem Betrüger soll Gleiches mit Gleichem vergolten werden, darauf beruht alle Strafe. Der Betrüger wird selbst betrogen, sein Betrug negirt, jeder Lügner lügt sich selbst.

So betet Judith: 9, 10. „Strafe den Hochmuth der Feinde durch ihr eigen Schwert, daß er mit seinen eigenen Augen gefangen werde, wenn er mich ansieht, und durch meine freundlichen Worte betrogen werde.“

Und Paulus schreibt: „Darum hat sie Gott auch dahin gegeben in schändliche Lüste. Und gleichwie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkenneten, hat sie Gott auch dahin gegeben in verkehrten Sinn, zu thun das nicht tauget.“ Röm. 1, 26. 28. „Darum wird ihnen Gott kräftigen Irrthum senden, daß sie glauben der Lüge, auf daß gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glauben.“ 2. Thess. 2, 11.

„Siehe, unter seinen Knechten ist Keiner ohne Tadel, und in seinen Boten findet er Thorheit. — Er machet zu nichte die Anschläge der Listigen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann: er fähet die Weisen in ihrer Nichtigkeit und stürzet der Verkehrten Rath, daß sie des Tages in Finsterniß laufen, und tappen im Mittage wie

in der Nacht. Er verletzet und verbindet, er zerschmeißet und seine Hand heilet.“ Hiob 4, 18. — 5, 12. — 14. 18.

Aber alle seine Strafe ist wohlgethan und zu unserm Heile. „Du darfst nicht sagen: Habe ich gefehlt, so hat's Gott gethan. Denn was er hasset, das sollst du nicht thun. Du darfst nicht sagen: Er hat mich irre geführt: denn er bedarf keines Gottlosen.“ Sir. 15, 11. 12.

IV.

Die Logomachie über die Stellung der ersten beiden Worte im Gebete des Herrn verklärt sich zur Logologie, wenn wir von dem Buchstaben zum Worte, vom Worte zur Sache kommen.

Die Summa des Vater Unser besteht in diesen seinen ersten beiden Worten, welche unser Verhältniß zu Gott bezeichnen. Wenn wir als Kreaturen zu unserm Schöpfer schreien, und als Knechte unserm Herrn uns unterwerfen, so beten wir als Kinder zu unserm Vater. Als Kinder werden wir an- und aufgenommen, wenn wir Ihn an- und aufnehmen. „Wie viele Ihn aber aufnehmen, denen giebt er Macht Gottes Kinder zu seyn.“

Aber die innigste Annäherung, die wir in dieser Kindschaft aussprechen, mahnt uns sofort wieder an die Entfernung, an die Erhabenheit Gottes, die uns von ihm scheidet. Gott ist im Himmel! —

In dieſem Anfange ſind alle ſieben Bitten enthalten. Hatte die getroſte Annäherung der Kinder zu ihrem Vater in den erſten beiden Worten den entgegengeſetzten Gedanken an ſeine Erhabenheit und Entfernung zur Folge, ſo erzeugt wieder dieſer die Bitte um ſeine Erniedrigung und Herablaſſung zu den von Ihm abgefallenen Menſchenkindern. Erſt nennen wir ihn Vater, uns ſeine Kinder; dann erkennen wir ihn in ſeiner Höhe, uns im Falle; und nun bitten wir, daß er aus der Höhe zu uns komme, — das iſt der Inhalt aller ſieben Bitten, — daß er bei uns Wohnung mache nach ſeiner Verheißung, daß er in der Höhe die Ehre, auf Erden der Friede, und den Menſchen ein Wohlgefallen ſey.

Darum bitten wir, daß Sein Wort, Sein Reich, Sein Wille in uns lebendig werde, daß Er uns auch im täglichen Brode gegenwärtig ſey, — verbum accédat ad elementum, et fit sacramentum, — daß Er uns überhaupt würdig mache der Gemeinſchaft mit Ihm, durch Reinigung des Tempels, in dem Er wohnen will. Dieſe geſchieht in der Zeit durch Auslöſchung unſeres Schuldbriefs ſowohl für die Vergangenheit als für die Zukunft, ſie geſchieht für die Ewigkeit durch Erlöſung von dem Grund- und Erb-Uebel. —

So kommt das Gebet des Herrn von dem Vater auf das Kind, wie von dem Kinde auf den Vater: und es iſt Eins, womit wir anfangen, wenn es nur im Namen Gottes geſchieht, denn der ganze Inhalt betrifft unſere Kindſchaft und ſeine Vaterſchaft.

V.

Wird nun der Mensch mit Gott vereinigt, so ist auch die Natur durch die Gnade geheiligt, und die äußere Welt von dem innern Geiste durchdrungen.

Indem sich der Dichter zur Natur und Gnade zugleich bekennet, ist der große Gegensatz zwischen Naturalismus und Supernaturalismus in dem wahren Rationalismus, in der göttlichen Vernunft selbst aufgelöset.

Der Mensch ist, selbst wie er ursprünglich geschaffen ist, als geschaffen in die Schöpfung, hiermit in die Natur versenkt, er ist seiner Bestimmung, Geist zu seyn, noch nicht gleich. So ist ihm die Vernunft zunächst gegeben, denn sie ist in ihm geschaffen, wobei er sich leidend, empfangend verhält: dieses Empfangende ist eben die Natur. Aber sie ist ihm dazu gegeben, daß er, als der endliche Geist sich selbst thätig zu dem erhebe, wozu er geschaffen ist d. h. zum Geiste, welcher in Selbstthätigkeit besteht. So ist die Natur nach der ursprünglichen Schöpfung das Gegebene, welches von dem gebenden Geiste nicht getrennt ist, sondern mit demselben in flüchtiger Gemeinschaft lebt.

Aber wie der Mensch jetzt geboren wird, ist er nicht allein in diese ursprüngliche, sondern in eine von jedem stetigen Zuflusse getrennte, oder wenigstens mit dem Urgeiste nicht in ununterbrochener Verbindung stehende Natur eingetaucht. Dieser Zustand einer Entfernung von

Gott, von dem Geiste liegt vor Augen: wer fühlte sich nicht darin? Darum bedurfte es einer zweiten Schöpfung, der Erlösung d. h. der Gnade, in welcher sich der Geist von neuem mit seinen Lebenssäften hernieder läßt und die wenigstens unterbrochene, durch eigene Schuld unterbrochene Verbindung wieder herstellt. Durch diese neue Schöpfung und Vermittlung wird der Mensch erneuert oder von neuem in den Stand gesetzt, das, was er geschaffen von ihr leidend empfängt, selbstthätig zu werden, eben selbstthätig in Gott.

Hiermit vermittelt sich der Widerspruch zwischen dem Geschaffen seyn und dem Geistseyn, oder der Widerspruch, welchen der endliche Geist in seinem Beiworte an sich trägt. — —

Die Natur an sich ist die Flur oder das Feld, — die Erde, auf der man festen Fuß fassen kann, nach ihrer äußern Unendlichkeit weit wie der Raum, der sie ist, nach ihrer Erscheinung bunt und mannichfach, sie ist das Reich der Farben, welche an dem Lichte ihre Seele, an dem Dunkel ihren Leib haben, der von der Seele durchdrungen und durchleuchtet wird.

Die Gnade ist dagegen der holde Born, das reine und reinigende Wasser des Lebens, das Innerliche, Durchdringende, der Geist. Das Wasser ist das Symbol der grundlosen Gnade, Hes. 47, 1 — 12. das Zeichen der Durchdringung und Reinigung, das Bad der Wiedergeburt. Die Gnade verhält sich zur Natur, wie das Wasser zur Erde.

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es.

Die Natur als Erde verhärtet, verfestet, während das Wasser erweichet und Kontinuität bewirkt. Darum kommt aber eben das Wasser zur Erde herunter, die Gnade zur Natur hernieder: sie ist in der deutschen Sprache nach dieser Erniedrigung benennt, welche zur Erlösung wird.

„Zum Himmel steigt es.“

Das Wasser ist nicht sowohl der Geist selbst, sondern das, was ihn empfänglich aufnimmt nach seiner Durchdringlichkeit: der Geist ist das Durchdringende: so durchdrungen wird das Wasser zum Geiste, zum Himmel steigt es.

Dem Naturalismus des Nikodemus stellt der Herr selbst die Wiedergeburt aus Wasser und Geist entgegen. Er setzt hinzu: Es sey denn, daß Jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Joh. 3, 5. — — 1. Joh. 5, 8. —

Unser Dichter hat auch anderwärts, wie hier, die Früchte des natürlichen Bodens den geistigen Wundern, und das Unten der Tagesgeschichte der alten frommen Ueberlieferung, die von Oben kommt, entgegenzusetzen und — einander anzuschließen versucht. G. W. I. H. XXV, 121.

VI.

Auf das große Kapitel von Natur und Gnade folgt die alte Bezir-Frage über Gottes Außer- und Binnen-Weltlichkeit. Das Wörtchen nur in der ersten Zeile erklärt, berichtigt und entscheidet den ganzen Streit.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße!

Ist Gott innerhalb der geschaffenen Welt, nur innerhalb seiner Schöpfung, so gehört Er selbst, als ein Theil, zu ihr, wie das Innere zum Aeußern; und der Unterschied zwischen Gott und Welt ist verwischt, vermischt: Gott ist eben nur der Kern der Welt, Welt-Seele. Ist Er außerhalb der Welt, nur außerhalb der Welt, so ist Er entweder umgekehrt ihr Aeußeres, ihre Schaale, welche das Ganze umspannt und umfaßt, mithin eben selbst zu diesem Ganzen als ein Theil desselben gehört, oder Er ist ganz von ihr abgesondert, über und außerhalb seiner Welt: aber dann ist sie nicht Seine Welt, nicht Gottes Welt, sondern ein ausgesetztes Kind, als von Ihm geschieden gott- geist- leblos, eine todte Maschine.

Aus diesem alternativen Entweder Oder rettet sich unser Text dadurch, daß er es nicht trennt, sondern verbindet. Gott ist eben beides, das Centrum und die Peripherie,

Parendo inchiuso da quel che egli inchiude *)

*) Dante Parad. XXX, 12.

hiermit in und außerhalb seiner Schöpfung, so daß diese in Ihm, und Er in ihr lebet, webet und ist, aber auch Er in Ihm selbst lebet, webet und ist. Die Schöpfung lebet nur in Ihm, aber Er lebet nicht nur in ihr, sondern auch in Ihm selbst.

Der Dichter drückt nur das Erste aus, nehmlich daß Gott in der Natur und die Natur in Gott lebt, indem ihn seine Erfahrung, insofern sie auf die Natur gerichtet war, unverbrüchlich gelehrt hat, „Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen.“*) Aber wenn Gott nicht nur außer der Schöpfung ist, so folgt, daß Er als Er Selbst auch außer ihr ist, während die Schöpfung umgekehrt nur in Ihm und ohne Ihn gar nicht ist.

Der Dichter hält sich aber bloß an das Verhältniß Gottes zur Schöpfung, indem er das Verhältniß Gottes zu Ihm selbst voraussetzt. Jenes Verhältniß faßt er als den polarischen Gegensatz zwischen Innerem und Aeußerem, dessen Entweder Oder vermittelt wird, um zu zeigen, daß das Aeußere nicht ohne das Innere ist, woraus aber nicht folgt, daß das Innere auch nicht ohne dieses Aeußere ist, daß Gottes Aeußerung und Offenbarung nur in der Schöpfung besteht: vielmehr setzt die Schöpfung eine Offenbarung voraus, wodurch der Schöpfer selbst ist.

Anderwärts setzt der Dichter jenem polarischen Gegensatze zwischen dem Innern und Aeußern, welcher selbst

*) G. W. XXXII, 72.

VI.

Auf das große Kapitel von Natur und Gnade folgt die alte Vexir-Frage über Gottes Außer- und Binnen-Weltlichkeit. Das Wörtchen nur in der ersten Zeile erklärt, berichtigt und entscheidet den ganzen Streit.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße!

Ist Gott innerhalb der geschaffenen Welt, nur innerhalb seiner Schöpfung, so gehört Er selbst, als ein Theil, zu ihr, wie das Innere zum Aeußern; und der Unterschied zwischen Gott und Welt ist verwischt, vermischt: Gott ist eben nur der Kern der Welt, Welt-Seele. Ist Er außerhalb der Welt, nur außerhalb der Welt, so ist Er entweder umgekehrt ihr Aeußeres, ihre Schaale, welche das Ganze umspannt und umfaßt, mithin eben selbst zu diesem Ganzen als ein Theil desselben gehört, oder Er ist ganz von ihr abgesondert, über und außerhalb seiner Welt: aber dann ist sie nicht Seine Welt, nicht Gottes Welt, sondern ein ausgesetztes Kind, als von Ihm geschieden gott- geist- leblos, eine todte Maschine.

Aus diesem alternativen Entweder Oder rettet sich unser Text dadurch, daß er es nicht trennt, sondern verbindet. Gott ist eben beides, das Centrum und die Peripherie,

Parendo inchiuso da quel che egli inchiude *)

*) Dante Parad. XXX, 12.

hiermit in und außerhalb seiner Schöpfung, so daß diese in Ihm, und Er in ihr lebet, webet und ist, aber auch Er in Ihm selbst lebet, webet und ist. Die Schöpfung lebet nur in Ihm, aber Er lebet nicht nur in ihr, sondern auch in Ihm selbst.

Der Dichter drückt nur das Erste aus, nehmlich daß Gott in der Natur und die Natur in Gott lebt, indem ihn seine Erfahrung, insofern sie auf die Natur gerichtet war, unverbrüchlich gelehrt hat, „Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen.“*) Aber wenn Gott nicht nur außer der Schöpfung ist, so folgt, daß Er als Er Selbst auch außer ihr ist, während die Schöpfung umgekehrt nur in Ihm und ohne Ihn gar nicht ist.

Der Dichter hält sich aber bloß an das Verhältniß Gottes zur Schöpfung, indem er das Verhältniß Gottes zu Ihm selbst voraussetzt. Jenes Verhältniß faßt er als den polarischen Gegensatz zwischen Innerem und Aeußerem, dessen Entweder Oder vermittelt wird, um zu zeigen, daß das Aeußere nicht ohne das Innere ist, woraus aber nicht folgt, daß das Innere auch nicht ohne dieses Aeußere ist, daß Gottes Aeußerung und Offenbarung nur in der Schöpfung besteht: vielmehr setzt die Schöpfung eine Offenbarung voraus, wodurch der Schöpfer selbst ist.

Anderwärts setzt der Dichter jenem polarischen Gegensatze zwischen dem Innern und Aeußern, welcher selbst

*) G. W. XXXII, 72.

der äußern Betrachtung angehört, und jenem unablässig sich wiederholenden Entweder Oder, im Verdrusse über die Mißverständnisse, welche daraus hervorgehen, ein kräftiges Weder Noch entgegen.

Nichts ist innen, nichts ist außen:

denn das Aeußere ist das offenbarte Innere, das Aeußere ist nicht ohne sein Inneres. Eugenie erklärt es sich ebenso *). Es ist aber damit nur noch deutlicher gesagt, daß der Gegenstand nicht ohne das Subject, und die Schöpfung nicht ohne Gott ist. Es fragt sich nur, in wie fern sich dieser Satz auch umkehren läßt.

Der Geist ist eben dieses, er ist wesentlich dieses, daß er sich offenbart, äußert, hiermit verwirklicht; er ist eben darum das einzig Wirkliche und ohne ihn ist nichts wirklich: sein Gegenstand ist er selbst, das Aeußere gehört dem Innern an. Ist nun die Offenbarung des absoluten Geistes nur die Schöpfung, so ist die Welt der Leib Gottes, durch welchen er sich selbst realisirt: dann ist Er nur in der Welt, und mit der Welt. Aber dann ist die Welt nicht Schöpfung, sondern Emanation: Gott wird erst selbst durch die Welt, indem er sich in ihr verwirklicht.

Hieraus ergiebt sich, daß das Verhältniß Gottes zur Welt von dem Verhältnisse Gottes zu Ihm selbst abhängt, denn daraus entwickelt es sich erst, ob die Welt als Schöpfung oder als Emanation zu fassen ist.

*) S. W. IX, 298.

Das Erste ist, daß der Geist sein eigner Anfang ist, und hiermit, als absoluter Geist in Ihm selbst ist. Das ist das Verhältniß Gottes zu ihm selbst, welches in der Dreieinigkeit zu seinem Begriffe kommt. — Das Zweite ist, daß Gott das, was er nicht selbst ist, aus ihm hervorruft und somit in dem ist, was Er nicht selbst ist. Das ist das Verhältniß Gottes zur Schöpfung: denn die Schöpfung ist dieses, daß sie nicht Gott selbst ist.

Der absolute Geist ist in Ihm selbst, indem er als der unendliche sich bestimmt, aber die Gränze in Ihm selbst, als dem Unendlichen, hat, und hiermit auch wieder von Ihm selbst ausgehet: Er ist sein Inneres und sein Aeußeres, und in Jedem Er selbst, und wiederum die Einheit seiner Pole. Das ist Gottes Selbstoffenbarung ad intra, die primäre Offenbarung.

Die Schöpfung ist nicht in ihr selbst, sondern in Gott, in welchem sie ihren Anfang hat, so daß sie in Gott, Gott in ihr ist, aber sie ist nicht selbst in ihr, sondern ihr Inneres ist der Geist. Auch der geschaffene Geist hat seinen Grund in Gott, und wird eben nur dadurch in ihm selbst, daß er — Geist ist d. h. mit dem absoluten Geiste in Verbindung bleibt.

Als die Negation des göttlichen d. h. unbedingten, in ihm selbst seinen Grund habenden Wesens ist die Schöpfung so gestellt, daß sie außerhalb Gottes ist, denn sie ist die Entäußerung des göttlichen Wesens, die Offenbarung ad extra, sekundäre Offenbarung.

Insofern ist Gott außer und über seiner Schöpfung, es ist eine Gränze zwischen Gott und Welt. Insofern ist die Welt endlich, begränzt: sie hat ihren Grund nicht in ihr selbst, aber Gott hat ihn in ihm selbst.

Aber die Gränze scheidet nicht allein, sie verbindet auch, denn die Welt ist die Schöpfung Gottes: insofern ist auch Gott in ihr, wie sie in Ihm. Insofern ist die Welt unendlich, ewig, — denn ihr Anfang fällt in Gott, — und unbegränzt, denn die Gränze verbindet selbst. Die Zeit ist selbst ewig, insofern sie ihren Grund und Anfang im Ewigen hat, sie ist aber als Zeit insofern nicht ewig, als sie nicht in ihr selbst, sondern in der ewigen Persönlichkeit ihren Grund findet.

Wie Gott, als der Anfänger seiner selbst, in Ihm selbst von Ewigkeit ist, so ist Er, als der Anfänger eines Andern, des Bedingten, als Schöpfer, in der Schöpfung, hiermit in Raum und Zeit: die Schöpfung ist wesentlich in Raum und Zeit, weil sie die Negation des Unbedingten, Ewigen ist. Aber der Gegensatz ist nicht abstrakt zu fassen, sondern als von Gott gesetzt auch mit Gott vermittelt, wogegen der Unterschied bleibt.

Der Unterschied bleibt auch vor Gott. Auch vor Gott ist die Zeit nicht Ewigkeit, sondern Zeit, d. h. von Gott gesetzt als ein Anderes seines Wesens, nur daß Er sie wieder zusammenfaßt: auch vor Ihm ist die Schöpfung ein Anderes, als Er selbst, aber kein fremdes. Auch der Schöpfer ist von seiner Schöpfung insofern getrennt,

als Er es nicht selbst, und das Geschöpf nicht Er selbst ist. —

Darum ist die Schöpfung von Alters her als die erste Passion Gottes gefaßt worden, — ein Schmerz der Trennung — aber diese Passion ist stetig durchdrungen und überwunden von der Liebe und Freude, denn Er sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe! es war sehr gut! —

Steht dieses auch nicht Alles in dem Texte, so folgt es doch daraus. — Der Dichter hat uns selbst aufgefordert, Tausend und noch weiter zu zählen: er hat uns auch die Bedingung aller weiterer Forschung und Förderung eröffnet. Der Himmel wird erst durch das Licht, die Natur erst durch den Geist offenbaret. Darum fand jener Astronom in dem ganzen Weltgebäude keinen Gott, während der Erfinder der Gravitationslehre ihn überall spürte *).

VII.

Jedes verehrt seinen Gott, — das ist ethnisch. — Alle verehren Einen Gott, — das ist christlich. — Dort Furcht, hier Liebe. — Auch die Juden glauben an Einen Gott, aber sie haben ihn für sich allein. Die Wahrheit des Heidenthums und Judenthums ist das Christenthum, welches Alle berufet zu Einem Gotte. Das ist allen Religionen gemeinschaftlich, daß Gott als das Höchste, Beste, Innerste geahndet wird.

---

*) Vermischte Schriften von Joh. Neeb. II. 1817. S. 256.

VIII.

Am sicherſten finden wir Gott, wenn wir Ihm gehorchen. — Darauf kommt es an, daß wir ſtill und einfach werden: ſo werden wir innen werden, wo und wer Gott iſt.

Gelegentlich neckt uns wohl der alte lateiniſche Vers mit ſeinen ſieben katechetiſchen Fragen:

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?
Wer und was und wodurch? Wie, wann und wo? und warum denn?

Aber alle dieſe Fragen aus dem Collegium logicum, worüber ſchon Mephiſtopheles docirt hat, werden mit einem kräftigen Weil niedergeſchlagen.

In demſelben Sinne heißt es ein andermal:

Prüft das Geſchick dich, weiß es wohl, warum?
Es wünſchte dich enthaltſam. Folge ſtumm!

Ebendahin gehört die Lebensphiloſophie des Dichters in ſeiner Lebensbeſchreibung. „Unſer Leben iſt, wie das Ganze, in dem wir enthalten ſind, auf eine unbegreifliche Weiſe aus Freiheit und Nothwendigkeit zuſammengeſetzt. Unſer Wollen iſt ein Vorausverkünden deſſen, was wir unter allen Umſtänden thun werden. Dieſe Umſtände aber ergreifen uns auf ihre eigene Weiſe. Das Was liegt in uns, das Wie hängt ſelten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deshalb verweiſet man uns mit Recht an's Quia."

Auch in Wilhelm Meisters Lehrjahren, wo wir die höchsten Anliegen des menschlichen Geistes in gewöhnlicher Sprache, in alltäglichen Verhältnissen, und selbst das ernste Wort eines Spinoza: „Was gehet es dich an, wenn ich dich liebe? in Philinens Munde wieder finden, auch in diesem das Menschenleben umfassenden Romane kehren jene Vexirfragen, welche es den Menschen einmal angethan haben, in niedrigerer Sphäre wieder, denn Friedrich wendet sich damit an Wilhelm: „Wäret „Ihr nicht neugierig zu wissen, Wie und Wo? Wer? „Wann und Warum?" Friedrich kam eben von seinen einsamen Studien, und konnte den versus memorialis noch frisch im Gedächtnisse haben.

G. W. l. H. XX, 224.

„Die Kinder an der Gegenwart festzuhalten," sagt Jarno, „ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung „zu überliefern, ist das Beste, was man thun kann. „Sie fragen ohnehin früh genug nach den Ursachen."

„Es ist ihnen nicht zu verdenken," versetzte Wilhelm. „Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verwirrt „Jeden, und es ist bequemer, anstatt sie zu entwickeln, „geschwind zu fragen: woher? und wohin?"

„Und doch kann man," sagte Jarno, „da Kinder „die Gegenstände nur oberflächlich sehen, mit ihnen „vom Werden und vom Zwecke" — vom Anfange und Ende, Grunde und Ziele — „auch nur ober„flächlich reden." — „Die meisten Menschen," erwiederte Wilhelm, „bleiben lebenslänglich in diesem Falle,

„und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns „das Faßliche" — weil Oberflächliche — „gemein und „albern vorkommt." — „Man kann sie wohl herrlich „nennen," versetzte Jarno: „denn es ist ein Mittelzu„stand zwischen Verzweiflung und Vergötterung, welcher „weiter führt."

G. W. l. H. XXI, 43. 44.

Am wichtigsten sind daher diese logische Prädikamente und Prädikabilien in ihrer höchsten Beziehung, in ihrer Beziehung auf Gott, in welcher sie sich an sich selbst auflösen. In dieser Beziehung nimmt sie unser Text. —

Du fragest, wie und wo und wann Gott ist, und Gott ist doch dieses Wie und Wo und Wann selbst,

Ove s' appunta ogni Ubi et ogni Quando,

wie Dante Parad. XXIX, 12. singt,

Il quanto e 'lquale di quella allegrara,

wie er wiederholt Par. XXX, 120.

So fragt Israel den Herrn selbst: Wie heißest du? Er aber sprach: Warum fragest du, wie ich heiße? — 1. Mos. 32, 29. So fragt Moses: Wie heißet sein Name? Und Gott sprach: Ich werde seyn, der ich seyn werde. 2. Mos. 3, 13. 14. — Manoah sprach zum Engel des Herrn: Wie heißest du? Und der Engel sprach zu ihm: Warum fragest du nach meinem Namen, der doch wunderſam ist? Richter 13, 17. 18. — So fraget der alte blinde Tobias den Boten: Aus welchem Geschlechte und von welchem Stamme bist du? Und Ra-

phael sprach: Sey zufrieden. Ist's nicht genug, daß du einen Boten hast: was darfst du wissen, woher ich bin? Tob. 5, 17, 18. David klagt's mit Thränen, daß man täglich zu ihm sagt: Wo ist nun dein Gott? Er seufzet und dürstet nach dem lebendigen Gotte, und fraget: Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Ps. 42, 2—4. Und Hiob schreiet in seiner Angst: Gehe ich nun stracks vor mir, so ist er nicht da: gehe ich zurück, so spüre ich ihn nicht. Waltet er zur Linken, so schaue ich ihn nicht: verbirgt er sich zur Rechten, so sehe ich ihn nicht. Er aber kennet meinen Weg wohl. Hiob 23, 8—10.

IX.

Die Theorie des Textes ruhet auf der Lehre von der Polarität, diese auf der Kraft der Negation, wornach Eins auch das Andere, das Endliche auch das Unendliche an ihm selbst hat.

Daraus folget die praktische Regel des Textes. Ein andermal sagt der Dichter:

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Wieder ein andermal heißt es:

Benutze redlich deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit.

In diesen Worten ist sowohl als in unserm Texte

die Quintessenz aller Lebensweisheit enthalten: es kommt nur darauf an, daß wir das was drinn ist auch heraus nehmen, hiermit den Inhalt des Textes entwickeln. Das ist es eben, wovon unser Text selbst handelt, so daß wir an ihm selbst zuerst das zu üben haben, was er lehrt und vorschreibt. Er handelt von dem Verhältnisse des Menschen zu Allem, was außer, um, neben, und über ihm ist, er lehrt, daß der Mensch mit den Gegenständen, die ihn umgeben, umgehen, und zu dem Ende sie kennen lernen soll: er lernt sie aber nur kennen, wenn er in jedem Gegenstande Alles, im Endlichen das Unendliche entdeckt. Die Menschen sind unglücklich zu nennen, die an allen Gegenständen vorüber gehen, ohne von ihnen innerlich berührt zu werden, denen kein Gegenstand etwas sonderliches zu sagen hat: diese finden nirgends Genüge, ihr ganzes Leben ist lange Weile, sie ennuyiren sich und Andere. Je schneller sie über Alles urtheilen, desto weniger verstehen sie davon, sie bleiben bei der Oberfläche des Gegenstandes, und merken nichts von dem Geheimnisse, welches sein Reiz ist. Darum eilen sie darüber hinweg und kommen immer wieder zu anderen Gegenständen, mit denen es ihnen nicht besser ergeht.

Ein Philosoph drückt das so aus:

„Eine vielfältige Erfahrung hat gelehrt, daß den Meisten das größte Hinderniß der Auffassung und des lebendigen Verständnisses ihre unüberwindliche Meinung ist, daß der Gegenstand der Wissenschaft in einer unendlichen Ferne zu suchen sey; wodurch es geschieht,

daß, während sie das Gegenwärtige anschauen, sie alle Anstrengung des Geistes nöthig haben, um sich einen Gegenstand zu schaffen, von welchem gar nicht die Rede ist.“ *)

X.

So hat auch das Kleine das Große, das Einzelne das Allgemeine, der Theil das Ganze an ihm selbst. — Mikrokosmos. —

Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten. —
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß. —
Freuet euch des wahren Scheins, —
Kein Lebend'ges ist ein Eins.

Was aber dieser wahre Schein sey, lehrt die natürliche Tochter:

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene?

Und wie kümmerlich es mit den armen Menschen geht, die von dem heilig öffentlichen Geheimnisse nichts ahnden, nichts fassen noch ergreifen, denen Alles klar und plan ist, das lehrt Wilhelm Meisters Lehrbrief. Diese müssen noch recht in das Tiefe und Dunkele, das sie verschreien und verhöhnen, ehe es mit ihnen wahrhaft hell werden kann.

---

*) Schelling: Ueber das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur.

XI.

Der Weltgeiſt, Ψυχὴ τοῦ κόσμου, iſt das Prinzip der Bewegung oder des Werdens, ἀρχὴ τῆς κινήσεως, und die Bewegung der lebendige Begriff des Seyns. Hierauf ruhet alle Kosmogonie.

ὁ νοῦς περιοδικῶς ἐνεργεῖ.

Das Werden ruhet wieder auf dem Geſetze der Polarität, wodurch die Bewegung entſteht, welche die Pole vermittelt.

Weltſeele, komm' uns zu durchdringen!
Und umzuſchaffen das Geſchaffne,
Damit ſich nichts zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden:
In keinem Falle darf es ruh'n.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln.
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in Allen!
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

Kosmologie, Kosmogonie, Morphologie.

XII.

Immer konkreter tritt das Weltgeſetz der Entzweiung oder der Polarität heraus.

Das Waſſer iſt das Unterſchiedloſe; in dieſer ſeiner Neutralität iſt es nichts, in ſeiner Entzweiung die Welt.

So lehrte Thales. Auch Wischnu soll physisch das Wasser vorstellen.

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es.

Und über dem Wasser ist der Geist, wie der Himmel, von dem es kommt, zu dem es steigt.

Der Neptunismus ist aber nur die eine Seite der Weltschöpfung.

XIII.

Der nasse Weg führt selbst in's Trockne: aus der Entzweiung des Wassers folgt sein Gegensatz, aber das Prinzip bleibt hier noch immer das Wasser.

Wir erinnern uns zugleich der Morphologie I, 159. flg., wo der Urtypus des Thier- und Menschengeschlechts aus der vergleichenden Anatomie abstrahirt, und die Betrachtung darauf gelenkt wird, „wie die verschiedenen elementarischen Naturkräfte auf ihn wirken und wie er den allgemeinen, äußeren Gesetzen, bis auf einen gewissen Grad, sich gleichfalls fügen muß."

„Das Wasser schwellt die Körper, die es umgiebt, berührt, in die es mehr oder weniger hinein dringt, entschieden auf." Dieß erweiset sich schon an den Fischen. „Die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus also, der sich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feucht sie ist, desto

trockner inwendig werden: und es wird ein mehr oder minder magerer Vogel entstehn." — „So wird man die Wirkung des Klima's, der Berghöhe, der Wärme und Kälte, nebst den Wirkungen des Wassers und der gemeinen Luft, auch zur Bildung der Säugethiere sehr wichtig finden. Wärme und Feuchtigkeit schwellt auf, und bringt selbst innerhalb der Gränzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor, indessen Hitze und Trockenheit die vollkommensten und ausgebildetsten Geschöpfe, so sehr sie auch der Natur und Gestalt nach dem Menschen entgegenstehen, z. B. den Löwen und Tiger hervorbringen. Und so ist das heiße Klima allein im Stande, selbst der unvollkommenen Organisation etwas Menschenähnliches zu ertheilen, wie z. B. in Affen und Papageien geschieht."

XIV.

Hat vorhin Thales die Welt aus Wasser entstehen und ins Trockene hervorsteigen lassen, so erbaut sie jetzt Anaximenes aus Luft. Aus der Luft ist Alles durch Verdickung und Verdünnung entstanden. Hat sich vorhin die Seele des Menschen mit dem Wasser verglichen, so erscheint jetzt Seele und Geist nach der Vorstellung des Mileters als Luft.

Erst erscheint die Luft in ihrer durchsichtigen Leere und Nichtigkeit, aber sie ist in der That trübe; sie scheint durchsichtig zu seyn, weil sie durchscheinend ist: aber sie entwickelt mittelst dieser durchscheinenden Trübe

einen materiellen Gehalt, der alle Elemente in sich schließt. Und so wird es immer klarer, daß nicht ein einzelnes Element ausschließlich, sondern jedes das Weltganze in sich schließt, und als das Grundprinzip aller Dinge sich bethätigt. Das Ganze ist die Verbindung, das Einzelne entsteht durch Absonderung.

Zugleich erinnert das Beispiel, welches der Dichter wählt, um uns von dem centnerschweren Inhalte der federleichten Luft zu überzeugen, an jene jugendlichen Luftfahrten nach dem obern Elsaß, die er in seiner Lebensbeschreibung mit einigen Strichen auf das einfachste, lebhafteste und anschaulichste an uns vorüberführt.

„In Enisheim sahen wir den ungeheuern Aerolithen in der Kirche aufgefangen, und spotteten, der Zweifelsucht jener Zeit gemäß, über die Leichtgläubigkeit der Menschen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborne Wesen wo nicht auf unsern eigenen Acker herabfallen, doch wenigstens in unsern Kabinetten sollten aufbewahrt werden."

Diese flüchtigen Worte enthalten für diejenigen, welche sie von Wort zu Wort durchgehen wollen, centnerschweren Inhalt.

XV.

Der Weltgeist, in seinen Verkörperungen betrachtet, erscheint als der allgemeine Proteus der Natur, der immer ein anderer, als Brahma die Welt erschafft, als Schiwen sie zerstört, und als Wischnu sie wieder ver-

jüngt und von neuem erzeugt. Es ist immer dasselbe Prinzip, und so erscheint auch das Feuer in der Reihe der kosmogonischen Vorstellungen als das Urelement der Dinge, aus dem sie durch Entzweiung (πόλεμος, ἔρις) entstehen, und durch Einigkeit (ὁμολογία, εἰρήνη) sich wieder auflösen und hingeben. Das Seyn selbst ist nur durch stetige Wechselbeziehung, und somit hat schon Herakleitos das Gesetz der Polarität als die Bedingung des Seyns im Werden gefunden: er nennt es das Gesetz des Entgegengesetzten, ἐναντιότης, ἐναντιοτροπή, ἐναντιοδρομία, und weil es nothwendig, mithin allein vernünftig ist, εἱμαρμένη und λόγος. Er findet es in dem Wege nach Unten, ὁδὸς κάτω, und in dem Wege nach Oben, ὁδὸς ἄνω. Jener Weg ist das Medium der Production,

vom Himmel kommt es,

dieser der Weg der Absorption, Auflösung,

zum Himmel steigt es.

Beide Wege finden sich auch in unserm Texte, aber das Feuer ist, wie bei Herakleitos, die Seele des Ganzen, das Leben, wodurch Alles in Fluß bleibt, ῥοή.

Das Feuer ist nicht bloß erzeugend; dasselbige, wodurch Alles wird, ist auch das verderbende Prinzip, daher sich Mephistopheles als sein Element vorbehält, und in seinem Aerger über das demohngeachtet immer neu zirkulirende Leben mit der Flamme sich zu trösten sucht.

So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Aber er sieht nicht, oder will nicht sehen, daß auch die Flamme nichts Apartes, nichts Abstraktes oder Diskretes für ihn ist, denn sie erzeuget, wie sie vernichtet, und sie vernichtet auch nur die Form, um den Inhalt zu bewahren. Darum ist auch das Vergehen der Weg nach Oben genannt, wie das Entstehen durch Absonderung der Weg nach Unten.

XVI.

Hat sich nun Wasser, Luft und Feuer jedes als das Urelement erwiesen, aus welchem sich alle Dinge entwickeln, so wird nun auch dem vierten Elemente sein Recht gegeben, welches, wie Aristoteles sagt, Empedokles zu den dreien hinzugefügt hat, so daß nun sämmtliche Elemente in ihrem Unterschiede, wie in ihrer Identität dargestellt sind. Eins liegt in dem andern beschlossen, jedes enthält das Ganze. Aber zunächst offenbaret sich Wasser und Erde als das Seyn, das ohne sein Gegentheil nicht ist, Luft und Feuer als das Nichtseyn, das durch sein Gegentheil ist.

Die Elemente erscheinen daher eben sowohl selbständig, indem jedes das Universum darstellt, als unselbständig, indem keins ohne das andere gedacht werden

findet, und den Elementen der Natur gleichstellt, oder wenigstens damit vergleicht.

Hier wird der Mensch zunächst dem verfestigenden Elemente der Erde, als der Materie, und dem verflüchtigenden Feuerelemente, als der Seele, unterworfen: ein andermal wird er aus den andern beiden Elementen, dem Wasser, als dem Stoffe, und der Luft, als dem Geiste über den Wassern, auferbaut.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grundaus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Es ist die εἱμαρμένη, die Naturnothwendigkeit, welcher auch der Mensch nach seiner Seele zu unterliegen scheint; sie treibt ihr Spiel mit ihm, wie der Wind mit dem Wasser: sie rüttelt und schüttelt ihn.

XVII.

Jetzt folgt der Unterschied zwischen Natur und Geist: die Natur ist nur ein abstracter Theil des Menschen, ein niederes Analogon des Geistes, welches erst im Geiste sich vollendet: die Schöpfung des Menschen ist der Kulminationspunkt, womit sich die sechs Tage der Weltschöpfung abschließen und zu ihrer Wahrheit kommen. Ueber der Natur ist mithin der Geist, der νοῦς, aus welchem

die Natur nach Anaxagoras entstehet, und in welchem sie etgentlich bestehet.

Nun erst kommt die Natur zu ihrer Wahrheit, nun erst wird sie ein würdiger Gegenstand ruhiger Betrachtung auf der Höhe der Vernunft.

„Warum ich zuletzt am liebsten mit der Natur verkehre, ist, weil sie immer Recht hat, und der Irrthum bloß auf meiner Seite seyn kann. Verhandle ich hingegen mit Menschen, so irren sie, dann ich, auch sie wieder, und immer sofort, da kommt Nichts auf's Reine: weiß ich mich aber in die Natur zu schicken, so ist alles gethan." Zur Natur W. I, 381.

Damit ist alles gesagt: indem die Natur von der Vernunft gewußt wird, kann sie dieser wieder als die ordnende Richtschnur dienen, daß sie sich nicht verirre. Wie aber die Menschen irren, und namentlich an der Natur irre werden, hiermit dem Gesetze, als der Vernunft, sich entziehen und der Natur nicht als Vernunft, sondern als blinder Gewalt verfallen, das hat uns der Dichter in früherer Zeit auf das vielfältigste veranschaulicht. Aber auch in diesen lebendigen Bildern des irrenden Menschenlebens tritt immer wieder das vernünftige Verhältniß des Menschen zur Natur hervor.

„Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, „wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner „höchsten Stelle da ist, um der Natur zu gebieten, um „sich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwen-

„digkeit zu befreien; wenn ich sehe, wie er aus irgend „einem vorgefaßten falschen Begriffe gerade das Gegen„theil thut von dem was er will, und sich alsdann, weil „die Anlage im Ganzen verdorben ist, im Einzelnen küm„merlich herumplagt.“ XLIX, 22.

In den Bekenntnissen einer schönen Seele sagt der Oheim: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt, wenn „er die Umstände so viel als möglich bestimmt, und sich „so wenig als möglich von ihnen bestimmen „läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein „großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann „den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen „Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Natur„bild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und „Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur „Element, ja, ich darf wohl sagen, auch Alles an „uns: aber tief in uns liegt die schöpferische Kraft, „die das zu erschaffen vermag, was seyn soll, und uns „nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder „an uns, auf eine oder die andere Weise dargestellt „haben.“

In den Wahlverwandtschaften, welche nach der gemeinen Meinung Natur und Geist vermengen und die Ethik vernichten, tritt gerade der Unterschied zwischen der Natur und dem Geiste, zwischen dem zwingenden Naturzuge und der sittlichen Freiheit am entschiedensten hervor. Wie sich gleich in den ersten Kapiteln auch an den unbedeutendsten Dingen und Verhältnissen ein bedeutendes

Verhängniß tragisch ankündigt, so zeigt sich dasselbe auch in der Lection, die Eduard und der Hauptmann Charlotten über die verschiedenen Arten chemischer Wahlverwandtschaften ertheilen, und mit Anwendungen auf die Menschenwelt begleiten, denn wir sollen nicht bloß die Herrschaft der Natur über den Menschen, sondern auch die Herrschaft des Menschen über die Natur, als den Triumph der Vernunft, kennen lernen.

„Diese Gleichnißreden," so antwortete Charlotte, „sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern „mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch so „manche Stufe über jene Elemente erhöhet, „und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und „Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so thut er „wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren, und „den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlasse recht „zu bedenken."

Darum ist es gefährlich, mit der Natur zu spielen, und auf sie leichtsinnig das Privilegium des Geistes, die Wahl, überzutragen.

Und was sagt Ottilie, die ein Opfer dieser Natur wurde, aber auch dagegen kämpft, und unterliegend doch noch so weit siegt, als es ein zerstörtes Verhältniß zuließ, — was sagt sie?

„Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedichte erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach

überliefert: denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedieß wissen können, daß das Menschenbild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit in sich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht, aber das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch."

Denn unfühlend
Ist die Natur. —
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg. —
Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche,
Wählet und richtet:
Sey uns Vorbild
Jener geahneten Wesen.

Hiermit ist Pope's berühmter Ausspruch:

The proper study of Mankind is Man,

den er auch nicht aus sich selbst hat*), so wie das, was ihm vorausgeht:

Know then thyself, presume not God to scan

zu seiner Wahrheit erhoben.

XVIII.

Der Unterschied zwischen Natur und Geist ist dieser,

*) G. E. Lessing's sämmtliche Schriften XIV, 141. XV, 295.

daß die Natu kein Inneres hat. Göthe's „Allerdings“ und „Ultimatum“ geben darüber weitern Aufschluß *).

Die Natur bringt es nur bis zur Individualität, wodurch die Gattung erhalten wird, so wie durch die Gattung die Individualität: erst der Geist erhebt sich im Menschen zur Subjectivität, zur Persönlichkeit, mittelst welcher das Individuum in sich selbst zurückkehrt, während es in der Natur in die Gattung rückkehrt.

Die Natur geht aus sich heraus als Extension, der Geist in sich zurück als Intension; die Natur ist äußerlich, lang, der Geist innerlich, rund. Die Natur ist aber nur an sich lang, sie wird durch den Geist rund. **Dante Parad. XXX. 90. 103.**

Dasselbe lehrt unser Text.

Ihr folget falscher Spur,
Denkt nicht wir scherzen.
Ist nicht der Kern der Natur,
Menschen, im Herzen?

Das Innere der Natur ist das Menschen-Herz!

XIX.

Polarität ist Dualität: auf ihr beruht alles Leben. Starre Einheit ist der Tod: nichts Lebend'ges ist ein Eins. Die Gottheit ist die Fülle des Lebens: und diese sollte ein solches Eins seyn?

---

*) G. W. I. H. III, 112. 113.

XX.

Aber getroſt! es iſt weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit ein ſolches numeriſches Eins zu finden. Die lebendige Einheit beruhet vielmehr auf ſtetiger Wandlung in *Anderes*, welche die Philoſophie in dem Begriffe der abſoluten Negativität zum Verſtändniſſe bringt.

XXI.

Sonach ſcheint die Polarität das Räthſel des Lebens, Zeit und Ewigkeit, zu erklären. Aber die Polarität ſelbſt iſt damit nicht erklärt. Die Polarität offenbart ſich zunächſt am Magnete. Was iſt nun der **Magnet**, und ſein Geheimniß? Das iſt die Frage, die übrig bleibt, die Antwort, Aufſchluß, Erklärung erheiſcht.

So viel hat ſich ſchon zu Tage gelegt, daß das Geheimniß des Magnets dieſem nicht ausſchließlich angehört: vielmehr ſcheint die Polarität, und mit ihr die Entzweiung allem Seyn als Werden, allem Leben anzugehören: der Magnet lebet und webet allerwärts, im Kleinſten wie im Größten.

Es iſt die Anziehung und Abſtoßung, die ſich ſelbſt an den kleinſten und alltäglichſten Körpern und Bewegungen zeigt, die Centripetal- und Centrifugal-Kraft, die im Weltgebäude kreiſet, die Syſtole und Diaſtole des Herzens, ohne deren Wechſelbeziehung alles in Aſphyxie verſinkt. Das Entzweite iſt alſo doch wieder verbunden. Das Geheimniß iſt aber überall daſſelbe, dieſelbe, bald

erkannt, bald unerkannt, auf allen Stufen, in tausend Gestalten und Beziehungen wiederkehrende positive und negative Kraft, die wir mit zwei Worten in ihrem höchsten Gegensatze als Liebe und Haß bezeichnen. In dem Vorspiele zu Faust sagt es der Dichter selbst, was eigentlich den Dichter, was den Menschen macht. Es ist das Werden, welches vor dem Tode, vor dem Fertigseyn bewahrt; und zum Werden ist nichts so nöthig, als der polarische Widerspruch, in welchem das Geheimniß der Magnetnadel bestehet, nämlich „der Drang nach Wahrheit und die Lust am Schein," Schmerz und Glück, „des Hasses Kraft, die Macht der Liebe." Darin bestehet, darauf beruhet alles Werden, alles Leben, die Jugend. Dieser Gegensatz ist es, welcher, unter dem Bilde der Freundschaft und Feindschaft, die Erscheinungen der Wahlverwandtschaft darstellt, aber nicht bloß in Kreide, Essig und Laugensalz, oder in Kalk, Luftsäure und Schwefelsäure chemische Wirksamkeit zeigt, sondern auch — Menschen anzieht und abstößt, getrennte verbindet, verbundene scheidet, gleich als wären sie dem Naturzwange, der Nothwendigkeit unterworfen *).

Dem Magnete bleibt sonach als Eigenthümlichkeit nur dieses, daß er die Polarität in der einfachsten Naivetät zu Gesicht bringt und in abstrakter Sinnlichkeit äußerlich darstellt, aber gerade dadurch das Geheimniß ankündigt, welches sich sonst im Leben zu verbergen sucht. Ebendarum ist der Magnet ein Urphänomen der Natur.

*) G. W. I. H. XVII, 49 bis 57.

Die erste Zeile unseres Textes verlangt eine Erklärung dieses Urphänomens. Aber der Dichter scheint die Antwort darauf ebensowohl abzuweisen, als indirect doch zu ertheilen.

So sagt er anderwärts *): „Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen."

Der Magnet ist als Urphänomen sein eigener Begriff, seine eigene Definition, er hat die Erklärung in ihm selbst. Indessen hat unser Text, um die Symbolik des Magnets näher zu bezeichnen, und zugänglicher zu machen, zwei Worte dafür untergeschoben, welche den „sinnlich-sittlichen Bezug des Lebens" ausdrücken.

In der Farbenlehre kommt es wieder zu anderen Worten und Namen, um damit die überall waltende Polarität zur lebendigen Anschauung zu bringen.

„Mit leisem Gewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raume und in der Zeit entgegentreten."

Wenn dagegen in unsern beiden so einfachen als inhaltreichen Reim-Zeilen die Grundkräfte des Magnets und alles Lebens in der Schöpfung als Liebe und Haß

*) Zur Naturwissenschaft II, 1, 120.

bezeichnet werden, so erinnern uns diese Symbole an die alten Kosmogonieen, welche die Welt aus dem Kampfe der Elemente hervorgehen lassen. Majah ist von Ewigkeit her bei Gott als schaffend, erhaltend, zerstörend.

Wenn Heraklit das Feuer als Urelement setzt, so läßt er es durch Haß (ἔρις, πόλεμος) und Liebe (εἰρήνη, ὁμολογία) in einem ewigflüssigen Strome entgegengesetzter Bestimmungen (ῥοὴ ἐναντιῶν) wirken und walten. Wenn Empedokles die Unterschiedslosigkeit der Elemente als den Anfang voraussetzt, so läßt er aus ihnen durch Scheidung und Einigung, durch Feindschaft und Freundschaft, νεῖκος καὶ φιλία, die Welt entstehen, und durch das Widerspiel derselben Kräfte (ἀντεπικράτεια τοῦ νείκους καὶ τῆς φιλίας) zu neuem Werden vergehen. Dieß ist die concordia discors, von welcher Ovidius (Metam. I, 433.) und Horatius (Ep. I, 12, 19.) fabeln und schreiben.

Und so scheint es denn wirklich noch immer dabei zu bleiben. In allem Leben und Denken ist Lieb' und Haß. „Alles Regseyn in uns, all' unser geistiges Leben ist nichts anderes, als Urtheilen, und dieses entweder bejahend oder verneinend, Liebe oder Haß," oder — Beides zumal. Und so käme denn Liebe, Einheit, Friede nicht zur Alleinherrschaft?

Aber was ist Haß? wie sollte doch das Reich des Geistes, die Menschheit gleich der Natur dem Hasse unterworfen, wie sollte doch der Haß zum Lieben und Leben nothwendig seyn?

Lieber, wenn du so fragest, so beweisest du an dir selbst die Nothwendigkeit des Hasses. Du hassest selbst den Haß: und kannst es nicht lassen. Und es sollte doch nicht nothwendig seyn zu hassen?

An sich ist aber auch der Haß nichts anderes als die Unterscheidung, die Entgegensetzung überhaupt, die Negation, womit sich die Individualität erhält, indem sie abstößt, ohne darum die Anziehung zu negiren. In dieser Reinheit des Hasses thut der Liebe nichts so noth, als der Haß, gesunder, reiner Haß, denn die Liebe ist ebensowohl die Identität des Unterschiedenen, als die Unterscheidung des Gleichen: sonst hätte sie nur sich zu lieben, und sie bedarf ein Anderes, um zu lieben, wie Epheu eines Gegenstandes, der von ihm verschieden ist, bedarf, um sich anzuhaften und aufzuranken.

Wenn sich Zweie lieben sollen,
Müssen sie sich scheiden.

Enthält doch dieses allgemeine Gesetz der Scheidung und Verbindung selbst die einzig mögliche Erklärung der göttlichen Trinität! — Das Polaritätsgesetz fordert zur Einheit auch die Anderheit, und zur Anderheit eine abstoßende, ausschließende Kraft des Hasses, jedoch nicht ohne die vereinigende Macht der Liebe.

Wie das Leben ohne Negation, die Einheit ohne Anderheit, so wäre ohne herzhaften Haß die herzlichste Liebe matt und todt.

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit
Daß er die Pole für immer entzweit.

Wir schreiben der Liebe eine vereinigende Kraft zu, aber um die Wesen zu vereinigen und heranzuziehen, muß sie doch gleichzeitig aus dem Zustande entbinden und losreißen, welcher dieser Vereinigung vorausgeht. Darum erweiset sie sich ebensowohl als Schwerkraft, welche zusammenzieht, als auch als Expansion, welche sich ausdehnet. Umgekehrt können auch dem Hasse beide Kräfte zumal zugeschrieben werden, indem er mittelst der Individuation scheidet und dadurch das Bedürfniß der Wiedervereinigung hervorruft. Jede Kraft hat die entgegengesetzte an ihr selbst, so hat die Liebe den Haß an ihr selbst, sonst ist sie selbst nicht. Eine Liebe, die weder Katze noch Maus todt beißen kann und den Fuß nicht aufheben mag, um die lieben Würmchen nicht todt zu treten, ist keine Liebe.

Es ist nur noch dieses hinzuzusetzen, und wohl zu merken: Auf Ja und Nein, auf Liebe und Haß beruhet Alles, alles Seyn und alles Denken, mithin auch alles Wollen. Die Kräfte der Anziehung und Abstoßung berühren auch den Menschen, nur daß er nach seiner Freiheit ihnen eben sowohl widerstehen als folgen kann. Aber ob nun der Mensch jedem solchen Zuge und Stoße blindlings trauen und folgen, oder mit prüfenden Augen entgegentreten und nach Befinden widerstreben soll, das ist eine andere Frage. Daß jene sich suchenden und trennenden Kräfte auch im Gebiete des Geistes gelten, daß sie mithin ursprünglich gut sind, das beweiset nicht, daß sie in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse gut und gültig sind. Und wenn sie auch an sich, wenn sie in abstracto gut

und gültig sind, sind sie es auch in concreto, sind sie auch schon an der Zeit? oder ist ihnen inmittelst eine andere Ordnung, ein anderes Gesetz entgegengetreten, welches zunächst sein Recht behauptet? Wer bezweifelt das Occupations-Recht des Menschen, das Gott geordnet hat? Gen. 1, 28. und doch findet es seine Gränze, wenn schon ein anderer zuvorgekommen, und Besitz ergriffen hat. 2. Mos. 20, 15. Wer bezweifelt das Recht der Liebe auf Einigung? Gen. 2, 18. 20. 24. Und doch findet es für jetzt seine Gränze, wenn ihr ein älteres Band der Einigung zuvorgekommen ist. 2. Mos. 20, 14.

XXII.

Was Wesen an Wesen heranzieht, „an Körper Körper mächtig reißt, den Geist gewaltig zieht an Geist," das ist zunächst nicht das Gemeinsame und Gleiche, aus dem das Verschiedene hervorgegangen, sondern im Gegentheil die Individuation, die das Einzelwesen vom Einzelwesen scheidet.

Es ist die Einheit, die sich entzweit um sich zu äußern, und sich entäußert, um zu seyn. Erst nach der Entzweiung sucht sich das Getrennte wieder. Der nächste Grund der Liebe ist mithin die Verschiedenheit und Geschiedenheit, der entferntere die Einheit, welche der Trennung vorangegangen. Was getrennt ist, sucht das Getrennte, um sich zu ergänzen; die Liebe sucht nicht das Ihre, sondern was ihr fehlt.

Wenn du nun im Andern nichts als dein Gleiches kennen lernst, so muß sich nothwendig das Bedürfniß erneuern, welches das Gleichseyn, als die ursprüngliche Einheit, von allem Anfange an gehabt hat, nehmlich sein Entgegengesetztes zu seyn, um zu seyn; es muß sich entfernen, um sich selbst zu verstehen.

Fändest du im Andern nichts als dich selbst, so bedürftest du seiner nicht, denn was du im Andern suchst, ist eben das Andere, und nicht das, was du selbst bist in deiner Vereinzelung.

Hiermit ist das Prinzip ausgesprochen, welches alle Anziehung so wie alle Repulsivkraft erklärt. Darum heißen die entgegengesetzten Pole freundschaftliche, die gleichen feindliche: Liebe und Haß. Darum sucht sich Subject und Object in der Copula. Darum genügt sich der Mensch nicht selbst: er sucht vielmehr in allen Beziehungen seine Ergänzung.

Daraus ist auch zu erklären, einmal, daß Selbsterkenntniß zur Erkenntniß nicht ausreicht, und zweitens, was Selbsterkenntniß ist. Sich selbst erkennen heißt das Subject zum Object, zum Gegenstande, also zu seinem Gegentheile machen. Man braucht also mehr als sein eignes ungetheiltes Selbst, um sich selbst zu erkennen. Sich selbst erkennen heißt sich von sich selbst entfernen, und im Objecte sich entäußern, um sich verstehen zu lernen.

Nun bedürfen wir auch weiter keines Kommentars, um nach und nach das, was der Dichter über Selbsterkenntniß sagt, in unsere Sprache zu übersetzen.

Erkenne dich! — Was soll das heißen?
Es heißt: sey nur! und sey auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon *).

Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen **).

Indem sich Göthe über das Prädicat des Gegenständlichen, das ihm Heinroth beigelegt, belehrend und wohlwollend erklärt, fügt er zu mehrerer Erklärung hinzu:

„Hierbei bekenne ich, daß mir von jeher die große „und so bedeutend klingende Aufgabe: erkenne dich „selbst, immer verdächtig vorkam, als eine List geheim „verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreich„bare Forderungen verwirren, und von der Thätigkeit ge„gen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulich„keit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, „indem er die Welt kennt, die er nur in sich und sich „nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl „beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf." ***)

Hiermit verträgt es sich auf das beste, wenn Göthe ein andermal den alten bedeutsamen Grundsatz der jonischen Schule „nur von Gleichem werde Gleiches „erkannt" beherzigt, erläutert, und übersetzt †). Denn

*) Göthe's Werke. St. u. T. II, 247.
**) Ebendas. 241.
***) Zur Naturwissenschaft. II, 1, 47.
†) Zur Farbenlehre. I, XXXVIII.

allerdings muß das Ungleiche eben sowohl ein Gemeinsames, Gleiches, als den Unterschied an sich haben, um zu einander in Verhältniß und Beziehung zu kommen.

Es ist also nicht die Selbsterkenntniß selbst, welche abgelehnt wird, sondern die Methode derselben, die sich allein aus sich kennen zu lernen sucht, statt daß die wahre Selbsterkenntniß nur an dem Andern, in der Erkenntniß der Menschen überhaupt zu erlangen ist, mithin durch die Geschichte, durch lebendigen Verkehr, durch die Wirklichkeit vermittelt wird. Der Mensch ist nur in allen Menschen zusammen vollständig Mensch: jeder ist ein Supplement des andern. In diesem Sinne sagt Jarno (B. 7. K. 9.), daß der Mensch sich erst kennen lernt, wenn er seiner selbst in pflichtmäßiger Thätigkeit vergessen und um Anderer willen leben lernt. „Da lernt er erst sich selbst kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit Anderen."

Alle Liebe ist Erhebung, Erweiterung. Indem der Mensch liebt, sucht er ein Höheres, Reineres, noch Unbekanntes, was er selbst nicht ist: er ist ihm selbst nicht genug. Wenn er nicht mehr findet, als er selbst, nichts Reineres, an dem er sich reinigen, nichts Höheres, an dem er sich erheben, nichts Anderes, Unbekanntes, an dem er sich vervollständigen kann, so muß er sich sogleich wieder entfernen.

Epheu ist das Symbol des zärtlichen Gemüths.

So erklärt es sich auch, warum ein andermal das Geheimniß so feierlich gepriesen, und das Faßliche albern

Erkenne dich! — Was soll das heißen?
Es heißt: sey nur! und sey auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon *).

Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen **).

Indem sich Göthe über das Prädicat des Gegenständlichen, das ihm Heinroth beigelegt, belehrend und wohlwollend erklärt, fügt er zu mehrerer Erklärung hinzu:

„Hierbei bekenne ich, daß mir von jeher die große „und so bedeutend klingende Aufgabe: erkenne dich „selbst, immer verdächtig vorkam, als eine List geheim „verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreich„bare Forderungen verwirren, und von der Thätigkeit ge„gen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulich„keit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, „indem er die Welt kennt, die er nur in sich und sich „nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl „beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf." ***)

Hiermit verträgt es sich auf das beste, wenn Göthe ein andermal den alten bedeutsamen Grundsatz der jonischen Schule „nur von Gleichem werde Gleiches „erkannt" beherzigt, erläutert, und übersetzt †). Denn

*) Göthe's Werke. St. u. T. II, 247.
**) Ebendas. 241.
***) Zur Naturwissenschaft. II, 1, 47.
†) Zur Farbenlehre. I, XXXVIII.

allerdings muß das Ungleiche eben sowohl ein Gemeinsames, Gleiches, als den Unterschied an sich haben, um zu einander in Verhältniß und Beziehung zu kommen.

Es ist also nicht die Selbsterkenntniß selbst, welche abgelehnt wird, sondern die Methode derselben, die sich allein aus sich kennen zu lernen sucht, statt daß die wahre Selbsterkenntniß nur an dem Andern, in der Erkenntniß der Menschen überhaupt zu erlangen ist, mithin durch die Geschichte, durch lebendigen Verkehr, durch die Wirklichkeit vermittelt wird. Der Mensch ist nur in allen Menschen zusammen vollständig Mensch: jeder ist ein Supplement des andern. In diesem Sinne sagt Jarno (B. 7. K. 9.), daß der Mensch sich erst kennen lernt, wenn er seiner selbst in pflichtmäßiger Thätigkeit vergessen und um Anderer willen leben lernt. „Da lernt er erst sich selbst kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit Anderen."

Alle Liebe ist Erhebung, Erweiterung. Indem der Mensch liebt, sucht er ein Höheres, Reineres, noch Unbekanntes, was er selbst nicht ist: er ist ihm selbst nicht genug. Wenn er nicht mehr findet, als er selbst, nichts Reineres, an dem er sich reinigen, nichts Höheres, an dem er sich erheben, nichts Anderes, Unbekanntes, an dem er sich vervollständigen kann, so muß er sich sogleich wieder entfernen.

Epheu ist das Symbol des zärtlichen Gemüths.

So erklärt es sich auch, warum ein andermal das Geheimniß so feierlich gepriesen, und das Faßliche albern

genannt wird. Das Faßliche ist albern, weil es nichts Neues bietet. Nichts ist alberner, als bei dem, was wir verstehen, stehen zu bleiben. Was wir verstehen, verdient nicht gelesen zu werden: nur das Unverständliche kann uns reizen, daß wir uns daran halten. Eigentlich ist Alles unverständlich, — und zugleich verständlich. Es kommt Alles darauf an, das Unbekannte zur Bekanntschaft zu entwickeln und an dem Verständlichen und Bekannten unbekannte Seiten und verborgene Tiefen anzuerkennen. Zum Lehren gehört nicht bloß das Deutlichmachen des Undeutlichen, damit der Schüler seine Verwandtschaft mit dem Höchsten und sein Anrecht an das Schwierigste erkenne, sondern auch das Undeutlichmachen des Deutlichen und Faßlichen, damit er hinter der Fläche die Tiefe ahnen lerne. Alles Lernen beruht aber jedenfalls auf demselben Gesetze, welches die entgegengesetzten Pole zu ihrer Erfüllung und Verbindung zu einander zieht.

Die Erkenntniß beruht demnach mit der Liebe auf demselben Gesetze der Polarität.

XXIII.

Die entgegengesetzten Pole ziehen sich demnach an, um sich gegenseitig zu ergänzen, und die starre Individualität aufzulösen.

Dieses Gesetz findest du nicht bloß in den magnetischen Erscheinungen; es wiederholt sich überall, selbst im Gipfel der Schöpfung, in der Menschenwelt. Die Attraction ist als Liebe in den beiden Geschlechtern ausge-

drückt; sie bekundet sich als Neigung selbst in der Kindheit. Wenn sich Knabe und Knabe im gemeinsamen Spiele miteinander prügeln, und jeder seinen Mann steht, so vertragen sich Knabe und Mädchen auch schon im Kinderspiele; sie müßten schon entartet seyn, wenn sie so hart an einander gerathen könnten, wie der Knabe mit seines Gleichen. Hauptsächlich ist aber der Tanz das Kinderspiel, das Knaben und Mädchen vereinigt.

Unser Dichter sucht den Unterschied der Geschlechter und die Neigung zu einander schon in der spielenden Kinderwelt nachzuweisen. Seine Beobachtungen stehen im Widerspruche mit den Erfahrungen, die Schiller in der Glocke „vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe" und in dem Gedichte „die Geschlechter" festgehalten hat.

Wir wollen künftig genauer Acht haben, um selbst zu erfahren, welcher von Beiden Recht habe, oder ob etwa Beide, jeder von seinem Standpunkte aus, Recht behalten.

Wer uns übrigens das deutsche Sprichwort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern," entgegensetzen wollte, den müßten wir auf den griechischen Spruch der jonischen Schule verweisen, den wir oben erklärt, und hierdurch auch jenes Sprichwort mit den Gesetzen der Polarität verständigt haben.

XXIV.

Im Gegentheile stoßen sich aber gleiche Pole von einander ab, um ihre Ungleichheit zu bewähren, und ihre individuelle Geltung zu behaupten.

Auch dieſes Geſetz finden wir nicht bloß in der bewußtloſen, objectiven Welt, ſondern in uns ſelbſt. Im Staate, welcher für die Mehrheit der Subjecte das iſt, was für die Mehrheit der Objecte der Raum iſt, ſehen wir, daß ſich gerade die Glieder gleichen Standes am ſchlechteſten mit einander vertragen. Der Staat beſteht weſentlich in der Vereinigung des Verſchiedenartigen, das eben deswegen ſeiner gegenſeitig bedarf *). Und ſo können wir in jeder Bauernſchenke das phyſikaliſche Geſetz des Magnets beſtätigt finden. Hier fühlt ſich jeder dem andern gleich; gleiche Beſchäftigung, gleiche mithin collidirende Intereſſen, gleiche Standesrechte. Darum behauptet ſie auch jeder gegen den andern; es ſey im Wortwechſel, oder mit Fäuſten.

Unſer Text erinnert uns an die Bauernſcene, der Fauſt als ein Weſen höherer Art beiwohnt.

Uebrigens werden uns freilich die Juriſten lehren, daß ſich die Bauern nicht allein mit ihres Gleichen zanken und ſtreiten, ſondern auch mit ihrem Edelmanne befehden. Worauf wir erwiedern, einmal daß Prozeß noch keine Prügelei iſt, und zweitens, wenn auch jener nach Befinden nicht viel beſſer als dieſe ſeyn ſollte, daß Bauer und Edelmann doch nur inſofern in Streit gerathen, als ſie ſich gleich ſind, nehmlich als Landbewohner und Landbebauer, oder inſofern, als der tiers état Gleichheit begehrt, um ſich zanken zu können.

---

*) Vergl. Dante Parad. VIII, 118—120.

XXV.

Die gleichen, mithin feindlichen Pole versöhnen sich in einem dritten, der ihnen ungleich, mithin freundschaftlich zugeneigt ist.

Ueberhaupt ist aber von zwei sich polar entgegengesetzten Seiten das Uebergewicht auf einer Seite, ein Plus gegen ein Minus, ein Positives gegen ein Negatives.

Um dieß einzusehen, bedarf es keiner magnetischen, electrischen und galvanischen Experimente. Du brauchst nur deinen Schüler in das Leben hinein zu führen. Die Bauern prügelten sich, weil sie sich unter einander für ihres Gleichen gelten. Der Amtmann erscheint, und sofort ist die Ruhe wieder hergestellt, der Streit durch den Urthelsspruch aufgehoben, aus keinem andern Grunde, als weil er nicht für ihres Gleichen gilt, und in dem Entgegengesetzten das Uebergewicht anerkannt wird. Da haben wir zugleich den Unterschied zwischen Zank und Prozeß, denn der letztere wird von einem Dritten, Höheren geführt.

Der Dichter hat uns mit einem Male aus der Physik in die Politik, aus der Theorie in die Praxis, aus der Natur in das Staatsleben versetzt. Hier zeigt er uns an den verschiedenen Ständen die überall sich manifestirende Polarität mit ihren Gesetzen, die Ausgleichung des Streits durch den entgegengesetzten Pol, und das Uebergewicht, welches sich als plus auf der einen Seite zeigt.

„Indem man jenes Gewicht und Gegengewicht von „ungleicher Wirkung zu finden glaubt, ſo hat man auch „dieſes Verhältniß zu bezeichnen verſucht. Man hat ein „Mehr und Weniger, ein Wirken ein Widerſtreben, ein „Thun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhalten„des, ein Heftiges ein Mäßiges, ein Männliches ein „Weibliches überall bemerkt und genannt, und ſo entſteht „eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche „Fälle als Gleichniß, als mehrverwandten Ausdruck, als „unmittelbar paſſendes Wort anwenden und benutzen „mag.“ *)

In dem Geſagten liegt auch ein merklicher Fingerzeig für Lehrer der Phyſik, welche die einzelnen Naturerſcheinungen und Naturgeſetze an dem phyſikaliſchen Apparate ſo abſtract nachweiſen, als wenn dieſe Erſcheinungen nur an den von dem Lehrer ſelbſt geleiteten Experimenten wahrzunehmen wären, oder als wenn es einer Zurechtweiſung der Natur bedürfte, um ſie in ihren Geſetzen kennen zu lernen.

Das polariſche Uebergewicht in der Natur erweiſet ſich im Staate, an dem Begriffe der Obrigkeit, und in dem Reiche des reinen Gedankens an der Kategorie der übergreifenden Subjectivität. Wir können es auch unter den Menſchen in den beſonderen Beziehungen, wor-

*) Zur Farbenlehre. I, XXII. und 283 flg. Zur N. W. I, 165. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hiermit der Formalismus als ſolcher nicht empfohlen werden ſoll, nachdem ihn Hegel an den Pranger geſtellt hat. Phänomenologie LIX, flg.

auf Liebe und Freundschaft ruhen, erkennen, womit sich besondere Verhältnisse, hervortretende Wahlverwandtschaften offenbaren, aber damit die allgemeinen Verhältnisse der Liebe und Gemeinschaft nicht in Schatten, sondern nur desto mehr in's Licht stellen.

XXVI.

Aus den vielfältigen Verhältnissen und Beziehungen, die, abstoßend und anziehend, zwischen allen Wesen, natürlichen und geistigen, statt finden, folgt von selbst, daß die Magnetnadel nur dann unverrückten, richtigen und geraden Weges nach Norden zeigen könnte, wenn sie von allen dergleichen Beziehungen frei erhalten werden könnte. Vor allen Dingen mußt du dich also hüten, daß keine Magnetsteine in die magnetische Atmosphäre kommen.

Gleicherweise muß auch der Mensch die unruhige Magnetnadel, die seinem Leben die Richtung geben soll, ins Gleichgewicht zu bringen suchen. Willst du deinen Weg sicher und gerade gehen, so hüte dich vor Verlockungen. Es thut zu deiner eigenen Entwicklung Noth, daß du dich selbst beschränken, daß du entsagen lernst. Die Pforte ist eng, der Weg schmal: du mußt einseitig zu werden lernen, um etwas Tüchtiges zu werden: du kannst nicht alles auf einmal seyn.

Weil sich überall Anziehendes und Abstoßendes findet, so kommt es recht darauf an, daß du dich nur von dem anziehen lässest das dir eignet, daß du nur dem

Magnete folgeſt, den dir dein innerſter Beruf und das Geſetz vorſchreibt.

Die Erſcheinungen, die wir am Kompaß wahrnehmen, geben uns Gelegenheit, den Kompaß unſeres ganzen Lebens ſelbſt näher ins Auge zu faſſen. Sie warnen uns vor allen Nebenbeziehungen, die uns nur von dem geraden Wege ableiten können.

Nur Heiterkeit und grader Sinn
Verſchafft dir endlichen Gewinn *).

Was nicht grade erfaßt worden,
Wird auch ſchief nicht erkannt **).

Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit ***).

Dieſer Kompaß kommt uns zu ſtatten, um auch auf Umwegen zum Ziele zu gelangen. Darum erinnert der Dichter ein andermal an die Bedeutung des Mährchens, „man müſſe bei wunderhafter Wagefahrt nach einem köſtlichen Talisman, in entlegenſten Bergwildniſſen, unaufhaltſam vorſchreiten, ſich ja nicht umſehen, wenn auf ſchroffem Pfade fürchterlich drohende und lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden.“

So findet ſich auch die Antwort zu der Frage, welche der Redacteur der Wanderjahre bei jenem Rückblick auf das Theaterleben aufwirft, ob man ihn wohl über-

*) Göthe's Werke. St. u. T. II, 238.
**) Göthe's Werke. Wien. XXI, 98.
***) Göthe's Werke. Wien. XXVI, VII.

zeugen könnte, „daß dieß ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtlose Bemühung gewesen?“ *)

Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum sey;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zu rechter Zeit dem Ziele näher kommen **).

Hiermit ist der Vorwurf der Mercurialität, welcher dem Dichter in den verschiedensten Beziehungen gemacht worden ist, und das Beiwort eines ἀλλοτριομορφοδίαιτος, welches ihm beigelegt worden ist, ohne weitere Erörterung erklärt und berichtigt.

So findet der Weise, auch nach Schiller, mitten unter aller Beweglichkeit und verschiedenartigster Thätigkeit stets den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

XXVII.

Unendliches und Endliches, Seele und Leib, sind Pole, die sich nie unmittelbar berühren, wie Sauerstoff und Wasserstoff, wie Alkali und Säure, so wie sie sind, sich nicht berühren, oder was dasselbe ist, indem sie sich berühren, sogleich das nicht mehr sind, was sie für sich waren. Die Pole bilden überall nur den abstrakten Gegensatz. Das Wirkliche ist vollständig, aber nicht zusammengesetzt, weder unendlich noch endlich, noch eine Vermischung beider als seiner Theile, sondern beides in Ei-

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 244.
**) Göthe's Werke. St. u. T. IX, 405.

nem. Diese Vorstellung hat sich schon durch alle Sphären in der Gottes- Geistes- und Naturlehre im Allgemeinen bestätigt. Dasselbe wird sich auch an einer einzelnen Natur-Erscheinung spezieller zu Tage legen. Der Dichter geht zur Farbenlehre über, mit der er abschließt. Der Dichter legt hier seine Entdeckungen über Chromatik und Chroageneſie in wenige Reimzeilen nieder, wie er ein andermal seine vielfältigen Untersuchungen über die Metamorphose der Pflanzen in elegischer Form ausgesprochen, und mit den allgemeinsten Verhältnissen des Weltwesens in Beziehung gesetzt hat.

Auch Licht und Finsterniß sind Pole, die auf ewig von einander geschieden sind, denn sie bestehen eben darin, den abstrakten Gegensatz zu bilden. Abstrakte Finsterniß kann kein Licht erhellen. Finsterniß ist Finsterniß, Licht ist Licht. Licht, als pures Licht, ist unsichtbar, denn abstraktes Licht ist überhaupt nicht wirklich, wie Seele ohne Leib nicht ist. Das Weitere ist, daß der unendliche Raum des äußern Weltalls dunkel ist, und ewig finster bleibt. Wenn wir ihn erheitert sehen, da ist er es schon nicht mehr selbst.

XXVIII.

Wenn Licht und Finsterniß von einander geschieden sind, so entsteht die Frage, wodurch sie geschieden sind, oder was das seyn mag, das sich zwischen der Finsterniß des unendlichen Raums auf der einen, und zwischen dem Sonnenlichte auf der andern Seite als ein trennendes Mittelglied eingedrängt hat.

Hier finden wir nun ein doppeltes, welches selbst wieder einen Gegensatz bildet, und zwar denselben Gegensatz wiederholt, der sich in Licht und Finsterniß offenbart. Auf der einen Seite ist es das Auge, und mithin das Subject, auf der andern die Materie, und mithin das Object, das sich als ein neuer Gegensatz zwischen den ersten Gegensatz stellt, und diesen damit verwirklicht.

„Was sich zwischen beide stellt," wäre gefunden, aber wir scheinen damit nicht viel gewonnen zu haben, denn es findet sich wieder ein doppeltes; der Gegensatz löset sich nicht auf, sondern er erneuert sich. Denn das Auge ist selbst wieder Licht, das Licht im Kleinen, und da die Welt auch im Kleinsten ganz sie selbst ist, die ganze Lichtwelt. Die Materie hingegen ist von jeher als das dunkelste anerkannt worden *); die Eigenschaft aller Körper ist Undurchdringlichkeit. Aber in diesem neuen Gegensatze finden wir zugleich das Auge als Subject und die Körperwelt als Object, mithin die nothwendige Beziehung, welche das bloße, todte Seyn zum Bewußtseyn hat.

Das Auge ist das Licht, subjectiv gesetzt. Nur Licht schaut Licht: und in seinem Lichte sehen wir das Licht. Ps. 36, 10.

Indem aber das Auge, als das subjective Licht, das Licht sieht, wird das Licht gegenständlich, es ist sein eigener Gegenstand.

*) Schelling über das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur.

Alles Sehen setzt eine Verbindung mit dem Gesehenen, alles Erkennen eine Gemeinschaft mit seinem Gegenstande voraus. Licht hier, Licht dort.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Wes't nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken? *)

Was wir also mit dem neuen Gegensatze gewonnen haben, ist nichts Geringeres als Subject und Object, und deren Verhältniß zu einander, über welches sich Göthe mehrmals, namentlich unter den Ueberschriften: „der Versuch als Vermittler von Object und Subject" **) und „Bedeutendes Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort" ***) deutlich ausgesprochen hat. In der Farbenlehre sagt er: †)

„In der ganzen sinnlichen Welt kommt alles über„haupt auf das Verhältniß der Gegenstände unter einan„der an, vorzüglich aber auf das Verhältniß des bedeu„tendsten irdischen Gegenstandes, des Menschen zu den „übrigen. Hierdurch trennt sich die Welt in zwei Theile, „und der Mensch stellt sich als Subject dem Object ent„gegen. Hier ist es, wo sich der Praktiker in der Erfah„rung, der Denker in der Spekulation abmüht, und ei-

*) Zur Farbenlehre I, XXXVIII. Zur Naturwissenschaft II, 1, 20.

**) Zur Naturwissenschaft II, 1, 39.

***) Zur Morphologie II, 1, 46.

†) Zur Farbenlehre I, 69. §. 181.

„nen Kampf zu bestehen aufgefordert ist, der durch kei„nen Frieden und durch keine Entscheidung geschlossen „werden kann.“

Wir sind jetzt so weit, daß wir in dem Gegensatze des Subjects und Objects, oder des Auges und seines Gegenstandes eine Einheit, eine Vermittlung, einen Uebergang, anerkennen müssen, weil sonst für das Auge der Gegenstand nicht seyn würde. Worin aber diese Vermittlung zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Ich und nicht Ich bestehe, erfahren wir noch nicht.

Auf der einen Seite Licht, auf der andern Seite Dunkel: dazwischen wieder auf der einen Seite als Licht das Auge, das Active, das Subject oder die Seele, auf der andern Seite die Materie, das Passive, das Object oder der Leib. Wo ist nun aber dieses Beides nicht mehr Zwei, sondern Eins?

Da zeigt sich nun zunächst die Farbe als das vom Lichte durchdrungene Dunkel, und hiermit als das Naturbild des von der Seele zum Geiste durchdrungenen Leibes. Aber noch fehlt die Brücke, welche diese unmittelbare Erscheinung vermittelt. Die Farbe ist da, aber wie wird sie? Wir sehen zunächst nur so viel, daß sich die ganze Welt, als Farbenwelt, nur am Lichte und seinem Gegentheile, und für uns nur am Auge und seinem Gegenstande, der Körperwelt, entwickeln kann. Wenn sich nun die Farben ebensowohl am Auge, als der Lichtwelt, die ihr Gegentheil schon in sich trägt, und dieses fordert, als am Gegentheile, welches das Licht fordert, zu entwickeln haben, so zerfallen auch diese nach dem Ge-

gensatze, der ihnen zum Grunde liegt, in denselben Gegensatz. Sie werden theils dem Auge, theils dem Körper angehören, und ihre Verwandtschaft in dieser Spaltung dadurch bekunden, wenn sie sich drittens als beiden, dem Subjecte und Objecte zugleich angehörig, manifestiren.

Hiermit erhalten die Verse unseres Textes den näheren Bezug auf die Farbenlehre, nach welcher die Farben sich ebensowohl subjectiv, als objectiv manifestiren, aber auch als subjectiv und objectiv zugleich erscheinen. Hierauf beruht die Eintheilung der Farben in physiologische, oder subjective, augenhafte, in chemische, oder objective, gegenständliche, und in die physischen, welche in der Mitte zwischen beiden schweben, und sich mehr oder weniger einem oder dem andern Pole nähern.

XXIX.

Hiernach offenbart sich auch im Auge, als im Mikrokosmos, derselbe Gegensatz, die Polarität des Lichts und der Finsterniß. Der Tag fordert die Nacht, die Nacht den Tag. Jedes hat das Andere an ihm selbst. Hiermit scheint sich auf einmal der Dualismus zu vermitteln. Die Erfahrung lehrt uns täglich, daß das Auge durch das Finstere gesammelt, zusammengezogen, durch das Helle hingegen entbunden und ausgedehnt werde. So lehrt schon Platon im Timäus *).

*) Einleitung zu öffentl. Vorles. über Göthe's Farbenlehre von Leop. v. Henning. 1822. S. 34.

Der Dichter führt uns hier in den Vorhof der physiologischen Farben; er berührt zugleich das Thema von den Forderungen, indem das Auge, wenn ihm ein Zustand gegeben ist, sofort den andern fordert.

Wir begnügen uns, zur Erläuterung auf einige abgerissene Stellen der Farbenlehre aufmerksam zu machen*).

„Wenn wir die Augen innerhalb eines ganz finstern „Raumes offen halten, so wird uns ein gewisser Man„gel empfindbar. Das Organ ist sich selbst überlassen, „es zieht sich in sich selbst zurück, ihm fehlt jene reizende „befriedigende Berührung, durch die es mit der äußeren „Welt verbunden und zum Ganzen wird."

„Wenden wir das Auge gegen eine stark beleuchtete „Fläche, so wird es geblendet, und für eine Zeitlang „unfähig, mäßig beleuchtete Gegenstände zu unter„scheiden."

„Wer aus der Tageshelle in einen dämmrigen Ort „übergeht, unterscheidet nichts in der ersten Zeit, nach „und nach stellen sich die Augen zur Empfänglichkeit wie„der her."

„Wer aus der Dämmerung ins nicht blendende Helle „kommt, bemerkt alle Gegenstände frischer und besser; „daher ein ausgeruhtes Auge durchaus für mäßige Er„scheinungen empfänglicher ist."

„Das Schwarze, als Repräsentant der Finsterniß,

*) Vergleiche den Aufsatz über physiologische Farbenerscheinungen, insbesondere das phosphorische Augenlicht als Quelle derselben. Zur N. W. II, 20.

„läßt das Organ im Zustande der Ruhe, das Weiße,
„als Stellvertreter des Lichts, versetzt es in Thätig-
„keit.“

Wir nennen unsern Text einen Vorhof zu den phy-
siologischen Farben, weil wir zur Zeit noch keine Farben,
sondern nur Hell und Dunkel kennen. Aber wie Hell
und Dunkel sogleich ihren Gegensatz fordern, wozu auch
des schwarzen Pudels Feuerstrudel in Faust als Beleg
dient, so fordern sich auch die Farben, und zwar so, daß
im Satz und Gegensatz alle immer zugleich enthalten sind,
daher die geforderten Farben zur näheren Bezeichnung und
Erklärung komplementers genannt worden sind *).
Ein Pol bedarf des andern zu seiner Erfüllung, er for-
dert ihn, und findet ihn an ihm selbst, denn es ist kein
Moment ohne das andere.

Doch jetzt wissen wir erst so viel, daß Licht und
Finsterniß sich gegenseitig fordern und ergänzen, und mit-
hin als Komplemente anzusehen sind. Ohne Licht ist für
das Auge keine Finsterniß, ohne Finsterniß kein Licht.
Jedes erhält seinen Glanz, seine Bedeutung und Wesen-
heit von dem andern. Und doch können sie nicht so abs-
trakt wie sie sind sich miteinander vermischen. Diese
Nothwendigkeit der den Gegensatz aus einander haltenden
Polarität ist auch in folgenden Worten veranschaulicht.

Niederträchtigeres wird nicht gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

*) Zur N. W. I, 259 flg.

Wenn diese Worte in sinnlich sittlicher Beziehung ein auf unnatürlich künstliche Weise die Nacht zur blendenden Tageshelle verkehrendes und hierdurch Nacht und Tag in gleichem Lichte unmittelbar an einander knüpfendes, das kosmische und tellurische Prinzip vermengendes Leben diätisch und moralisch zu züchtigen etwa bestimmt seyn sollten, so ist doch darum auf keinen Fall die unmittelbare physikalische Bedeutung der einfachen Worte zu verkennen, oder zu übersehen.

XXX.

Wenn wir Licht und Finsterniß als immateriell aussprechen müssen, so wird dieser Gegensatz als Weiß und Schwarz körperlich und undurchsichtig. Aber auch in seiner Materialität bleibt der Gegensatz allgemein und abstrakt, mithin todt; es fehlt ihm noch immer das Konkrete, und mit diesem das Leben.

Wie die Farbe, als das Konkrete, das lebendige Bild des Lebens, ja das Leben selbst ist, so ist der abstracte Gegensatz in Schwarz und Weiß das Bild des Todes; denn er bezeichnet, als dieser, das Nichtseyn. Schwarz als das bloße Nichtseyn, Weiß als das bloße reine Seyn.

Wenn wir ferner Licht und Finsterniß, das ihrer Diskretion nicht beseelen, nicht vermischen konnten, so finden wir, daß sich beides in seiner Verkörperung atomistisch vermischen läßt, aber durch diese Mengung ein schändliches Grau erzeugt. Auf diesem Wege kommen

wir also nicht zur Farbe, sondern nur zu häßlichem Grau.

Wenn der Gegensatz des Lichtes und der Finsterniß als Schwarz und Weiß gesetzt wird, so verändert er sich, er wird körperlich und undurchsichtig. Wir verweisen dießfalls auf den Brief des Malers Philipp Otto Runge in Göthe's Farbenlehre *), der sich um die Chroagenesie, wie Ferdinand Runge um die Genesis des Lichts und der Finsterniß, bemüht hat.

In unserem Texte wird dieser Gegensatz einmal, nehmlich in der ersten Zeile, in seiner Abstraction, und zweitens, nehmlich in der zweiten Zeile, in seiner Vermischung betrachtet.

Wenn Göthe den Farben und deren charakteristischen Verhältnissen auch eine sinnlich sittliche Wirkung beilegt, wenn er einen symbolischen, allegorischen und mystischen Gebrauch der Farben unterscheidet, wenn er namentlich den Purpur als den symbolischen Ausdruck der Majestät, das Grün als das allegorische Zeichen der Hoffnung, die Einigung des Rothen und Gelben auf der einen, des Gelben und Blauen auf der andern Seite mystisch als irdische und himmlische Ausgeburten der Elohim Beispielweise bezeichnet, so findet er hier in dem abstracten farblosen Gegensatz von Weiß und Schwarz das Sinnbild des Todes. Diese Bedeutung ist nicht bloß conventionell und allegorisch, wie sich in der äußerlichen Trauer um

*) Zur Farbenlehre I, 239. flg.

Todte ausspricht, sondern auch symbolisch und nothwendig, ja mystisch, wie es die abstracte Natur dieses Gegensatzes mit sich bringt.

Der zweite Vers zeigt uns die Vereinigung des abgeleiteten Gegensatzes durch Mengung und deren Resultat, das Grau, welches als schmutzig, als schändlich ausgesprochen ist, weil seine Factoren undurchsichtig sind, mithin kein Glanz, kein Leben daraus hervorgehen kann. Grau ist daher ebenfalls wie Mutter und Vater das Sinnbild der Todestrauer: symbolisch könnte es das Niederträchtige bezeichnen.

Die Einheit der Gegensätze ist das Leben, welches in der Natur als Organismus erscheint, die Vermengung, die Neutralisation derselben ist der Tod, das niederträchtige Grau.

Hiermit haben wir die Mitte des abgeleiteten Gegensatzes gefunden, sie entsteht durch atomistische Mischung, durch körperliche Mengung. Aber noch fehlt uns die Mitte des Hellen und Dunkeln, selbst des Lichts und der Finsterniß, der Seele und des Leibes, die Mitte, die wir eben suchen, die Mitte, in welcher beide abstracte Gegenstände zur Einheit durchdrungen werden. Noch haben wir nichts weiter, als schmutziges Grau, welches unser Dichter wohl sonst auch als Newtonianisches Weiß oder als Newtonianische Leibwäsche charakterisirt, und mit der Farbe des Staubes oder des Straßenkothes bezeichnet.

Auch in seinen ersten Elementen bietet schon das Farbenreich die sinnvollsten Beziehungen auf die entgegen-

sten Gegenstände. In einer historischen Betrachtung wird unter andern Folgendes bemerkt.

§. 841.

„Gebildete Menschen haben einige Abneigung vor „Farben. Es kann diese theils aus Schwäche des Or„gans, theils aus Unsicherheit des Geschmacks geschehn, „die sich gern in das völlige Nichts flüchtet. Die Frauen „gehen nunmehr fast durchgängig weiß, und die Männer „schwarz."

Diese und andere Andeutungen könnten Veranlassung geben, bei dem vorliegenden Thema von Schwarz und Weiß über die Farben des Preußischen Staats nachzudenken. Wenn man in diesem Staate überall vor andern ein intellectuelles Streben; und eine das Besondere dem Allgemeinen unterwerfende Richtung, die beständige Tendenz nach Totalität, höchste geistige Ausbildung und Aufklärung als vorwaltend anerkennen muß, so finden wir in der That hierzu nichts passender als die Allgemeinheit von Schwarz und Weiß, welche alle konkrete Farben, als Einzelheiten, die nicht das Ganze ausdrücken, zunächst von sich weiset.

Man bindet auch die Bibel, so wie Gesangbücher, schwarz ein, denn sie haben es mit dem Tode zu thun, aber man giebt einen güldenen Schnitt, keinen weißen, denn aus dem Tode der Sünde quillt der Glanz des ewigen Lebens.

Das Weiß macht matt, das Schwarz schmutzig, so entsteht das undurchsichtige glanzlose Grau, die Esels-

Farbe, welche das verachtetste Hausthier zu kleiden bestimmt ist. Aber Grau entsteht auch aus der Mengung sämmtlicher Farben bis zur Sättigung, jedoch nur insofern als diese atomistisch zu mengen sind, mithin insofern als sie undurchsichtig sind. Somit werden folgende beide Paragraphen der Farbenlehre wenigstens zum Theil verständlich.

§. 556.

„Sämmtliche Farben zusammengemischt behalten ihren allgemeinen Charakter als σκιερόν, und, da sie nicht mehr nebeneinander gesehen werden, wird keine Totalität, keine Harmonie empfunden, und so entsteht das Grau, das, wie die sichtbare Farbe, immer etwas dunkler als Weiß, und immer etwas heller als schwarz erscheint.“

§. 556.

„Dieses Grau kann auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. Einmal, wenn man aus Gelb und Blau ein Smaragd-Grün mischt, und alsdann so viel reines Roth hinzubringt, bis sich alle drei gleichsam neutralisirt haben. Ferner entsteht gleichfalls ein Grau, wenn man eine Scala der ursprünglichen und abgeleiteten Farben in einer gewissen Proportion zusammenstellt und nachher vermischt.“

Summa: Wenn die Farben in ihrer irdischen Körperlichkeit sich nicht gegenseitig gelten lassen, sondern Freiheit und Gleichheit proklamiren, wenn sie aus Neid über den eigentlichen Vorzug einer jeden sich körperlich vermen-

gen und in einander fließen, so entsteht auch in diesem Reiche ein niederträchtiges Grau und träges Einerlei. Etwas anderes als diese körperliche Mischung ist wirkliche Durchdringung, aber so weit sind wir noch nicht.

Unser Text hat uns unvermerkt in den Vorhof der chemischen Farben eingeführt, wie vorhin in die Einleitung der physiologischen.

XXXI.

Da Weiß und Schwarz undurchsichtig sind, so steht ihrer Verbindung mit den Körpern nichts entgegen, denn das Wesen der Körper besteht selbst in der Undurchsichtigkeit. Wollte sich aber das Licht als solches einem Körper vermählen, und diesen durchdringen, so müßte der Körper selbst völlig durchsichtig seyn. Es fragt sich nur, ob es einen solchen giebt; aber es liegt schon in den Begriffen selbst, daß das völlig Durchsichtige nur dem Raume, insofern wir ihn uns leer denken, zukommen kann, hingegen dem Wesen des Körpers, als Raumerfüllend, nothwendig widerstreben muß.

Wir stehen jetzt an der Schwelle einer neuen Entdeckung, wir nähern uns jener Mitte, die wir längst suchen, und in welcher sich Licht und Finsterniß verwirklichen sollen.

So viel hatten wir gefunden, daß Licht und Finsterniß ewig geschieden bleiben, daß sie selbst und unmittelbar sich nicht vermischen können, und daher nur eine Vermittlung durch ein Drittes geschehen könnte.

So viel hatte sich an Schwarz und Weiß ergeben, daß diese Vermittlung nicht durch einen undurchsichtigen, vollendeten Körper möglich ist, denn dieß wäre keine Vermittlung, sondern die unmittelbare Vereinigung des Lichts und der Finsterniß, indem die Materie als solche das Dunkel selbst ist. Wir fanden daher wohl die Mitte zwischen Schwarz und Weiß, das Grau, aber nicht das Medium zwischen Licht und Nacht.

Eben so wenig kann aber die Vermittlung in einem völlig durchsichtigen Körper möglich seyn, denn ein solcher Körper ist als Körper selbst nicht möglich; ein solcher Körper würde eben selbst pures Licht seyn, daher er so wenig Vermittlung bewirken kann, als ein völlig undurchsichtiger. Völlig undurchsichtig ist selbst der Aether nicht, denn es liegt in dem Wesen des Körpers real zu seyn, folglich Raum zu erfüllen, was aber den Raum erfüllt, ist wenigstens nicht völlig durchsichtig.

Das Medium also, wodurch das Licht zur Erscheinung kommen sollte, müßte weder ganz undurchsichtig, noch ganz durchsichtig seyn. Wir stellen es jetzt noch dahin, wie wir dieses Medium in der Erfahrung finden werden, aber so viel ist schon jetzt gegeben, daß das Licht in diesem Medium nicht ganz als es selbst, als sein unmittelbares Selbst erscheinen kann, da es nicht durchsichtig ist, und daß darin eben so wenig die Finsterniß ganz als diese selbst erscheinen wird, denn das Medium ist nicht undurchsichtig.

Es bleiben daher zwei Fragen übrig, nehmlich er-

stens, welches ist das Medium, das wir suchen? zweitens, als was erscheint Licht und Finsterniß in dieser Mitte?

XXXII.

Wenn das Licht weder im Undurchsichtigen, ohne zu erstarren, noch im Durchsichtigen, ohne sich zu verflüchtigen, einen wirklichen Haltpunkt gewinnen kann, in jenem, als seinem Gegentheil, es selbst zu seyn aufhört, in diesem, als seinem Gleichen, nur es selbst bleibt, mithin nicht zur Erscheinung kommen kann, wenn es gleichwohl um sich zu manifestiren, eines Organs, eines körperlichen Mediums bedarf, so hat das Auge, als der Mikrokosmos des Lichts, mit seiner ganzen Wesenheit an das Dritte sich zu halten, welches allein noch übrig bleibt. Und dieses dritte ist das, was weder völlig undurchsichtig, noch ganz durchsichtig ist, mithin das Durchscheinende; weder völlig hell, noch völlig dunkel, mithin das Helldunkel. Es ist die Mitte zwischen Licht und Finsterniß, oder das Trübe; es ist das Werdende, die Brücke zwischen dem Auge und der Körperwelt.

Das Trübe oder Durchscheinende, welches wir als das Medium zwischen dem Lichten und Finstern gefunden haben, ist so wichtig, daß wir bei dieser Entdeckung einen Augenblick verweilen müssen *). Das Trübe ist das Urphänomen der Materie, ja schon selbst die zarteste Ma-

*) Zur Farbenlehre I, 48 flg. Zur N. W. I, 344.

wie, „die erste Lamelle der Körperlichkeit.“ Die Trübe ist die Offenbarung des Lichts und der Finsterniß. Licht und Finsteres bleiben zwar nach wie vor geschieden, ja sie sind eben durch die Trübe, als die erste Materie, als den Keim der Körperwelt, getrennt, aber sie sind auch durch eben dieses Medium zur Erscheinung gerufen, denn eben durch dieses elementare Phänomen ist es vermittelt, daß das Auge Licht und Finsterniß sieht; wir werden auch noch erfahren, wie beides erscheint, und vom Auge gesehn, empfunden wird. In der Trübe sind Licht und Finsterniß nicht mehr abstrakt sie selbst.

Die Trübe erscheint aber selbst auf dreifache Weise, entweder als luft- und gasartig, oder als flüssig, oder als fest.

Die vollendete Trübe ist das Weiße, die gleichgültigste, hellste, erste undurchsichtige Raumerfüllung. Weil im Weiß die Trübung vollendet ist, so hört sie auf, das Weiß ist nicht mehr trübe, denn es ist undurchsichtig. Die Erfahrung bewährt dieß überall; wir erinnern nur an die Milch, oder an das Milchglas.

Die Grade der Trübung sind unendlich, indem es mehr oder weniger durchscheinend ist. „Das Durchsichtige selbst, empirisch betrachtet, ist schon der erste Grad des Trüben. Die ferneren Grade bis zum undurchsichtigen Weiß sind unendlich.“

Wir können daher behaupten, daß es aus dem Durchsichtigen stammt, und nach dem Undurchsichtigen vorschreitet.

Im Trüben ist das treuste Bild des Werdens, als des zwischen Nichtseyn und Seyn Schwebenden, gegeben.

Wir haben uns bei diesen Erklärungen über das Trübe zum großen Theile der eigenen Worte des Dichters bedient, und es ist, um des Zusammenhanges willen, nur noch Folgendes hinzuzusetzen.

Was bei Schwarz und Weiß die Mengung ist, das ist bei Licht und Finsterniß die Trübe. Wenn dort atomistische Mischung Grau erzeugt, so fragt es sich, was bei Hell und Dunkel die dynamische Verbindung durch das Medium des Trüben erzeugen wird. Dieß war die zweite Frage, die uns übrig blieb, und worauf wir in den folgenden Versen Antwort erhalten.

Wollten wir nun das Trübe auch noch in seiner „sinnlich-sittlichen" Bedeutung verfolgen, so hätten wir uns eben daran zu halten, daß es uns zwar das Licht offenbart, aber nicht wie es ist, sondern wie es wird, nicht abstrakt, sondern konkret. In dieser Bedeutung ergreift es Schubarth, um darin die äußerste Gränze zu finden, zu der sich der Menschengeist erheben kann*). Hierbei müssen wir jedoch erinnern, daß das Trübe an sich nicht als eine mangelhafte, sondern als die einzig mögliche und nothwendige Weise der Offenbarung, als die Geburtsstätte der Farben, anzusehen ist, daher das Mangelhafte nicht in dem Trüben, sondern nur im Subjecte, oder im Auge liegen möchte, welches jedoch nach

*) Schubarth zur Beurtheilung Göthe's I, 239.

seiner gesunden Verfassung mit einer Farbe auch die andern, und hiermit das gesammte Licht konkret an ihm hat.

In diesem Sinne schreiben wir nach, was Prometheus in dem Festspiele „Pandora" beim Sonnenaufgange sagt:

Nun aber Eos, unaufhaltsam strebt sie an,
Sprungweise, mädchenartig, streut aus voller Hand
Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkensaum
Sich reich entfaltend sie blühen! wechseln mannichfach!
So tritt sie lieblich hervor, erfreulich, immerfort;
Gewöhnet Erdgeborner schwaches Auge sanft,
Daß nicht vor Helios Pfeil erblinde mein Geschlecht,
Bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht! *)

XXXIII.

Mittelst dieses trüben und durchscheinenden Mediums sehen wir Licht und Finsterniß, somit die ganze Welt, und zwar als Farbe in den verschiedenartigsten Erscheinungsweisen. Die Farbe ist die Weise, wodurch die sichtbare Welt für uns ist, und in ihren Theilen auseinander tritt: sie ist die konkrete Wahrheit beider Pole, die Wirklichkeit, welche an dem Lichte ihre Seele, an dem davon durchdrungenen Dunkel ihren Leib hat, und der Leib ist mit der Seele um so mehr eins, je mehr er durchdrungen ist.

*) Göthe's Werke St. u. T. XI, 366.

Wir erfahren nun auch ohne Schwierigkeit, in welchen Farben Licht und Dunkel, durch die Trübe gesehen, dem Auge sich darstellen, oder vielmehr, welche Farben das Licht, welche Farben das Dunkel zeigt, wenn eins oder das andere durch Trübe gesehen wird.

Siehst du das Licht durch das höchst verdichtete Trübe, den Aufgang oder den Niedergang der Sonne durch ihren getrübten Dunst- und Nebel-Kreis, so erscheint dir das Licht als Purpurroth in aller Herrlichkeit seines Glanzes. Das Licht wird nur so herrlicher, je dichter und voller der Inhalt ist, den es überwindet, durchdringet, sättiget und in sich aufnimmt.

Wenn uns Licht und Finsterniß erscheint, so erscheint beides nicht selbst, sondern in der Vereinigung beider Factoren als Farbe. Dieß ist das Allgemeine unseres Textes. Als Purpurroth erscheint das Licht, wenn es durch verdichtete Trübe gesehen wird. Dieß ist das Spezielle des Textes.

Wenn wir auf jenes, auf die Farbe im Allgemeinen zurücksehen, so finden wir, daß die Farbenlehre einer schulgerechten Definition der Farbe auszuweichen bemüht ist, so wie sie die Begriffsbestimmung des Lichts in abstracto geradezu von sich weiset.

Indessen finden sich doch die nöthigen Bezeichnungen zur Erklärung der Farben. „Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden."

„Farbe ist die gesetzmäßige Natur in Bezug auf den Sinn des Auges."

Die Thätigkeit des Lichts bekundet sich in der Farbe durch das Helle, welches sich mehr oder weniger in jeder Farbenerscheinung bethätigt; das Leidentliche hingegen durch das Dunkle oder Schattenhafte, welches ebenfalls jeder Farbe mehr oder weniger beiwohnt. Dieses Letztere stammt aus dem Finsteren, und darum sind die Leiden des Lichts Thaten der Finsterniß, die Thaten der Finsterniß Leiden des Lichts.

„Die Farbe ist ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges, das sich, wie die übrigen alle, durch Trennung und Gegensatz, durch Mischung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutralisation, durch Mittheilung und Vertheilung und so weiter manifestirt, und unter diesen allgemeinen Naturformeln am besten angeschaut und begriffen werden kann."

„Die ganze Natur offenbart sich durch die Farbe dem Sinne des Auges. Nunmehr behaupten wir, wenn es auch einigermaßen sonderbar klingen mag, daß das Auge keine Form sehe, indem Hell, Dunkel und Farbe zusammen allein das ausmachen, was den Gegenstand vom Gegenstande, die Theile des Gegenstandes von einander, fürs Auge unterscheidet. Und so erbauen wir aus diesen dreien die sichtbare Welt."

Der Haupteintheilung der Farben ist schon oben Erwähnung geschehen; zu den physiologischen und chemischen haben die früheren Verse wenigstens Einleitungsweise Andeutungen erhalten. Aber jetzt werden wir in die physischen eingeführt, welche ebenfalls durch die

Trübe entstehen. Unter den physischen Farben nehmen die dioptrischen, unter diesen die atmosphärischen als dioptrische Farben der ersten Classe, und zwar als die natürlichsten, die erste Stelle ein. Bei diesen bleibt der Dichter stehen, an diesen werden die allgemeinen Prinzipien der Farbenlehre entwickelt, und in jeder dieser Erscheinungen wird das Trübe eine wichtige Rolle spielen.

Wenn die Frage entsteht, warum der Dichter grade die physischen Farben zur Entwicklung und Veranschaulichung seiner Theorie wählt, so ist die nächste Antwort in ihrer einfachen und glänzenden Schönheit zu finden. Die Einfachheit und Unabhängigkeit von allen subjectiven und objectiven Umständen nähert sie dem Urphänomen; und hierin liegt die letzte Antwort auf unsere Frage. Hegels subj. Logik. S. 339. G. Zur N. W. I, 292.

Wenn wir nun der folgenden Entwicklung nicht vorgreifen wollen, so müssen wir uns hier einer übersichtlichen Zusammenstellung der atmosphärischen Farben-Erscheinungen durchaus enthalten.

Was aber das Purpurroth insbesondere betrifft, so wird darunter hier das reine, in der Mitte stehende Roth in seiner höchsten Würde verstanden *), während der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog **).

Daß übrigens zur Darstellung des Lichts im höch-

*) Zur Farbenlehre I. §. 612. 703.
**) Ebendaselbst §. 792.

sten Rothe eine besondere Verdichtung des davor liegenden Trüben erfordert wird, beweiset nicht bloß die Morgen- und Abendröthe, indem sich die Atmosphäre am Abend mit Dünsten mehr anfüllt, und am Morgen so lange damit erfüllt ist, bis sie von der Sonne bewältigt werden, sondern auch die Sonne im Heerrauch gesehen, wo sie rubinroth erscheint.

XXXIV.

Sobald der höchste Grad der Trübe sich einigermaßen verdünnt, und die Dünste sich einigermaßen zerstreuen, so wird das Hochroth der Purpurfarbe in Feuerfarbe, in Glühroth verwandelt, welches sich mehr und mehr dem Gelben nähert.

So erscheint das Sonnenlicht durch einen mittlern Grad der Trübe gesehen.

Wie die Grade des Trüben unendlich sind, so auch die Schattirungen und Uebergänge der Farben, von Purpur zu Roth, von Roth zu Gelb. Denn die Farben entstehen ja aus dem Trüben, sie sind daher selbst mehr oder weniger trübe: ihr allgemeiner Charakter ist das ὀλιγόν.

XXXV.

Je mehr nun die Trübe sich verdünnt, je durchscheinender und reiner die Atmosphäre wird, um so mehr geht das Roth durch alle Grade in das Gelb über, bis

es endlich auch alle Grade des Gelben durchläuft und somit zum hellsten Gelb erblaßt.

So erscheint das Sonnenlicht durch eine fast helle Atmosphäre gesehen, d. h. durch eine nicht völlig aufgehobene, aber dennoch dem Durchsichtigen genäherte Trübe angesehen, als das hellste, blasseste Gelb. Je weiter die Sonne heraufkommt, je mehr sie die Dünste zerstreut, desto heller und hellgelber wird der Schein.

XXXVI.

Wird endlich die Atmosphäre so rein und durchscheinend, daß das Durchscheinende empirisch, nehmlich für das körperliche Auge, als durchsichtig angesehen werden kann, so erscheint das Licht in seiner ursprünglichen Weise, nehmlich farblos. Das Farblose bezeichnen wir als weiß, weil Weiß im Undurchsichtigen dasselbe ist, was das Helle im Durchsichtigen darstellt. Beides ist in seiner unvermischten Weise farblos, das Weiß ohne Schwarz, das Licht ohne Finsteres.

So erscheint die Sonne, wenn sie bei völlig heiterm, wolkenreinem, dunst- und nebelfreiem Himmel über uns steht; und hier erscheint das Licht, wie es ist, das heißt, wie es körperlich ist und seyn kann.

Bei diesem Texte drängen sich dem aufmerksamen Beobachter Fragen an Fragen, Bedenken an Bedenken auf.

1) Wenn kein Körper als völlig durchsichtig angesehen werden kann, wenn alles, was den Raum erfüllt,

mehr oder weniger trübe und durchscheinend, oder ganz undurchsichtig seyn muß, mithin auch der Aether als seyend von dem leeren Raume durch Raumerfüllung sich unterscheidet, so fragt es sich, wie von einem völlig reinen, mithin durchsichtigen Aether, durch welchen das Licht ungetrübt in seiner ursprünglichen Weise erscheint, die Rede seyn könne?

2) Wenn die Trübe das einzige Mittel ist, wodurch sich das Licht und zwar als Farbe offenbart, so fragt es sich, wie es sich gleichwohl ohne diese Trübe im Durchsichtigen offenbaren könne?

3) Wenn Weiß undurchsichtig ist, als die vollendete Trübe, so fragt es sich, wie dieses Prädikat der Sonne, als dem Lichte selbst, zukommen kann?

4) Endlich fragen wir die Erfahrung, ob die Sonne wirklich ganz weiß erscheint?

Die erste dieser Fragen ist schon beantwortet. Was im höchsten Grade durchscheinend ist, das ist wenigstens empirisch, für das leibliche Auge, durchsichtig. Weil es aber immer noch ein Trübes bleibt, wenn auch möglichst getrübt, so dient es noch immer zur Offenbarung des Lichts, und zwar in derjenigen Weise desselben, welche wir als die ursprüngliche, mithin abstracte Lichterscheinung ansprechen müssen, da sie möglichst wenig getrübt ist. Erscheinung bleibt aber das Licht immer noch, weil es immer einigermaßen getrübt erscheint. Womit die zweite Frage beantwortet ist. Das Licht offenbart sich nie ohne Trübe, eben diese Trübe kann in ihrer möglichsten Ver-

dünnung als Null, und das Licht in dieser Rücksicht als das ursprüngliche, noch abstracte gelten.

Erscheint es uns nun als weiß, so ist damit nicht bloß die empirische Farblosigkeit dieser Erscheinung, sondern auch die Materialität der Sonne ausgedrückt, an welcher es erscheint. Denn Weiß ist das Licht, materiell gesetzt; es erscheint dadurch, daß es am Schwarzen, als dem Repräsentanten der Finsterniß, seinen Gegensatz findet. Womit die dritte Frage beantwortet wird: die Sonne ist selbst materielles Licht.

Was endlich die vierte an die unmittelbare Erfahrung des Auges gerichtete Frage betrifft, so erscheint dem Auge in der gegebenen Voraussetzung die Sonnenscheibe selbst, empirisch, allerdings weiß.

Aber wir entdecken zugleich an den Enden dieser Scheibe einen gelben Rand, und diese Entdeckung führt uns auf die dioptrischen Erscheinungen der zweiten Klasse, nehmlich auf die Farben, welche durch Refraction entstehen, wenn das Licht durch einen durchsichtigen Körper gesehen wird. Hier ist es eben die Refraction, welche das vor dem Lichte liegende Medium trübt, und daher statt Weiß am Rande Gelb erzeugt.

Wie eine weiße Scheibe auf dunkelm Grunde, durch ein convexes, mithin verkleinerndes, Glas gesehen, der Rand der Scheibe um so viel als sie verkleinert wird gelb darstellt, so muß die Sonnenscheibe durch die Entfernung gesehen und durch die Entfernung verkleinert nach ihren Rändern immer gelber erscheinen.

Allein unser Text berührt diese Erscheinungen nur stillschweigend, daher es auch zur Erklärung nur dieser Andeutung und Hinweisung bedarf.

Sehen wir jetzt auf die bis hierher betrachteten Farbenerscheinungen, so finden wir zwei Farben erklärt, nehmlich Roth und Gelb, jedes in seinen verschiedenen Graden, Roth bis zum Gelben, Gelb bis zum Weißen sich herüberziehend.

Roth und Gelb entsteht aber, wenn Licht durch mehr oder minder trübe Zwischenmittel gesehen wird.

XXXVII.

Wie das Licht, durch Trübe gesehen, roth und gelb erscheint, so erscheint die Finsterniß, durch Trübe gesehen, wenn die Sonne auf die Trübe scheint, blau.

Diese Erfahrung machen wir täglich am Firmamente. Die Finsterniß des unendlichen Raums erscheint uns am Tage nicht schwarz, sondern blau, weil wir sie durch den vom Tageslichte erleuchteten Dunstkreis der Atmosphäre sehen.

XXXVIII.

Das Blau wird um so dunkler, je heller die Trübe ist, um so heller und bleicher, je dunkler die Trübe wird.

In den Thälern verbleicht es bis an das Weiße heran, weil hier die dazwischen liegenden Dünste die Trübe vermehren. Auf Bergen hingegen, wo die Luft reiner und dunstfreier wird, vertieft sich das Himmelblau bis

dünnung als Null, und das Licht in dieser Rücksicht als das ursprüngliche, noch abstracte gelten.

Erscheint es uns nun als weiß, so ist damit nicht bloß die empirische Farblosigkeit dieser Erscheinung, sondern auch die Materialität der Sonne ausgedrückt, an welcher es erscheint. Denn Weiß ist das Licht, materiell gesetzt; es erscheint dadurch, daß es am Schwarzen, als dem Repräsentanten der Finsterniß, seinen Gegensatz findet. Womit die dritte Frage beantwortet wird: die Sonne ist selbst materielles Licht.

Was endlich die vierte an die unmittelbare Erfahrung des Auges gerichtete Frage betrifft, so erscheint dem Auge in der gegebenen Voraussetzung die Sonnenscheibe selbst, empirisch, allerdings weiß.

Aber wir entdecken zugleich an den Enden dieser Scheibe einen gelben Rand, und diese Entdeckung führt uns auf die dioptrischen Erscheinungen der zweiten Klasse, nehmlich auf die Farben, welche durch Refraction entstehen, wenn das Licht durch einen durchsichtigen Körper gesehen wird. Hier ist es eben die Refraction, welche das vor dem Lichte liegende Medium trübt, und daher statt Weiß am Rande Gelb erzeugt.

Wie eine weiße Scheibe auf dunkelm Grunde, durch ein convexes, mithin verkleinerndes, Glas gesehen, der Rand der Scheibe um so viel als sie verkleinert wird gelb darstellt, so muß die Sonnenscheibe durch die Entfernung gesehen und durch die Entfernung verkleinert nach ihren Rändern immer gelber erscheinen.

Allein unſer Text berührt dieſe Erſcheinungen nur ſtillſchweigend, daher es auch zur Erklärung nur dieſer Andeutung und Hinweiſung bedarf.

Sehen wir jetzt auf die bis hierher betrachteten Farbenerſcheinungen, ſo finden wir zwei Farben erklärt, nehmlich Roth und Gelb, jedes in ſeinen verſchiedenen Graden, Roth bis zum Gelben, Gelb bis zum Weißen ſich herüberziehend.

Roth und Gelb entſteht aber, wenn Licht durch mehr oder minder trübe Zwiſchenmittel geſehen wird.

XXXVII.

Wie das Licht, durch Trübe geſehen, roth und gelb erſcheint, ſo erſcheint die Finſterniß, durch Trübe geſehen, wenn die Sonne auf die Trübe ſcheint, blau.

Dieſe Erfahrung machen wir täglich am Firmamente. Die Finſterniß des unendlichen Raums erſcheint uns am Tage nicht ſchwarz, ſondern blau, weil wir ſie durch den vom Tageslichte erleuchteten Dunſtkreis der Atmoſphäre ſehen.

XXXVIII.

Das Blau wird um ſo dunkler, je heller die Trübe iſt, um ſo heller und bleicher, je dunkler die Trübe wird.

In den Thälern verbleicht es bis an das Weiße heran, weil hier die dazwiſchen liegenden Dünſte die Trübe vermehren. Auf Bergen hingegen, wo die Luft reiner und dunſtfreier wird, vertieft ſich das Himmelblau bis

zum Dunkelblau, bis zur Fülle und Pracht des Königsblau, welches sich dem Purpur nähert, und wie dieser von der Herrlichkeit seiner Würde den Namen erhält. Je näher dem Himmel, um so tiefer ist das Blau, je weiter vom Himmel, um so lichter und bleicher wird das Blau, in welchem uns die Finsterniß bei Tage erscheint.

XXXIX.

Daß aber der unendliche Raum ursprünglich finster ist, das kannst du zur Nachtzeit erkennen; denn sobald die zwischen dem Auge und der Finsterniß schwebende Trübe nicht mehr vom Tageslichte beleuchtet ist, erscheint die Nacht und zwar sammetschwarz. Schwarz ist der irdische Ausdruck des Finstern.

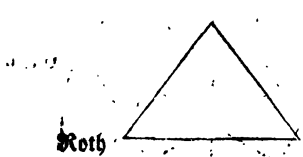
Die Finsterniß selbst kann nicht gesehen werden, aber durch die Trübe wird sie gesehen, und zwar, wenn das Licht auf die Trübe scheint, blau, ohne auffscheinendes Licht schwarz. Schwarz ist also nicht die Finsterniß selbst, sondern Finsterniß durch Trübe vermittelt; ohne diese Vermittlung ist das Dunkel gar nicht zu sehen. Dieses Schwarz bezeichnen wir als sammetschwarz um seinen Glanz zu bezeichnen, den es durch die Vermittlung in der Trübe physisch, durch die Vermittlung im Auge physiologisch erhält.

Es sind nunmehr alle drei Hauptfarben erklärt, Roth, Gelb, Blau. Weiß ist nur das feinste Gelb, Schwarz das dickste Blau. Aber nun dürfen wir nicht vergessen, daß diese Farben, so wie sie aus der Polarität

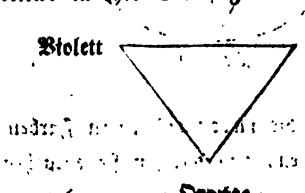
des Lichtes und der Finsterniß ihren Ursprung haben, und durch die Trübe zur Erscheinung kommen, diese polare Natur auch an sich selbst erhalten, daher jede Farbe um sich zu ergänzen ihren Gegenpol fordert, und mit diesem zusammengenommen die Totalität der Farbenwelt darstellt, dem Auge Befriedigung gewährt und Harmonie verschafft.

Diese geforderten Farben heißen secundär oder abgeleitet, in Beziehung auf die Hauptfarben, von welchen sie gefordert werden, intermediär und gemischt, weil sie immer zwischen zwei Hauptfarben erscheinen, und aus diesen durch Mischung hervorgehen, complementär, weil sie den Cyklus der Hauptfarben ergänzen und die Totalität der ganzen Farbenleiter darstellen.

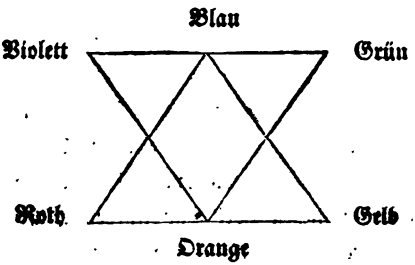
Wenn wir die Dreiheit der Hauptfarben in einem Dreieck ausdrücken wollten,



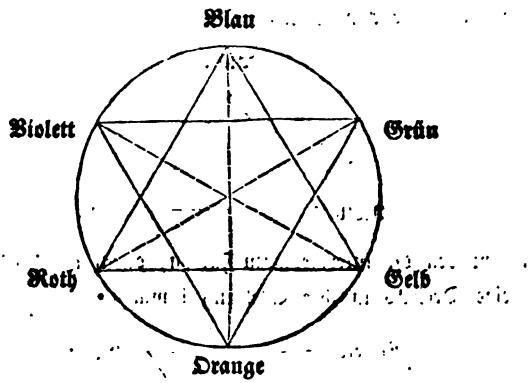
so würden die intermediären Farben, durch die Umkehrung dieses Dreiecks in ihre Stellung kommen,



daher es nur der Zusammenschiebung dieser Dreiecke bedürfte, um das Verhältniß der ursprünglichen und intermediären Farben anschaulich zu machen



welches sich noch besser durch Verschiebung der Dreiecke und zwar in der Form des Kreises ausdrückt



Hier erscheinen die intermediären Farben zwischen denjenigen Hauptfarben, aus welchen sie entstehen, z. B. Grün zwischen Blau und Gelb, wogegen diejenigen, die

sich gegenseitig fordern, einander gegenüber stehen, z. B. Blau fordert Orange.

Denken wir uns diesen Kreis in Bewegung, so zeigt sich das Farbenreich in allen seinen unendlichen Abstufungen, wobei nur zu bemerken ist, daß zu zwei Hauptfarben nicht die dritte kommen darf, ohne die kombinirte zu beschmutzen und zuletzt ins Grau überzuführen, so wie zu keiner intermediären Farbe eine andere intermediäre kommen kann, ohne dasselbe zu bewirken, weil jede intermediäre Farbe von zwei Hauptfarben etwas hat.

Was nun die abgeleiteten gemischten Farben insbesondere betrifft, so haben wir diese als atmosphärische Farben mit Ausnahme des Grün bereits schon am Himmel gesehen, das Licht als Purpur, als Feuerroth (orange), und als Gelb — dieß bildet die Hälfte des Kreises — die Finsterniß als Tiefröthlichblau (violett), und als Reinblau; aber dieses verlor sich in Weißblau statt durch Hinneigung zu dem angränzenden Gelben ins Grün überzugehen. Mithin fehlt unter den atmosphärischen Farben eine intermediäre, nehmlich Grün. Und wenn das Grün dennoch am Himmel erscheint, so ist es darum noch keine atmosphärische Farbe, es ist nicht sowohl der Ausdruck des Finstern durch die Trübe, als vielmehr die Mischung der Farben am Himmel selbst. Ueberhaupt scheint das Grün zunächst auf atomistischem Wege zu entstehen *), und zwar Reingrün, wenn sich Gelb und Blau in gleichem Verhältnisse vereinigen. Wie sich

*) Zur Farbenlehre I, §. 358. 359.

diese im Grün neutralisiren, so differenzirt das Grün auch sich wieder in Gelb und Blau, ja es ruft seine Gegenfarbe, Roth, hervor, so wie Gelb Violett, und Blau Orange, womit der Farbencyclus beschlossen ist. Heimisch ist hiernach das Grüne zunächst auf der Erde: Grün ist die irdische Farbe, woran sich wiederum der atomistische Ursprung zu bestätigen scheint. Am allgemeinsten zeigt es sich in der Pflanzenwelt; aber auch hier bringt die Pflanze ihr Selbst zum Opfer, sie vollbringt ihre Entäußerung, indem sie ihr Licht in der Blüthe ausgebiert, in welcher die neutrale grüne Farbe des Blattes zu einer spezifischen Trübung bestimmt, aber auch das Licht rein vom Dunkeln, als weiße Farbe producirt wird *).

Das Grün ist in dieser Beziehung dieselbe Neutralität, wie das Wasser unter den Elementen, und so gewinnt es seinen tiefsten Sinn, wenn sie die Wasserfarbe, Roth die Feuerfarbe, Blau die Luftfarbe genannt wird, wogegen die gelbe Farbe nur als eine Modifikation der Feuerfarbe genannt werden kann, und der undurchsichtigen Erde nur das Schwarz, wie dem Lichte das Weiß übrig bleibt.

Feuer und Luft, Roth und Blau, Gelb, Orange und Violett gehören dem Himmel an; aber dem Himmel fehlt auch etwas, das er in der Erde zu seiner Erfüllung findet. Dieß ist die grüne Farbe der Erde, welche im Wasser zwischen Himmel und Erde vermittelt wird.

*) Hegels Enzyklopädie der phil. Wiss. §. 270. 271.

Um das Grün auch in anderer Beziehung zu verfolgen, erinnern wir an die Mettonischen Glasbecher, an welchen sich überhaupt der Prozeß der Chroageneſie in seiner ursprünglichen Einfachheit wiederholt.

„In Karlsbad hat der Glasarbeiter Mettoni den „guten Gedanken gehabt, auf einem Glasbecher eine ge„ringelte Schlange mit einem trüben Schmelz zu über„ziehen, welcher bei durchscheinendem Lichte, oder auf „einem weißen Grund gehalten, hochgelb, bei auffschei„nendem Lichte und dunklem Grunde aber das schönste „Blau sehen läßt. Man kann sogar durch eine geringe „Bewegung, indem man das Gelbe zu beschatten, und „das Blaue zu erhellen weiß, Grün und Violett hervor„bringen.“ *)

Was hiernächst die Farbenforderungen betrifft, so könnte es für den ersten Augenblick auffallen, wie Purpur Grün, Gelb Violett, Blau Orange hervorrufen, mithin jede Hauptfarbe grade diejenige intermediäre, die nichts mit ihr gemein hat, jede intermediäre diejenige Hauptfarbe, welche ihr fehlt, erheischen könne. Hier verweisen wir nun zunächst auf das Auge, und auf die Erfahrung **). Statt vieler Beispiele beziehen wir uns nur auf die Purpurfarbe des bewegten Meeres. „Der beleuchtete Theil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe, und der beschattete in der entgegengesetzten

*) Zur N. W. I, 267. 268.

**) Zur Farbenlehre I, §. 49—61. Zur N. W. I, 247—262.

purpurnen." Die letztere iſt die Scheinfarbe, welche das Auge fordert. In gleicher Weiſe ſehen wir Fauſt's ſchwarzen Pudel dem Lichtſchein eines feurigen Schweifes folgen.

Aber es iſt nicht genug, daß wir dieſe Forderung äußerlich aufnehmen, wir müſſen ſie auch innerlich erfahren, verſtehen, erklären, die Nothwendigkeit einſehen lernen. Hier zeigt ſich nun, daß jede Farbe die fordert, welche ihr fehlt, um den ganzen Farbenkreis in ſich zu haben, alſo jede Hauptfarbe keine andere Hauptfarbe, ſondern diejenige abgeleitete, gemiſchte Farbe fordert, in welcher die andern beiden Farben enthalten ſind. So fordert Roth Grün, als die Indifferenz des Gelb und Blau, Grün weder Gelb noch Blau, denn dieſes hat es ſchon, ſondern Roth, Gelb nichts als Violett, worin Roth und Blau iſt, Blau weder Violett noch Grün, denn in beiden iſt ſchon Blau, weder Roth noch Gelb, denn in keinem wäre das andere, es bliebe ein Mangel, folglich Orange, worin beide dem Blau fehlende Farben vereinigt ſind. Und ſo zeigt ſich die Polarität ſowohl in der Forderung des Gegenſatzes, — indem ſich das Ungleiche ſucht — als auch in dem entfernten Grunde, neben der Wirkung, indem ſich das Getrennte ſucht, als zu einander gehörig, und ſich vereinigt, um zu Totalität und Harmonie, zur Befriedigung zu gelangen. Hiermit iſt es denn auch erklärt, wie zwei complementäre Farben den ganzen Farbenkreis in ſich ſchließen, denn ſie enthalten alle drei Hauptfarben.

Die Wahrheit dieser Erfahrung, das allgemeine Resultat des Farbencomplements ist dieses, daß Alles, was ist, sein Gegentheil, seine andere Seite zu seiner Erfüllung an ihm selbst hat. Wen überkommt nicht oft unwillkührlich mitten im tiefsten Ernste, in wirklicher Betrübniß, in beugender Andacht, ein leises oder helleres Lächeln, ein Witz oder Spaß, oder umgekehrt mitten in der heitersten Freude ein Gegenstück, eine Nachtseite, die wie ein Gespenst in der Nacht den Tag zur Nacht macht!

Nach Göthe's Berichten verwünschte Schiller vielmals diese ihm mitgetheilte Ansicht, weil er dasjenige überall erblickte, wovon ihm die Nothwendigkeit bekannt geworden *).

Wie Göthe seinem unersetzlichen Schiller die Prinzipien der Farbenlehre mitgetheilt, und dieser mit der großen Natürlichkeit seines Genies die Hauptpunkte, worauf es ankam, ergriffen und in sich aufgenommen habe **), davon zeugt das Räthsel, welches mehr als ein anderes diesen Namen in Anspruch nimmt, da zu der Zeit, als es Turandod aufgab, diese Chroageneste selbst noch im Räthsel verschlossen lag, und die Theorie Newtons, welche alle Geister befangen hielt, die Lösung auf das höchste erschwerte.

Göthe hat es seiner Farbenlehre einverleibt ***), und so mag es auch hier zur Wiederholung wiedererscheinen.

---

*) Zur N. W. I, 259.

**) Zur Farbenlehre II, 691.

***) Zur Farbenlehre II, 694. Schillers Werke IX, 1, 156.

Wir ſtammen unſer ſechs Geſchwiſter
Von einem wunderſamen Paar,
Die Mutter ewig ernſt und düſter,
Der Vater fröhlich immerdar;

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz:
So drehen wir uns in ewiger Jugend
Um Dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die ſchwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag,
Wir ſind es, die die Welt beſeelen
Mit unſers Lebens Zauberſchlag.

Wir ſind des Frühlings luſt'ge Boten
Und führen ſeinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
Denn um uns her muß Leben ſeyn.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir ſind dabei, wo man ſich freut,
Und läßt der Kaiſer ſich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

In dieſer vortrefflichen Schilderung ſind auch die ſchwarzen Höhlen nicht zu überſehen: denn abgeſehen von ihrer allgemeineren Bedeutung iſt die Anſpielung auf Newtons foramina exigua und camera obscura kaum zu verkennen.

Auch in dem Räthſel von dem Auge entwickelt ſich dieſe Farbentheorie, und die ſonnenhafte Natur des Auges als ſubjectives Licht.

Kennſt du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt ſich ſelber Licht und Glanz.
Ein andres iſt's zu jeder Stunde,
Und immer iſt es friſch und ganz.

Im engſten Raum iſt's ausgeführet,
Der kleinſte Rahmen faßt es ein:
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennſt du durch dieſes Bild allein.

Und kannſt du den Cryſtall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein;
Er leuchtet ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall ſaugt er ein.
Der Himmel ſelbſt iſt abgemalet
In ſeinem wundervollen Ring,
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
Noch ſchöner, als was er empfieng.

XL.

Und ſo bewährt es ſich hintennach (a posteriori) an der Entſtehung der Farben in ihrem ganzen konkreten Cyklus, was wir ſchon zum voraus (a priori) nachgewieſen haben, nehmlich, daß ſich die Pole nie berühren, daß Licht und Finſterniß ſelbſt auf ewig geſchieden ſind, daß ſie in einem unvereinbaren Gegenſatze ſtehen, dieſer aber den Frieden nicht ausſchließt, ſondern die todte Ruhe; er iſt nicht ohne Bewegung, aber ohne Streit.

Die Finſterniß erſcheine ſchwarz oder blau, tiefröthlichblau, oder weißblau, das Licht erſcheine roth oder gelb, hochroth oder weißgelb, für ſich bleibt Finſterniß immer Finſterniß, Licht immer Licht, die Veränderung widerfährt nicht ihnen unmittelbar, ſondern dem in der Mitte liegenden, ſein Gegentheil an ihm ſelbſt habenden, das heißt lichtfähigen, durchſcheinenden Helldunkel. Darum iſt die Finſterniß um ſo ſchwärzer, das Licht um ſo

weißer, hiermit beides ſich ſelbſt um ſo gleicher, je ähnlicher jener oder dieſem das Medium iſt, wodurch dieſes und jene geſehen werden.

Die Grundzüge der Farbenlehre ſind nunmehr entwickelt, die einfachen Elemente, auf welchen alle Chroageneſie beruht, ſind dargelegt. Der Dichter kommt zuletzt auf den Satz zurück, mit dem er die Farbenlehre eingeleitet hat. In unſerm Texte wiederholt ſich jener Anfangspunkt, wornach das All auch bei einer Verdoppelung des Lichtes finſter bleibt; dieß iſt alſo der Grund- und Schlußſtein, den wir feſthalten müſſen, um uns in dieſer Theorie, ja im Leben zu orientiren.

Aber wenn früher der Puls alles Lebens als eine unaufhörliche Unruhe, als Streit erſchien, ſo haben wir nunmehr eine Mitte gefunden, welche die Pole ſo ſcheidet, daß ſie Friede halten; dieſe Mitte iſt daher die Quelle ebenſowohl des Friedens, als des Lebens.

Aus dieſer Licht- und Farbenlehre fällt aber nunmehr auch auf die vorausgegangene Geiſteslehre ihr Licht zurück. Wie Licht und Finſterniß, — als ſolche, als Zwei ewig von einander geſchieden, — in der Farbe Eins ſind, ſo ſind Seele und Leib im Geiſte Eins. Wie das Licht zu ſeiner Erſcheinung eines Körpers bedarf, aber eines Körpers, der nicht bloß Körper, ſondern durchdringlich iſt, und dieſen in der durchſcheinenden Trübe findet, ſo bedarf auch die Seele zu ihrer Verwirklichung eines Leibes, aber eines durchdringlichen, mit dem ſie Eins iſt, indem ſie ihn durchdringt.

XLI.

Hiermit ist aber auch aller Streit zwischen Licht und Finsterniß aufgehoben. Denn insofern beide Zwei, folglich für sich sind und eben nur den Gegensatz bilden, kommen sie nicht in Berührung: insofern sie aber in der Farbe Eins sind, sind sie so wenig im Streite, als im Gemenge, sondern im Frieden Eins.

Bei Entzweiung denken wir gewöhnlich an Streit und Kampf; aber die Pole sind nicht entzweit, um sich gegenseitig zu befehden, sondern um sich gegenseitig zu erhalten, weil sie sich einander bedingen. Diejenigen, welche sich von der Lehre der Polarität dadurch abhalten lassen, daß sie darin nichts als Unruhe und Dualismus erblicken, haben zu bedenken, daß grade durch die Polarität, durch Gewicht und Gegenwicht das Gleichgewicht hergestellt wird. Das Gleichgewicht ist das dritte, das Wirkliche, Konkrete.

Es ist eine reine, baare Thorheit, ein die gesunde Vorstellung verstellendes und verkehrendes Mißverständniß, wenn die beiden Momente als streitend angesehen werden, denn ihr Streit ist eben das Leben, in welchem sie selbst nicht mehr sie selbst, sondern gereinigt sind. Aller Organismus beruht auf dieser Verschmelzung, auf der Einheit und dem Unterschiede zugleich.

XLII.

Denn wenn überhaupt in der Sphäre des Lichts und der Finsterniß ein Streit obwaltet, so besteht derselbe nicht

darin, daß dieſe ſelbſt mit einander ſtreiten. Vielmehr ſtreiten ſie mit der Körperwelt, welche zwiſchen ihnen liegt, welche ſie aus einander hält. Sie können auch nicht unmittelbar mit einander ſtreiten, weil ſie ein Mittel haben, welches zwiſchen ihnen liegt, und jede unmittelbare Berührung verhindert, indem es die Extreme eben ſo auseinander hält, wie die Axe die Pole.

Dieſes Mittel, in welchem Licht und Finſterniß zuſammentreffen, ohne an ſich aus ihrer Geſchiedenheit heraus zu treten, iſt die Materie, und zwar einmal die werdende, lebendige Materie, nehmlich die Trübe, als das Medium aller Erſcheinung, die Grundbedingung der Wirklichkeit, zweitens die gewordene, fertige, erſtarrte Materie, der undurchſichtige Körper, welcher, vom Lichte einerſeits beleuchtet, die Scheidung des Lichts und der Finſterniß auf das anſchaulichſte bekundet, indem die entgegengeſetzte Seite finſter bleibt, ja ſelbſt ohne Gegenlicht keinen Schatten wirft, welcher immer, als nicht völlig finſter, Licht erfordert.

Wenn wir nun das Beſondere allgemein auszuſprechen wagen, ſo bewährt es ſich von neuem, daß in dieſer wie in jeder einzelnen Erſcheinung die ganze Welt in allen ihren Geſetzen, auf das mannichfachſte ſich wiederholet, und hinwiederum im Univerſum nichts iſt, als was auch im Kleinſten ſich ankündigt. Denn wie im Farbenreiche, ſo finden wir überall — nicht eine Mengerei und Miſcherei — ſondern eine wirkliche Mitte zwiſchen den Extremen als die Wirklichkeit und Realität alles Lebens,

alles Seyns und Wissens. „Weil dem so ist, giebt es eine Innen- und Außen-Welt, zugleich aber keine," eine Vermittlung zwischen beiden, die keins von beiden ist. Denn

Nichts ist drinnen, nichts ist draußen.

„Finsterniß und Licht stehen einander uranfänglich entgegen, eins dem andern ewig fremd; nur die Materie, die in und zwischen beide sich stellt, hat, wenn sie körperhaft und undurchsichtig ist, eine beleuchtete und eine finstere Seite, bei schwachem Gegenlicht aber erzeugt sich erst der Schatten. Ist die Materie durchscheinend, so entwickelt sich in ihr, im Helldunkeln, Trüben, in Beziehung auf's Auge das, was wir Farbe nennen."

Es ist wohl zu merken, daß wir zuerst in der Polarität den Gegensatz überhaupt entdeckten, und demnächst diesen als Licht und Finsterniß ausgedrückt fanden. Der Grund dieses unüberwindlichen Gegensatzes, was sich zwischen beide stellt, war ein neuer Gegensatz, einerseits das Auge, andrerseits der Körper, Sehen und Gesehen werden, Subject und Object. Nun aber erfahren wir zum Schlusse, daß es immer der Körper ist, welcher Licht und Finsterniß auseinander hält. Dieser Schluß scheint der frühern Aussage, wornach Auge und Körper zwischen Licht und Finsterniß sich stellen und beide ewig auseinander halten, unmittelbar zu widersprechen. Allein dieser unmittelbare Widerspruch vermittelt sich selbst an dem weiteren Gegensatze zwischen Subject und Object, wodurch der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß näher

bestimmt wird. Denn an diesem weiteren Gegensatze ist eine doppelte Betrachtung des ersten Gegensatzes und seiner Vermittlung an die Hand gegeben.

In objectiver Beziehung ist es nehmlich der Körper, welcher Licht und Finsterniß scheidet, indem er beide vereinigt und damit aufhebt, so daß sie als Licht und Finsterniß selbst geschieden sind und bleiben: denn vereinigt sind sie aufgehoben, sie sind nicht mehr zwei, nicht mehr Licht und Finsterniß, sondern Eins, Körper, Trübe, Farbe.

In subjectiver Beziehung ist es dagegen das Auge, welches zwischen Licht und Finsterniß in die Mitte tritt, und beide auseinander hält, insofern sie zwei sind, zugleich aber in ihm aufhebt.

Zuletzt ist es der Geist, welcher Subject und Object selbst, oder Seele und Leib in ihrer Einseitigkeit, auf beide Seiten vertheilt, stehen läßt, während in ihm selbst beide Seiten vereinigt, aber nicht vermengt, aufgehoben, aber nicht neutralisirt sind.

So schließt der Dualismus oder die Polarität mit der Einheit oder der Mitte, welche die Pole, als abstracte Seiten, ebensowohl auseinander hält, als die Extremität aufhebt und die Zweiheit vereinigt.

Eigentlich ist es doch immer die Körperwelt, näher die Individuation, welche ihre beiden Seiten auseinander hält, indem sie in ihr selbst Eins sind. In der Sphäre der Natur ist es der unmittelbare Körper, das Indi-

viduum, welches Licht und Finsterniß, als Gegensätze, die aus ihm erst abstrahirt sind, auseinander hält: im Reiche des Geistes ist es die Persönlichkeit, die begeistete Individualität, welche ihre abstracten Momente, Seele und Leib, als abstract auseinder hält, indem sie selbst deren Konkretion ist.

Es ist aber das Individuum dieses Doppelte: daß es einmal sich selbstständig von allem Andern unterscheidet, und zweitens damit zu seiner Erfüllung verbunden weiß, mithin eines zum andern komplementär sich verhält. Die höchste Wahrheit der Individualität ist die Persönlichkeit als durchdringliche, durchscheinende und wiederscheinende Individualität. Diese Persönlichkeit hat die absolute Persönlichkeit zu ihrer Voraussetzung. Und hieran entwickelt sich das lebendige Verhältniß zwischen

Gott, Gemüth und Welt:

denn der dreifache Farben-Cyklus, in welchem die Farben sich eben sowohl individualisiren, als in einander abspiegeln, und sich gegenseitig erheischen, ist das in der äußern Natur niedergelegte Gleichniß der dreieinigen Persönlichkeit Gottes, welche selbst Dante auch in dem höchsten Gipfel des himmlischen Paradieses unter keinem andern Bilde erblickte. So geschah es, daß ihm zuletzt, als das höchste Ziel, als die Krone seiner himmlischen Wanderschaft, in der tiefen und klaren Substanz des hohen Lichts drei Kreise erschienen, von drei Farben und Einem Inhalte, einer der Abglanz des andern, wie ein Regenbogen im andern wieder erscheint, Gott von Gott,

Licht von Licht, und der dritte Farbenkreis war wieder ein Licht, das von dem ersten ausstrahlte zum zweiten, von dem zweiten zum ersten, und doch auch in ihm selbst war. So ist Gott in Gott, als in Ihm Selbst; aber wir wissen auch, daß Er in dem ist, was nicht Er selbst ist: Er ist in seiner Schöpfung, wie die Schöpfung in Ihm ist. Und wie selbst in dem dunkelsten Schatten noch Licht ist, so ist auch Gott in jeder Kreatur, in der Natur und im menschlichen Gemüthe.

V.

Kind und Löwe.

Novelle.

XV, 299.

Zum Schlusse des funfzehnten Bandes von Göthe's Werken letzter Hand steht eine eben so kurze als inhaltreiche Novelle ohne Titel, welche in einer kleinen zum Sylvesterabende versammelten Gesellschaft vorgelesen wurde.

Niemand konnte wissen, daß es der Vorabend vor dem Sterbe-Jahre des Dichters war: und der Lesende wußte es auch nicht, als er nach wenigen der Betrachtung jedes Einzelnen gewidmeten Minuten zur weitern Prüfung und Erwägung die folgenden Mittheilungen hinzufügte.

Wir haben eine der lieblichsten und friedlichsten Dichtungen eines dem Frieden nahen Dichters vernommen.

Sie entwickelt sich in einer Reihe lebendiger Bilder, die vor unseren Augen wie durch Zauber vorübergehen: aber was ist das Hauptbild? Die Erzählung schließt mit wundersüßen Tönen; aber ist sie auch zu Ende? Oder ist das Ganze ein Fragment? Oder das launige Spiel leichter, reicher, geschäftiger Phantasie, welche in einzelnen Bildern und Skizzen sich gefällt, ohne Zweck und Verstand? Wie zusammengewürfelt, ohne daß eins zu dem andern, ohne daß der Anfang zum Ende zu passen scheint? Allein das Ende scheint eben zu fehlen. Zwar können wir das siegreiche Kind für geborgen achten: es ist so gut, als wäre der Löwe schon in sein Gefängniß zurückgekehrt, und — besser, denn er ist gezähmt, nicht durch Eisengitter, sondern durch die zauberhafte Macht der Liebe. Aber wie wird es mit der schrecklichen Feuersbrunst in der von Gästern überfüllten Meßstadt? Und mit dem wilden Feuer in der Brust des hochbegabten, schönen Jünglings? Was wird aus der brennenden Stadt, was aus dem entflammten Herzen? Was wird aus Oheim Friedrich und aus seinen anmuthigen, friedlichen Plänen, die wir wohl in vorläufigen Zeichnungen auf das Papier gebracht, aber noch nicht in's Leben treten sahen?

Auf alle diese Fragen vermag ich als Vorleser einigen Bescheid zu geben, denn ich hab' es aus guter Quelle erfahren, wie alles geworden ist. Aber worauf ist wohl zuerst zu antworten, wornach erkundigt sich die Neugierde zuerst? Ist es die brennende Stadt, oder das glühende Jünglingsherz, das, wie arglos, von arger Lust und

Leidenschaft gehoben und bewegt wird? Ein klopfendes Menschenherz geht uns freilich näher an, als eine Stadt, wenn nicht in dieser auch viele Herzen schlügen. Doch wir bleiben in der Ordnung: die Stadt sahen wir zuerst brennen: über sie ist auch zuerst Bericht zu erstatten.

Hier kann ich nun mit Gewißheit versichern, — woran ohnehin Niemand zweifelt, — daß das Feuer zu seiner Zeit gedämpft worden ist; das Unglück war auch zum Glücke in der Vorstadt ausgebrochen, wo sich die Bretterbude für die wilden Thiere befand. Der Besitzer der Menagerie hat überdieß vorhin schon selbst eingestanden, daß er nebst den Seinigen in der Furcht, welche in der Noth nur die Noth, aber nicht den Retter erkennt, — in der Furcht das Feuer werde weiter um sich greifen, ohne Noth die wilden Thiere entlassen, daß er sich übereilt habe, denn seine Bude wurde wirklich nicht ergriffen. Der Jahrmarkt hatte bald wieder seinen Fortgang; ja er wurde in den folgenden Tagen nur noch besuchter und bewegter. Es ist noch hinzuzusetzen, daß er sich von Jahr zu Jahr mehr hob; denn der Fürst theilte keineswegs die ängstliche Besorgniß seines Oheims, wiewohl er die Vorsicht verdoppelte und im Uebrigen auf Gott vertraute. Wie könnte auch der Mensch etwas Gutes und Nützliches um deswillen unterlassen, weil es mit möglichen Gefahren verbunden ist? Und was ist ohne Gefahr? Wer dürfte handeln, oder nur einen Schritt vorwärts thun, ohne Vertrauen auf die Macht und Liebe Gottes? Ist nicht jede Handlung ein Schritt, der eine fremde, dunkle, weil äußerliche Macht beschwört? Darum

gilt es, etwas zu wagen, jedoch mit Verſtand und im rechten Vertrauen auf die Hülfe von Oben. Allerdings hatte übrigens jene Feuersbrunſt von den Gütern, welche ſonſt die Motten freſſen und wornach die Diebe graben, ein gutes Theil verſchlungen: indeſſen waren auch viele Menſchen um des Erwerbes willen verſammelt, welche den Schaden einigermaßen zu decken im Stande waren, wozu noch reichliche Liebesgaben vom Hofe kamen. Außerdem waren auch Fürſt und Volk durch dieſen Schrecken von neuem darauf aufmerkſam geworden, daß die Förderung des Handels und Gewerbes nicht das Einzige ſey, was zu thun ſey, und nicht das Eine, was eigentlich Noth thue; wie denn nach dem Sprichworte in der Welt nichts ſo ſchlimm iſt, daß es nicht ein Mittel zum Guten werden könne.

So viel von dem Feuer in der Stadt: aber nun fragen wir wieder nach dem Jünglinge. Wir verließen ihn auf der alten Mauer ſizend, die Doppelbüchſe im Schooße, nach Abend ſtarr hineinſehend, von den Strahlen der untergehenden Soune zauberiſch ſchön beſchienen. Zulezt ſahen wir ihn lächeln, als die Frau ihre Ermahnungen mit den Worten ſchloß: Ueberwinde dich ſelbſt!

Vorher hatten wir ihn knieen ſehen vor der Fürſtin in einem Augenblicke, wo er vor Gott hätte niederknieen ſollen, für die gelungene Rettung aus drohender Lebensgefahr anbetend zu danken, woran ihn auch die Fürſtin erinnert mit den leiſen, ſchönen Worten: Alles was

von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblicke. Dennoch bat der Jüngling in eben diesem Augenblicke um das, was er sich, ohne es zu wissen, versagt wünschte; er bat um Urlaub — und wußte selbst nicht, ob er nicht etwa wünschen sollte, von der angebeteten Fürstin zurückgehalten zu werden. Aber seine Bitte wurde ihm gewährt: er zog aus nach dem Abendlande. Sahen wir ihn vorhin nicht ohne Sorge auf dem Rücken des überwundenen Ungeheuers knieen — denn wer hätte nicht mit der Fürstin gefürchtet, das Thier möchte ihn noch mit der letzten Kraft seiner Krallen zerreißen? — so sind nunmehr unsere Sorgen um den Jüngling nur verändert, nicht beseitigt, denn der junge Ritter hat noch mehr zu überwinden, als den Tiger. Hat er nicht mit einer bestimmten Neigung zu kämpfen, um entsagen zu lernen, so hat er es jedenfalls mit einem unbestimmten, schrankenlosen Verlangen zu thun, das in die Weite hinaus will und das Nächste übersieht, er muß sich beschränken lernen, um die Thatkraft zu prüfen, die ihn beunruhigt. In dem Abendlande gab es indessen viel zu thun, wie wir schon vernommen haben. Jedoch trauen wir uns nicht, die Lage und Verhältnisse dieses bedeutenden Landes, oder den Namen des Reiches, aus welchem er auszog, zu verrathen, wiewohl letzteres bei genugsamen geographischen, statistischen und historischen Kenntnissen aus dem beschriebenen Jahrmarkts-Verkehre mit holländischen und französischen Artikeln, aus dem Flusse, aus Berg- und Flachland und sonst vielleicht erschlassen werden könnte. Lange,

lange dauerte des Ritters Entfernung; sie war mit vielen Mühen und Gefahren, mit vielen Wanderungen und Irrfahrten verknüpft. Ob er endlich zurückgekommen, darüber schwanken die Nachrichten. Aber Eins ist gewiß und in allen Urkunden bestätigt: Im eigentlichen Sinne ist er wirklich zurückgekehrt, und zwar als ritterlicher Ueberwinder — seiner selbst. Jenes Lächeln vor der im lautern Golde untergehenden Abendsonne war der erste Keim eines ernsten Kampfes gewesen. Hatte die wunderliche Frau so tief in sein Herz gesehen, wie viel tiefer mußte der Herzenskündiger, vor dessen blendender Abendsonne er seine Augen niederschlug, in die geheimsten Falten seines in dunkler Leidenschaft entbrannten Herzens hineinschauen! Die Worte der Frau begleiteten ihn auf seiner ganzen Wanderung. Er ist genesen, weil er überwunden hat.

Nun aber fragen wir auch billig nach dem fürstlichen Oheim Friedrich und den beabsichtigten Anlagen zur Verschönerung oder vielmehr zur Aufräumung und zur Entzifferung der Natur und der alten Burgruinen. — Der Mensch denkt, Gott lenkt; aber immer darf das, was der Mensch mit Gott beschließt, auf einen guten Ausgang rechnen, wenn sich auch in der Ausführung manches anders gestaltet, als es anfänglich gemeint war. Indessen erlebte der Oheim nur weniges von dieser Ausführung, denn er starb schon nach wenigen Jahren. Vielleicht, daß der rasche Ritt des schon bejahrten Fürsten nach der Stadt und die vorausgegangene ungewohnte Anstrengung zu Fuß auf der steilen Höhe, verbunden mit

der Gemüthsbewegung, welche die schon so lange ängstlich geahnte und nun wirklich eingetretene Wiederkehr eines vor Zeiten erlebten plötzlichen Schreckens verursachen mußte, vielleicht, daß auch die Thätigkeit bei den Löschanstalten zur Beschleunigung seines Lebensendes beitragen mußte. So viel ist aber gewiß, daß er durch das Unglück selbst von der bisherigen ängstlichen Furcht davor geheilt, und durch das mitten im Unglücke sichtbare Glück einer unerwarteten Rettung, welches er bei aller angewendeten Menschenhülfe dennoch einer höhern Leitung zuschreiben mußte, in dem Vertrauen auf diese merklich gefördert worden war. Sein Tod, so friedlich wie sein Name und sein Leben, konnte die Fortsetzung seiner Pläne so wenig hindern, daß er vielmehr zu desto treuerer Ausführung in seinem Sinne Veranlassung gab. Wer diese Anlagen aufmerksam betrachten wollte, müßte an der sinnigen Eintracht der Menschenhand mit den in dem Gegebenen ausgesprochenen Winken auf das anschaulichste inne werden, das es die Kunst ist, in welcher sich die Herrschaft des Menschen über die Natur, wozu er berufen ist, ja der Sieg des Geistes über den Leib, auf das anmuthigste offenbaret. Hier konnte nun Jeder, was der Fürst gewünscht hatte, in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren und Frischen, des Unnachgiebigen und Schmiegsamen, des Unzerstörlichen und Unwiderstehlichen, seine Betrachtungen anstellen, um mehr und mehr zu der Einsicht zu kommen, daß Jedes die Folie des Andern ist, daß alle Gegensätze sich gegenseitig zu heben bestimmt sind.

Ein Mehreres wüßten wir für jetzt über die weitere Entwickelung der in der Geſchichte geknüpften Knoten nicht mitzutheilen; es iſt auch nun leicht einzuſehen, warum ſich die Erzählung ſelbſt nicht ſo weit ausgelaſſen hat, denn wenn ich jetzt über die Authenticität dieſer Fortſetzung zur Rechenſchaft gezogen werden und Alles Wort für Wort verbürgen ſollte, ſo könnte ich auch in dem ſchärfſten Verhöre doch nichts Anderes bekennen, als daß ich dieſe Ergebniſſe aus dem Texte ſelbſt mitten im Leſen zwiſchen den Zeilen herausgeleſen habe, wie ich mir denn wohl getraute, dieſe Interlinear-Gloſſen, ſo unſichtbar ſie auch geworden ſind, im Einzelnen nachzuweiſen.

Leicht erkennen wir jetzt auch den Geiſt, der durch die ganze zarte Dichtung wehet, den Sinn, der ihr Licht iſt und die lieblichen Maſſen, Gruppen und Bilder belebt und beleuchtet. Das Hauptbild, um das ſich alle Bilder ſammeln, iſt auch der Hauptſinn, von dem das Licht ausgehet und die unterſchiedenſten Partieen verklärt.

Daß das zarte Kind, ſingend und betend, den wilden Löwen bändigt, durch frommen Sinn und Melodie, die ſich im Gebet enthüllt, das iſt — der Grundtext — der ganzen Predigt.

Hierin iſt auf das anmuthigſte ausgedrückt die Macht und der Sieg des Wahren, Schönen und Guten über alles, was ihm feindlich entgegenzutreten ſcheint: aber welch' ein Sieg? es iſt der Sieg, welcher das Ueberwundene zu ſich aufnimmt, und mit ſich verſöhnt: es iſt

der Sieg Gottes selbst, der durch Liebe den Feind bewältigt, so daß dieser am Ende zum Schemel seiner Füße anbetend niederfällt. Und wirklich sieht das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder, und der Löwe nicht sowohl wie der Ueberwundene, denn seine Kraft bleibt in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen anheim Gegebene.

So erklärt sich auf einmal, wie alle Hofluft, aller Jagdlärm, die wilde Leidenschaft, der vielbelebte Jahrmarkt, und die tobende Feuersbrunst in dem Bilde des Kindes mit dem Löwen, wie in einem Stillleben, erlischt und verschwindet. Das Kind siegt durch frommen Sinn und Melodie: es ist der Sieg des kindlichen Glaubens und des Gebets, es ist der Sieg der Liebe, denn wunderthätig ist die Liebe, die sich im Gebet enthüllt. Aber die Mutter glaubt und betet auch, und fürchtet sich nicht. Auch in der ahnungsvollen Pause, als das Kind tief unten in den Gruben verschwindet und verstummt — mit heiterem Gesichte, herübergebogen horchend, läßt sie nicht die mindeste Unruhe bemerken. Wie denn auch der Vater, nachdem er die dem Menschen verliehene Herrschaft über die Natur in Demuth vor Gott gepriesen, die Seinigen vertrauensvoll zu dem gefährlichen Unternehmen entläßt. Fällt doch kein Sperling vom Dache ohne den Willen dessen, der auch die Haare auf unsern Häuptern gezählt hat!

Wie das Kind über den Löwen, so siegt und herrschet Jedes auf seine Weise, Jedes an seiner Stelle, aber

Alle unter dem Beistande von Oben. Es ist der Geist, der die Herrschaft übet, durch den Geist ist auch dem Menschen die Herrschaft verliehen über die Natur. Und so herrschet jeder Reiter im Schloßhofe über das muthige Roß und über das trägere, der Jagdknappe über die gekoppelten Hunde, der Jäger über die Thiere des Waldes, die Polizei über das Feuer, die Vorsicht über die Gefahr, der Muth der Jugend über steile Felsenhöhen, die Kunst oder der Oheim über Natur und Zeit, der Jahrmarkt und die Gewerbsthätigkeit über alle Bedürfnisse des Lebens, und selbst über die Entfernungen, welche sonst die Menschen trennen und nun zu gegenseitigem Austausche verbinden, die Liebe mit ihren Gaben über die Brandschäden und viele andere Noth, der Fürst unter der Herrschaft des Rechts und Gewissens über Land und Leute, der Ritter über sich selbst. Aber der Gipfel aller Herrschaft ist der Sieg und die Macht des Kindes, d. i. die Kraft, die in dem Schwachen mächtig ist durch den Glauben, der sich im Gebete enthüllt, und in der Liebe thätig, ja wunderthätig wird. Es ist wieder der Geist, der Geist Gottes ist es, der auch in dem schwächsten Gefäße, wenn es nur nicht widerstrebt, Wunder wirket.

Und wie wird uns alles dieses nahe gelegt? Nicht an Amphion, nicht an Orpheus werden wir erinnert, unter deren Melodieen die Steine lebendig zur Mauer sich fügen, die wilden Thiere der Wüsten und Wälder sich zähmen, Ungewitter und Meeresstürme sich brechen und bändigen, die Flüsse in ihrem Laufe still stehen, und die

Natur ihren Odem anhält, wie wenn Pan schläft oder Halcyone auf den Wassern brütet. Nicht hieran knüpft sich die Erinnerung in der Erzählung, sondern an den einfachen Bericht von Daniel in der Löwengrube, an Simsons Räthsel und an die Weissagung des Propheten von dem kommenden Frieden.

Auf Daniel in der Löwengrube ruhet der Gesang, auf dem Propheten, welcher am Morgen darauf, als der König ängstlich nach ihm rief, also antwortete:

Herr König, Gott verleihe Dir langes Leben. Mein Gott hat seinen Engel gesandt, der den Löwen den Rachen zugehalten, daß sie mir kein Leid gethan haben. Dan. 6, 22.

Hiermit steht in nächster Verbindung das Räthsel Simsons, welches auf das anmuthigste und sinnreichste von dem glücklichsten Humor mit bedeutsamer Ironie in die Scene gesetzt wird. Simson erschlägt einen Löwen, und als er an selbiger Stätte wieder vorüberkommt, findet er im Leichnam einen Bienenschwarm und Honig. Den nimmt er mit und isset davon unterwegs und giebt den Seinigen davon zu essen. Darauf stellet er den Philistern das Räthsel: Speise kam von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken. Und was sagt dieses Räthsel anders, als daß auch das Böse zum Guten, auch das Wildeste und Ungeheuere in der Natur zur süßen Labung und Erquickung dienen muß? Was ist süßer denn Honig? was ist stärker denn der

Löwe? Das ist die Lösung dieses Räthsels nach der Schrift. Richt. 14, 14. 18.

Aber das Zarteste und Lieblichste ist die Berufung auf die Zeit des ewigen Friedens, wo alle feindlichen Kräfte zu regstem Leben und Verkehre einander dienen, helfen, ergänzen werden. Nun erscheinet erst die tiefste Wahrheit aller Gegensätze, welche nicht sich zu verneinen und auszuschließen, sondern als Glieder sich gegenseitig auszugleichen, sich zu heben und aufzuheben bestimmt sind. Es ist solches alles in einer Zeile ausgedrückt:

Löwen sollen Lämmer werden.

Wer könnte hierin die leise Anspielung auf die uralte Weissagung des Evangelisten unter den Propheten verkennen, in welcher auch das Kind erscheint, welches dem Dichter gesessen hat? Denn es stehet geschrieben: „Wenn der Herr den Frieden bringt, dann werden die „Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei „den Böcklein ruhen. Kälber und junge Löwen und „Mastvieh werden mit einander seyn, und ein kleiner „Knabe wird sie treiben. Ein Säugling wird seine „Lust haben am Rachen der Otter, und ein Entwöhn„ter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basilis„ken. Man wird nicht letzen noch verderben auf meinem „ganzen heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkennt„niß des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt.“ Jes. 11, 6. flg. 65, 25.

Dann läßt mit hellaufflammendem Gefieder
Der Geier sich im Hof bei Tauben nieder,

Nicht grimmig stoßend und wie sonst zu schaden,
Er scheint sie sanft zur Einigkeit zu laden.

Das alles ist hier in vier Worten ausgedrückt:

„Löwen sollen Lämmer werden,"

und wenn der folgende Vers hinzufügt:

„Und die Welle schwankt zurück,"

so frage ich bescheiden an, ob er etwa auch Andere, wie mich, an das große Wort erinnert:

Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Hiob 38, 11.

Der Sinn ist, daß unter der Herrschaft der ewigen Liebe auch auf der Erde der Löwe zum Lamme werde, und die unbändige Meereswelle mitten im tobenden Heranbrausen sacht und leise zurückschwankt, im ruhig klaren Spiegel der Meeresfläche sich zu ebnen und zu stillen. Daran erweiset sich zugleich die Ohnmacht alles kreatürlichen Strebens, insofern es seine Gränzen, nämlich den Willen Gottes, nicht erkennet. Und wie die mild aufgehende Sonne erhebet sich dagegen die stille Majestät und Macht des Guten, welches am Ende das Feld behält, das ist der Sieg Gottes selbst und der Sieg ist Friede. Was sich ihm auch entgegensetze, es wird am Ende gezähmt zum Schemel seiner Füße niederfallen, wie der Löwe unter den Liedern des Kindes. Der Kinder ist das Himmelreich.

Noch wäre zu gedenken, daß die Erzählung, welche wir gelesen und betrachtet haben, auch durch ihre Stel-

lung in Beziehung auf die vorausgehenden Dichtungen sowohl im Allgemeinen, als auch zu dieser Zeit besonders wichtig und bedeutend wird, indem sie nach einer langen Reihe betrübender Bilder heilloſen Zerfalls aller Zucht und Ordnung, aller Sitte und Eintracht, ſühnend den Cyklus ſchließt, wie etwa auf viele gellende Mißtöne ein einziger reiner Accord folgt, welcher die Auflöſung enthält.

Dieſe Novelle kann auch als die letzte Auflöſung eines langen reichen Dichterlebens angeſehen werden, welches mit demſelben Grundaccorde von der Erneuerung aller Dinge angefangen hat. Wie hier der Dichter mit den freudigſten Ausſichten auf den Sieg des Geiſtes, der Sünde und Tod überwindet, auf den endlichen Frieden, der alle Feindſchaft ausgleicht, das Alte erneuert, das Verlorene wiederbringt, in einer Novelle ſeinen Schwanengeſang ſingt, ſo iſt er einſt in dem Briefe eines Paſtors an ſeinen neuen Amtsbruder mit demſelben Thema in die Schranken getreten, wenn er ſeinem Kollegen ſeine Ausſichten auf die endliche Wiederbringung aller Dinge vertraut, und die Lehre mittheilt, mit welcher er ſich insgeheim tröſtet. Es ſind Heimlichkeiten, die leicht mißverſtanden werden können, und ſogleich entſtellt ſind, wenn ſie profanirt werden. Das Ende iſt aber Friede und Freude, nur daß das Ende nicht abzuſehen iſt, wenn ſich kein Anfang zeigt.

Leicht erklärt es ſich auch, in welchem Verhältniſſe dieſe liebliche Novelle zu dem heutigen Tage ſteht, und

in wie fern ſie ſich eignen möchte, als die letzte Blume in den Kranz geflochten zu werden, den wir zum Andenken und zu nachhaltiger Erinnerung aus dem alten Jahre mit in das neue hinüberzunehmen pflegen.

Pflegen wir uns denn nicht auch zum neuen Jahre Frieden und Eintracht und das ſiegreiche Gelingen guter Wünſche zu wünſchen? Und haben wir's jetzt nicht beſonders nöthig?

Haben wir nicht auch, wie Oheim Friedrich, mancherlei Pläne und gute Entſchließungen, frohe Hoffnungen und Ausſichten in das neue Jahr hinüberzunehmen, in dem Vertrauen, daß Gott das Gedeihen geben werde?

Haben wir nicht auch alle unſere Sorgen und unſere Schmerzen mit hinüberzunehmen, in der gewiſſen Zuverſicht, daß Gott Alles wohl machen werde?

Knieen wir nicht auch zu dieſer Stunde, gleich dem Junker Honorio, auf dem Rücken manches überwundenen und überſtandenen Unglücks, in der guten Zuverſicht, daß es uns nicht weiter mit ſeinen Krallen beſchädigen werde? Und wer vernähme nicht in dieſen Augenblicken eines wichtigen Zeitabſchnitts, wiewohl jeder Augenblick ein ſolcher Zeitabſchnitt iſt, und jeder Tag einen feierlichen Zeitabſchluß enthält, — wer vernähme nicht auch in dieſen der theuern Lebenszeit angehörigen Augenblicken den dringenden Aufruf zum Gebete und zum Danke? Denn, „alles was von Frömmigkeit im tiefen

Herzen wohnt, entfaltet ſich in ſolchem Augenblicke."

Bitten wir nicht auch, Jedes für ſich und für das Andere, um den Schutzengel Gottes, der den Propheten aus dem Rachen der Löwen rettete?

Wir ringen und bitten, und ſind doch des endlichen Gelingens gewiß: mit dieſer feſten und freudigen Zuverſicht eröffnet ſich uns die höchſte und heiterſte Ausſicht auf die Zukunft — „welche zwar ſchon in den Blick „des Vogels übergehet," — denn ſchon gleicht ſich vor unſern Augen Alles aus, und die Noth in den großen und kleinen Menſchenhäuſern ſcheint zu verſchwinden, — „aber ſich doch noch maleriſch genug hintereinanderſchiebt," denn der Friede, den wir in der Ferne begrüßen, iſt kein todtes Einerlei, ſondern das Leben in ſeiner Fülle.

Wir befinden uns auch Alle hienieden in den Gruben, in den Gräbern, wo es einem ohne Glauben und Gebet, ohne Hoffnung und Liebe gar oft bange werden würde: darum halten wir uns auch im neuen Jahre an die vielgeprüften Führer, als ſichere Leitſterne.

Und ſo mögen hier zum Schluſſe, friſchen Muth und gutes Vertrauen zu beleben, noch einmal die ſüßen Töne des Liedes nachklingen, womit das Kind ſelbſt den Löwen bändigt. Wenn in der Handlung ſelbſt der wunderbare Geſang, vielfach verſchlungen, unter den ſeltſamſten Zügen und Wendungen, denſelben Grundton wiederholt und variirt, und wie aus der Tiefe immer von neuem heraufkommt, ſo daß auch Vater und Mutter den

unwiderſtehlichen, immer weiter ſich ausbreitenden Strömen des Liedes ſich hingeben und anſchließen, ſo können wir uns auch nicht entbrechen, mit Herz und Mund einzufallen und einzuſtimmen: es wird die Zeit kommen, da Alle einſtimmen.

Engel ſchweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmliſcher Geſang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Guten bang?
Dieſe ſanften frommen Lieder
Laſſen Unglück nicht heran:
Engel ſchweben hin und wieder,
Und ſo iſt es ſchon gethan.

Und ſo geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchwören, feſt zu bannen
Lieben Sohn an's zarte Knie,
Ihn des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick:
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwerdt erſtarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Leipzig,
gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Druckfehler-Verzeichniß.

1. Band.

S. 69. Z. 13. v. u. ſtatt „Weiſe“ lies: „Weiſe“
„ 130. „ 3. v. u. nach „läßt“ ſetze: „ , “
„ 181. „ 3. v. u. nach „dürfte“ lies: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön!“
„ 184. „ 12. v. o. ſtatt „dir“ lies: „die“
„ 186. „ 9. v. o. ſtatt „Erdenroſt“ lies: „Erdenreſt“

2. Band.

S. 8. Z. 5. v. u. ſtatt „benutzte“ lies: „benutzt“
„ 9. „ 14. v u. ſtatt „que“ lies: „che“
„ 14. „ 10. v. u. ſtatt „Andern“ lies: „Adern“
„ 22. „ 2. v. o. ſtatt „geb“ lies: „gab“
„ 39. „ 10. v. o. ſtatt „Teig“ lies: „Teich“
„ 41. „ 10. v. u. ſtatt „betrübt“ lies: „betäubt“
„ 48. „ 3. v. u. ſtatt „ſetnem“ lies: „ſeinem“
„ 49. „ 3. v. u. ſtatt „ſeinen“ lies: „ſeine“
„ 72. „ 12. v. o. nach „Seite“ lies: „verſetzte der Doctor,“
„ 75. an der letzten Zeile vorauszuſetzen „ſie“
„ 76. „ 9. v. u. ſtatt „Franzesko's“ lies: „Franzeska's“
„ 108. „ 13. v. u. iſt „das“ auszuſtreichen.
„ 136. „ 12. v. u. ſtatt „allegrara“ lies: „allegrezza“
„ 145. „ 6. v. u. ſtatt „flüchtiger“ lies: „flüſſiger“
„ 145. „ 3. v. u. ſtatt „jedem“ lies: „jenem“
„ 146. „ 10. v. o. ſtatt „eben“ lies: „aber“

S. 153. Z. 1. v. o. statt „es" lies: „sie"
„ 163. „ 3. v. u. statt „der im-" lies: „der, im-"
„ 167. „ 1. v. o. statt „Telrsius" lies: „Telesius"
„ 173. „ 1. v. o. statt „Natu" lies: „Natur"
„ 173. „ 18. v. o. statt „Natur," lies: „Natur"
„ 173. „ 19. v. o. statt „Menschen," lies: „Menschen"
„ 177. „ 8. v. o. statt „ἐναντιῶν" lies: „ἐναντιῶν"
„ 178. „ 2. v. u. statt „Zeit" lies: „Zeit,"
„ 187. „ 9. v. u. statt „von" lies: „vor"
„ 188. „ 9. v. o. statt „mehrverwandtey" lies: „nahverwandten"
„ 192. „ 7. v. o. statt „wenige" lies: „wenigen"
„ 195. „ 10. v. o. statt „nicht Ich" lies: „Nicht-Ich"
„ 198. „ 12. v. o. statt „Complementere" lies; „Complementäre"
„ 203. „ 10. v. o. statt „σκιαρόν" lies: „σκιερόν"
„ 214. „ 1. v. u. statt „der" lies: „den"
„ 224. „ 7. v. u. statt „neben" lies: „und in der"
„ 228. „ 1. 2. v. o. statt „ähnlicher jener oder diesem" lies: „dünner, je geringer"
[Denn je dichter das Medium ist, je mehr es Widerstand leistet, desto mehr wird Licht und Finsterniß alterirt oder zu seinem Gegentheil herausgefordert]
„ 233. „ 5. v. o. statt „auseinder" lies: „auseinander"
„ 250. „ 3. v. u. statt „Zügen" lies: „Fugen"
„ 250. „ 12. v. u. statt „Gräbern" lies: „Gräben"

Unterhaltungen

zur Schilderung

Göthescher

Dicht- und Denkweise.

Ein Denkmal

von

CARL FRIEDRICH GÖSCHEL.

Dritter Band.

Schleusingen:
Verlag von Conrad Glaser.
1838.

Die Zähne sind so perlenweiß.

Schäme dich nicht der Gebrechen.

Vorwort.

»Was ich irrte, was ich strebte,
»Was ich litt und was ich lebte,
»Sind hier Blumen nur im Strauß;
»Und das Alter wie die Jugend,
»Und der Fehler wie die Tugend
»Nimmt sich gut in Liedern aus.«

Lieber Leser! Wenn du ein Menschenwesen *verstehen* lernen willst, so lerne es *lieben*. Sein Fallen und sein Auferstehen, seine Fehler und seine besseren Bestrebungen, seine einzelnen Leiden und seine guten Stunden sind nur Stückwerk, — vereinzelte Blumen: erst der Strauß ist das Ganze. Das Ganze eines Menschenlebens ist aber nur an der ewigen Idee jedes einzelnen Menschen zu erkennen, die nur dem Dichter sitzt: das Gesammtbild spiegelt sich nur in der *Dichtung* ab, hinter welcher freilich die Ver-

wirklichung der Lebensaufgabe als dürre Wahrheit weit zurückbleibt. Darum sehet nicht richtend oder lobend auf das Einzelne, sondern liebend und betend auf das Ganze.

In diesem Zusammenhange finden die alten und die jungen Tage des Wallers ihre Stelle, die dunkeln Flecken ihr Licht, und die hellen Stellen — ihren Schatten. Auch der Fehler kommt zur Versöhnung in den offenen Herzensergießungen des Liedes, das ihn nicht verkritzelt, noch verwitzelt, sondern, wie er ist, bekennet, aber nicht am Boden haften bleibt; denn es ist des Liedes Art, die Flecken im Sonnenlichte der Idee des ganzen Menschen, und unter der züchtigenden Macht des Guten, das endlich doch den Sieg erhält, stetig darzustellen.

Aber es sind ihrer Viele, die in solchen Blumen nur — Gift, und in dem Strauße nur — den Pantheismus finden, der alle Gewissens-Noth für Einseitigkeit erklärt, weil er gegen Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Wahrheit und Irrthum sich gleichgültig verhält, und alle einzelnen Fehler im Ganzen ohne Buße und Versöhnung sich ausgleichen läßt. Wer auf diesen Liedes-Wegen so Arges findet, und statt Rosen und Lilien — Stapelien pflückt, der thut wohl, die Blumen sammt dem Strauße wegzuwerfen, wenn er nur diejenigen gewähren läßt, die

sich eines besseren Fundes bewußt sind, und in aller wahren Poesie eine Prophetie der zukünftigen Versöhnung erkennen.

Die höchste Poesie der Wahrheit ist das Christenthum, welches, nach seiner Höhe als der allgemeinste, nach seiner Herablassung als der speciellste Gesichtskreis, alle Menschen, und jede Seite des Menschenlebens, jede Eigenthümlichkeit des Einzelnen, alle weitere und engere, alle geistliche und weltliche Lebens-Sphären zu würdigen weiß *).

Darum erinnert der Dichter selbst, im Bewußtseyn so vieler Fehler und Gebrechen, und Angesichts der kontrastirenden Mannigfaltigkeit seiner Mittheilungen, bald an das apostolische Tuch von Leinwand, das aus dem Himmel niedergelassen ward für allerlei Thiere und Gewürme der Erde, bald an die vor uns ausgebreitete irdische Schöpfung mit ihren — Schweinen, Kröten und Schlangen. Darum vertheidigt er so ernst und scherzhaft des frommen „Künstlers Fug und Recht." Es kann nicht schaden, diese poetische Rechts-Deduction noch einmal nachzulesen und zu — erwägen. Es waren damals noch nicht Feinde, sondern die eignen Freunde setzten ihn zur Red', warum er so was malen thät': er sollte sich

*) Vergl. Herold's Stimme zu Göthe's Faust. S. 30.

wirklichung der Lebensaufgabe als dürre Wahrheit weit zurückbleibt. Darum sehet nicht richtend oder lobend auf das Einzelne, sondern liebend und betend auf das Ganze.

In diesem Zusammenhange finden die alten und die jungen Tage des Wallers ihre Stelle, die dunkeln Flecken ihr Licht, und die hellen Stellen — ihren Schatten. Auch der Fehler kommt zur Versöhnung in den offenen Herzensergießungen des Liedes, das ihn nicht verkritzelt, noch verwitzelt, sondern, wie er ist, bekennet, aber nicht am Boden haften bleibt; denn es ist des Liedes Art, die Flecken im Sonnenlichte der Idee des ganzen Menschen, und unter der züchtigenden Macht des Guten, das endlich doch den Sieg erhält, stetig darzustellen.

Aber es sind ihrer Viele, die in solchen Blumen nur — Gift, und in dem Strauße nur — den Pantheismus finden, der alle Gewissens-Noth für Einseitigkeit erklärt, weil er gegen Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Wahrheit und Irrthum sich gleichgültig verhält, und alle einzelnen Fehler im Ganzen ohne Buße und Versöhnung sich ausgleichen läßt. Wer auf diesen Liedes-Wegen so Arges findet, und statt Rosen und Lilien — Stapelien pflückt, der thut wohl, die Blumen sammt dem Strauße wegzuwerfen, wenn er nur diejenigen gewähren läßt, die

sich eines besseren Fundes bewußt sind, und in aller wahren Poesie eine Prophetie der zukünftigen Versöhnung erkennen.

Die höchste Poesie der Wahrheit ist das Christenthum, welches, nach seiner Höhe als der allgemeinste, nach seiner Herablassung als der speciellste Gesichtskreis, alle Menschen, und jede Seite des Menschenlebens, jede Eigenthümlichkeit des Einzelnen, alle weitere und engere, alle geistliche und weltliche Lebens-Sphären zu würdigen weiß *).

Darum erinnert der Dichter selbst, im Bewußtseyn so vieler Fehler und Gebrechen, und Angesichts der kontrastirenden Mannigfaltigkeit seiner Mittheilungen, bald an das apostolische Tuch von Leinwand, das aus dem Himmel niedergelassen ward für allerlei Thiere und Gewürme der Erde, bald an die vor uns ausgebreitete irdische Schöpfung mit ihren — Schweinen, Kröten und Schlangen. Darum vertheidigt er so ernst und scherzhaft des frommen „Künstlers Fug und Recht." Es kann nicht schaden, diese poetische Rechts-Deduction noch einmal nachzulesen und zu — erwägen. Es waren damals noch nicht Feinde, sondern die eignen Freunde setzten ihn zur Red', warum er so was malen thät': er sollte sich

*) Vergl. Herold's Stimme zu Göthe's Faust. S. 30.

nicht lassen verführen, und nun auch Bänk' und Tisch beschmieren: er sollte bei seinen Tafeln bleiben, und hübsch mit seinem Pinsel schreiben. Er spricht darauf bescheidentlich: Eure gute Meinung beschämet mich: ich mal' nur als ein armer Knecht von sündlich menschlichem Geschlecht: mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt, und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt. —

Zugleich er auch noch wünscht' und wollt',
Daß man dabei was denken sollt'.

Inhaltsanzeige.

Seite

Vorwort III

Sprichwörtlich. Zweihundert und neun Sprüche. . 1

Aus den Epigrammen von Venedig. Zwölf Xenien 199

Verschiedenes. Vier und vierzig Betrachtungen . 217

Viele gute Lehren ſtehn in dieſem Buche;
Summir' ich ſie, ſo heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend ſieh umher und **freundlich** ſuche,
So findeſt du, was Geiſt und Herz ergötzt.

„Sprichwörtlich.“

Ist auch nicht Alles Sprichwort, so ist's doch nach Art der Sprichwörter, inländischer und ausländischer.

„Lebst im Volke; sei gewohnt,
„Keiner je des Andern schont.“

Sprichwort ist Volkswort, Volkswort ist wahr Wort, Wahrheit thut weh. Was versehrt, das lehrt. Im Volke stößt Einer den Andern, durch Stoßen kommt man weiter. Daß Keiner des Andern schont, das nützt und lohnt.

»Umſchreiben Sie dieſe wenigen Worte, ſo wird der Sinn »alſobald hervorleuchten.«

»Kurz gefaßte Sprüche jeder Art, ſagte Wilhelm bedächtig, »weiß ich zu ehren, beſonders wenn ſie mich anregen, das »Entgegengeſetzte zu überſchauen und in Uebereinſtimmung zu »bringen. Ganz richtig, erwiederte der Oheim, hat doch der »vernünftige Mann in ſeinem ganzen Leben noch keine andere Beſchäftigung gehabt.«

G. W. XXI. 99. 102.

1.

»Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
»So soll mich Niemand d'rum beschämen;
»Und wenn ich den Ernst will scherzhaft treiben,
»So werd' ich immer derselbe bleiben.«

Zu wissen sei jedermann, daß auch der leichte, flüchtige Scherz, den der Augenblick hervorruft, seinen tiefen, schweren, ernsten Grund hat, so wie dem herbsten Ernste auch eine lustige Seite abzugewinnen ist. Ein loser Dichter lacht und lächelt wohl, wenn der ganze Ernst des Lebens heranzieht, und jede Stirn sich unwillkührlich runzelt; aber derselbige verbirgt auch hinter der heitern Oberfläche harmlosen Witzes eine tiefer liegende Bedeutung, welche den Ernst in Anspruch nimmt. Es reimt sich Scherz und Schmerz, wie Freud' und Leid. Das vergesse Keiner, was auch komme! Es wird manches lose Wort kommen, hinter welchem so leicht Niemand einen bittern Ernst sucht: es kann aber auch wohl der Ernst zum Lachen reizen. Jede Sache hat zwei Seiten. Die ernsthaftesten Menschen sind auch die lustigsten. Res seria jocus. Ernst mit Scherz trifft das Herz.

Es ist immer derselbige Mensch, ob er lache oder weine. Die Einheit des Menschen bestehet eben darin, Entgegengesetztes zu verknüpfen und zu vermitteln.

Sei das Werthe solcher Sendung
Tiefen Sinnes heit're Wendung,
Froher Muth zu ernster Spendung!

2.

»Die Luſt zu reden kommt zu rechter Stunde,
»Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.«

Jeder Menſch muß warten auf ſeine gute Stunde, wenn es ihm gelingen ſoll. Aus ſich allein vermag er nichts, und kann nichts erringen, noch erzwingen: es hilft kein Rennen, noch Laufen; ſondern er bedarf der Hülfe, welche die Stunde bringt. In ſolcher Stunde erkennt er dieſes Beides: daß er allein nichts iſt, und daß er nicht allein iſt. Darum gilt es, wach zu ſeyn, um die Stunde wahr zu nehmen und zu ergreifen, wenn ſie kommt. Wenn es einſchlägt und im Herzen zündet, dann eile und ſäume nicht, das heilige Feuer zu ſchüren, daß es in Wort und That entflamme.

Nur was, ſo geweckt, aus dem Herzen in den Mund kommt, iſt ein wahrhaftig Wort: nur der Wahrheit kommt Leben und Kraft zu.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blaſ't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufchen 'raus!
Bewundrung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

8.

»Ich ſah mich um, an vielen Orten,
»Nach luſtigen, geſcheidten Worten:
»An böſen Tagen mußt' ich mich freuen,
»Daß dieſe die beſten Worte verleihen.

Wohl hab' ich nach allen Seiten rechts und links mich umgeſehen, habe mich beſtrebt und bemüht, recht geſcheidt zu werden und klug zu reden, Tüchtiges hervorzubringen, Luſt und Freude zu erjagen: aber ich konnt' es doch nicht ſelbſt machen, ſondern ich mußte die rechte Stunde erwarten. Und dieſe Stunde brachten jederzeit die Tage der Leiden: ſo lernte ich mich an den Leiden freuen. Ohne Leiden gedeiht kein Menſch. »Kein Menſch wird ohne Schläge groß gezogen.« Auch mich hat das Leben in die Lehre genommen: was ich nicht erlernt habe, das hab' ich erwandert. Den böſen Tagen verdanke ich das Beſte. Die böſen Tage lieferten mir auch die beſten Worte zum Ausdrucke des Innerſten, in das ſie uns führen, während die Freuden uns zerſtreuen.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt Euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Wie viel der Dichter zu kämpfen und innerlich zu weinen gehabt, das ahnden vielleicht nur Wenige. Wiſſen doch ſelbſt nur Wenige aus eigener Erfahrung von den geheimſten und tiefſten Kämpfen und Leiden in der Menſchenbruſt! und von den Freuden, welche die Leiden bewirken. Und die ſowohl jene Leiden, als dieſe Wonne der Wehen ſelbſt kennen oder ahn-

den, die trauen sie dem leichtfertigen Dichter nicht zu, weil — er nicht sauer siehet, wenn er fastet, — sondern was er auch inwendig zu verarbeiten hat, so salbet er doch sein Haupt und wäscht sein Angesicht. Nur die »Freundin aus der Wolke« erkennt sein Trauern und Weinen, und tröstet ihn, und spricht:

Also wein' mich
Nicht mehr fort.

4.

»Im neuen Jahre Glück und Heil;
»Auf Weh und Wunden gute Salbe!
»Auf groben Klotz ein grober Keil!
»Auf einen Schelmen anderthalbe.«

Zu jedem neuen Jahre, zu jedem neuen Tage, zu allem guten Anfange Glück auf! Glück auf! Aber zuweilen wird es auch Glück ab gehen. Jeder Lebensweg führet über Berg und Thal: Leiden und Schmerzen dürfen nicht ausbleiben. Zu solchen Leiden und Schmerzen, Wehen und Wunden das Mittel, welches Heilung bringt, die Salbe aus Gilead, welche Schmerz stillt! Und in jeder Anfechtung guten Trutz und starken Muth, um Widerstand zu leisten den Anläufen des Feindes! Wohl magst Du dem Nächsten vergeben, wenn er dich schmäht, und wohl thun, wenn er dir flucht; aber du sollst ihn in seinem Unrechte nicht bestärken, noch beschönigen: sondern der Scheim, den er auf dich wirft, soll auf ihn zurückfallen, von dem er ausgeht, — damit jedem das Seine bleibe, — und soll ihm noch überdieß zu seinem ganzen Scheime,

weil er ihn von sich auf den andern wälzen wollte, ein halber zugelegt werden, damit er daran zugleich die Strafe, welche vergilt, und die Milde, welche die Hälfte erläßt, erfahre.

Merk' also wohl! Das Menschenleben bestehet in Wohl und Weh, in Weh und Heilung, in Anfechtung und Abwehr, in Sünde und Strafe, in That und Lohn.

5.

»Willst lustig leben,
»Geh' in zwei Säcken,
»Einen zum Geben,
»Einen zum Einstecken.
»Da gleichst du Prinzen,
»Plünderst und beglückst Provinzen.«

Das ganze Leben des Menschen besteht in diesem gedoppelten: Nehmen und Geben. Aber er muß zuvor empfangen, ehe er geben kann: er hat auch nicht bloß einmal zu empfangen, um fortan damit zu gebahren: sondern er nimmt täglich im ununterbrochenen Zusluſſe, um es täglich wieder zu verarbeiten und auszutheilen. Was du bekommst, das mußt du weiter geben: was du austheilst, das sollst du auch wieder einnehmen. Die Balance dieser Einnahme und Ausgabe ist das Leben. Alle Widersprüche des Lebens, alle Gegensätze des Gedankens, alle Parteiungen der Meinung lösen sich in der Gesammt-Rechnung über Einnahme und Ausgabe. Wer am meisten empfängt, der hat auch am meisten zu leisten.

»Warum verehrt man den Fürsten, als weil er einen Je-

den in Thätigkeit ſetzen, fördern, begünſtigen und ſeiner abſoluten Gewalt gleichſam theilhaftig machen kann? Warum ſchaut Alles nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigſte, überall Theilnehmer an ſeinem Ueberfluſſe wünſcht? Warum beneiden alle Menſchen den Dichter? — Weil ſeine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung ſelbſt iſt.« G. W. XXI. 100.

Eigentlich gleicht jeder Menſch den Fürſten, welche die Alten »Gabenverſchlinger« nannten. Wer kann geben, ohne zu nehmen: wer kann nehmen, ohne zu geben? Anders iſt der Jude, der zwar auch nimmt, aber nicht giebt. G. W. XII. 145.

Mann mit zugeknöpften Taſchen,
Dir thut Niemand was zu Lieb',
Hand wird nur von Hand gewaſchen;
Wenn du nehmen willſt, ſo gieb! — II. 308.

6.

»Was in der Zeiten Bilder-Saal
»Jemals iſt trefflich geweſen,
»Das wird immer einer einmal
»Wieder auffriſchen und leſen.«

Jenes Verhältniß des Nehmens und Gebens, worauf das menſchliche Weſen und Leben ruht, bewähret ſich zunächſt an der Geſchichte, welche die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes enthält. Hier ſehen wir, wie die Gegenwart ihren Inhalt aus ihrer Vergangenheit empfängt. Es iſt nichts und

geſchieht nichts aus dem Stegreife, ſondern es entwickelt ſich Alles aus dem, was zuvor gegeben iſt. Alles Neue in der Zeit iſt nichts anders, als die weitere Entwickelung, Verjüngung und Verklärung des Alten. Es iſt Alles vorabgegeben und überliefert: uns kommt es nur zu, daß wir's aufnehmen, uns aneignen, und zu immer reicherem Inhalte entwickeln. Was irgend einmal gegolten hat, das wird wieder kommen, aber nicht wie es geweſen, ſondern es wird ſich erneuern, erfriſchen und verjüngen. So ſehen wir in unſern Tagen das Mittelalter, nachdem es lange verbannt und verkannt geweſen, mit allen ſeinen reichen Schätzen in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft zu weiterer Entwickelung und Förderung wieder auferſtehen.

Erſt müſſen wir das Gut ererben ;dann gilt's, es wirklich zu erwerben.

7.

»Nicht jeder wandelt nur gemeine Stege:
»Du ſiehſt, die Spinnen bauen luft'ge Wege.«

Wohl iſt allen Menſchen eine gemeinſame Berufung geworden, Ein Ziel beſchieden: aber es iſt auch jedem ein anderer Weg dazu eröffnet, ein beſonderer Lebensberuf gegeben. Es ſind nicht zwei zu finden, die ſich ganz gleich ſind. Nicht alle können durch die Ebene auf glatten, gebahnten Wegen wandeln: Manchen führt der Weg in die ſteile Höhe und durch die Lüfte, wo Andere keinen Boden finden, und nicht Fuß faſſen können.

Darum ſoll jedes in ſeinem Elemente ſeinen Weg wandeln; wir ſehen Daſſelbige auch in der äußern Natur an den kriechenden und vierfüßigen Thieren, an den Vögeln, Fiſchen und Salamandern. Es iſt nicht recht, wenn der Wurm die Spinne eine Schwärmerin nennt. In der Fabel hören die Fröſche im Sumpfe der Konverſation der Lerchen zu, aber ſie finden in ihren Wunderberichten von den Lufthöhen und Erdengefilden eitel Träumereien und Mythen.

Der iſt im Froſchpfuhl jetzt gebannt,
Der höher'n Stegen zugewandt.

8.

»Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
»Als ihm ein würdig Haupt zu finden.«

Wie die Menſchen zu tadeln und zu richten, und Andere nach ihrem Maaßſtabe zu meſſen und zu verurtheilen geneigt ſind, ſo iſt auch unter ihnen andererſeits des Lobens und Rühmens kein Ende. Aber wie der Tadel, zu dem wir uns verſucht fühlen, den Gegenſtand nicht trifft, wenn wir nach unſerer eigenen Individualität die Individualität des noch fremden Gegenſtandes nicht zu würdigen und das Innere deſſelben nicht zu verſtehen vermögen, ſo ſucht auch oft das Lob, wozu ſich der Menſch nach ſeinem innerſten Bedürfniſſe gedrungen fühlt, das Haupt, an dem es haftet, ohne es ſo leicht zu finden. Es ſucht ſich jeder Menſch unter ſeines Gleichen einen Helden, dem er folgen kann, es hat Jeder einen Kranz

in Bereitschaft, seinen Helden zu schmücken und zu krönen, wenn er ihn findet: aber es ist nicht so leicht, zum Kranze den Helden zu finden und das Haupt zu treffen, dem gerade dieser Kranz paßt. Es ist viel leichter, sich ein Ideal zu machen, als es in der Wirklichkeit zu finden.

9.

»Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
»Darin wird jeder Gärtner sich üben;
»Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
»Dazu jeder selbst das Beste thut.«

So viel auch der Mensch auf den Menschen, einer auf den andern, der Lehrer auf den Schüler und der Schüler auf den Mitschüler Einfluß gewinnen mag: das Beste muß doch Jeder aus sich selbst nehmen, um sich zu gedeihlichem Wachsthume zu entwickeln und zu fördern. In der Natur ist es der Mensch, der sie leitet: der Pflanze giebt der Gärtner die Richtung, denn es fehlt ihr das Innere, das Selbst. Dem Menschen hingegen kommt ein Inneres zu, aus dem er allein sich herausbilden kann. Darum ist auch jede äußere Einwirkung auf das innere Wachsthum des Menschen, wenn sie der individuellen Entwickelung desselben zuwider ist, störend und verderblich. Was der Gärtner an der Pflanze thut, indem er sie pflegt, begießt, vom Unkraute säubert, beschneidet und anbindet, das alles muß der Mensch selbst an sich selbst vornehmen, oder wenigstens das Beste davon.

Darum ſoll jedes in ſeinem Elemente ſeinen Weg wandeln; wir ſehen Daſſelbige auch in der äußern Natur an den kriechenden und vierfüßigen Thieren, an den Vögeln, Fiſchen und Salamandern. Es iſt nicht recht, wenn der Wurm die Spinne eine Schwärmerin nennt. In der Fabel hören die Fröſche im Sumpfe der Konverſation der Lerchen zu, aber ſie finden in ihren Wunderberichten von den Lufthöhen und Erdengefilden eitel Träumereien und Mythen.

Der iſt im Froſchpfuhl jetzt gebannt,
Der höher'n Stegen zugewandt.

8.

»Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
»Als ihm ein würdig Haupt zu finden.«

Wie die Menſchen zu tadeln und zu richten, und Andere nach ihrem Maaßſtabe zu meſſen und zu verurtheilen geneigt ſind, ſo iſt auch unter ihnen andererſeits des Lobens und Rühmens kein Ende. Aber wie der Tadel, zu dem wir uns verſucht fühlen, den Gegenſtand nicht trifft, wenn wir nach unſerer eigenen Individualität die Individualität des noch fremden Gegenſtandes nicht zu würdigen und das Innere deſſelben nicht zu verſtehen vermögen, ſo ſucht auch oft das Lob, wozu ſich der Menſch nach ſeinem innerſten Bedürfniſſe gedrungen fühlt, das Haupt, an dem es haftet, ohne es ſo leicht zu finden. Es ſucht ſich jeder Menſch unter ſeines Gleichen einen Helden, dem er folgen kann, es hat Jeder einen Kranz

in Bereitschaft, seinen Helden zu schmücken und zu krönen, wenn er ihn findet: aber es ist nicht so leicht, zum Kranze den Helden zu finden und das Haupt zu treffen, dem gerade dieser Kranz paßt. Es ist viel leichter, sich ein Ideal zu machen, als es in der Wirklichkeit zu finden.

9.

»Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
»Darin wird jeder Gärtner sich üben;
»Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
»Dazu jeder selbst das Beste thut.«

So viel auch der Mensch auf den Menschen, einer auf den andern, der Lehrer auf den Schüler und der Schüler auf den Mitschüler Einfluß gewinnen mag: das Beste muß doch Jeder aus sich selbst nehmen, um sich zu gedeihlichem Wachsthume zu entwickeln und zu fördern. In der Natur ist es der Mensch, der sie leitet: der Pflanze giebt der Gärtner die Richtung, denn es fehlt ihr das Innere, das Selbst. Dem Menschen hingegen kommt ein Inneres zu, aus dem er allein sich herausbilden kann. Darum ist auch jede äußere Einwirkung auf das innere Wachsthum des Menschen, wenn sie der individuellen Entwickelung desselben zuwider ist, störend und verderblich. Was der Gärtner an der Pflanze thut, indem er sie pflegt, begießt, vom Unkraute säubert, beschneidet und anbindet, das alles muß der Mensch selbst an sich selbst vornehmen, oder wenigstens das Beste davon.

10.

»Willſt du dir aber das Beſte thun,
»So bleib' nicht auf dir ſelber ruh'n:
»Sondern folg' eines Meiſters Sinn;
»Mit ihm zu irren iſt dir Gewinn.«

Aber das Beſte, das du dir nur ſelbſt thun kannſt, beſtehet darum nicht darin, daß du auch auf dir ſelbſt ruhen bleibſt, oder dich in dich ſelbſt zurückzieheſt, ſondern es iſt dieſes, daß du einen Meiſter, einen Höheren anerkenneſt und ihm folgeſt zu frei eigener Selbſtentwickelung. Es bedarf jeder Menſch zu ſeinem Selbſt eines Andern und zwar eines Höheren, ihn zu wecken, zu leiten und zu befruchten. Es iſt Keiner ſich ſelbſt genug, ſondern es weiſet einen Jeden über ihn hinaus und hinauf. Wenn es nur mit ihm höher gehet, und wär' es auch auf Irr- und Umwegen, ſo iſt ihm geholfen. Darum gehe nur immer von dir aus, als von dem Nächſten, denn in dir liegt der Keim deiner Entwickelung; aber bleibe nicht bei dir einſam ſtehen, bleibe nicht im Anfange ſtecken: ſtrebe aufwärts, und ſuche die Gemeinſchaft mit einem Höheren, der dir eignet. Es bedarf Jeder eines Wegweiſers, eines Meiſters. Es iſt Keiner alſo ſtark, er findet einen Stärkeren, und zuletzt den Stärkſten.

Wer ſein eigener Lehrmeiſter ſeyn will, hat einen Narrn zum Schüler.

Ein Quidam ſagt: »Ich bin von keiner Schule;
Kein Meiſter lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt.«
Das heißt, wenn ich ihn recht verſtand:
»Ich bin ein Narr auf eig'ne Hand.« (Vgl. Nr. 106.)

11.

»Benutze redlich deine Zeit!
»Will'ſt was begreifen, ſuch's nicht weit."

Du biſt an ein Höheres gewieſen, aber ſuche das Höhere nicht in der Ferne: es iſt ganz in der Nähe zu finden. Willſt du's begreifen, ſo greife nur zu.

Willſt du in's Unendliche ſchreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.
Willſt du dich am Ganzen erquicken:
So mußt du das Ganze im Kleinſten erblicken.

Es iſt überall das Höchſte zu finden, aber nur für diejenigen, welche es mit aufrichtigem und redlichem Herzen ſuchen. Suchet, ſo werdet ihr finden: nur verſchiebt es nicht auf gelegenere Zeit: heut' iſt die Stunde, ohne Zögern zuzugreifen: hier iſt der Ort anzufangen.

Das Nächſte bezeichnet das Sprichwort geringſchätzig als »nicht weit her.« Es trifft den Menſchen, der beim Nächſten ſtehen und auf ſich ſelber ruhen bleibt, aber nicht den, der das Nächſte ergreift, um damit weiter zu gehen und im Nächſten das Entfernteſte zu ſchaffen. Der Menſch iſt ſelbſt nicht weit her, in ſo fern er nur für ſich iſt: er iſt aber ſehr weit her, in ſo fern er aus Gott iſt und mit Gott iſt und zu Gott geht.

12.

»Zwiſchen heut' und morgen
»Liegt eine lange Friſt,
»Lerne ſchnell beſorgen,
»Da du noch munter biſt.«

Wie im Raume das Nächſte das Beſte iſt, ſo iſt auch in der Zeit der erſte, beſte Augenblick zu ergreifen. Verſchiebe nichts auf gelegene Zeit, ſondern wirke, ſo lange es Tag iſt. Morgen, morgen, nur nicht heute, ſagen immer träge Leute.

Ein Heute iſt beſſer, als zwei Morgen, ſagt der Pennſylvaniſche Hauskalender; und ferner: thue das nie morgen, was du heute thun kannſt. — Das Sprichwort ſagt: heute roth, morgen todt.

Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann:
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann.

13.

»Die Dinte macht uns wohl gelehrt,
»Doch ärgert ſie, wo ſie nicht hingehört.
»Geſchrieben Wort iſt Perlen gleich;
»Ein Dintenkleks, ein böſer Streich.«

Auch an einem Dintenkleckſe iſt viel zu lernen. Denn was iſt ein Dintenkleks anders, als die Ausdehnung und Verbreitung der Dinte über Stellen, wo ſie nicht hingehört? Die Dinte dienet zur Belehrung und Mittheilung; aber es läßt ſich nicht alles ſchwarz auf weiß mittheilen; geſchieht es den-

noch, so giebt es einen Dintenkleks. Jeder Mißbrauch der Schrift ist ein Dintenkleks; und ein Dintenkleks richtet Aergerniß an. Wo die Dinte nicht hingehört, da ist sie, als Dintenkleks, ein unwillkommener Gast; und ungebetene Gäste gehören unter den Tisch.

14.

»Wenn man für's Künftige was erbaut,
»Schief wird's von Vielen angeschaut.
»Thust du was für den Augenblick,
»Vor allem opfre du dem Glück.«

Wenn du für weit entlegene Zwecke arbeitest und auf den künftigen Erfolg rechnest, so sei auch darauf gefaßt, daß deine Handlungsweise von Vielen verkannt und unrecht beurtheilt werden wird; denn das Innere deiner Handlung, deine Absicht, kann Niemand sehen, und das Aeußere der Handlung, der Erfolg, ist noch nicht eingetreten. Ist doch selbst die Beurtheilung einer Handlung nach einem schon eingetretenen Erfolge sehr mißlich: mußt du doch selbst, wenn du nicht für entfernte Zukunft, wenn du für den gegenwärtigen Augenblick handelst, den Erfolg in Gottes Hand stellen: denn der Stein, den du aus der Hand lässest, ist nicht mehr in deiner Hand. Darum sei jede deiner Handlungen ein Opfer, dem Gotte des Glückes dargebracht, eine Hingabe an die Macht, der sie befohlen ist. Das Opfer des Gebetes gehe allem Thun voraus, und begleite es, und folge ihm nach. Bete und arbeite!

15.

»Mit einem Herren ſteht es gut,
»Der was er befohlen ſelber thut.«

Wenn du dein Geſchäft willſt ausgerichtet haben, ſo thue es ſelbſt; wo nicht, ſo ſchicke Jemand anders. So leſen wir im Pennſylvaniſchen Hauskalender.

Wer's im Hauſe will haben recht:
Der muß ſelber ſeyn ſein Knecht.

Selbſt iſt der Herr! Zum Selbſtregieren gehört, daß man auch ſelbſt dienen kann. Darum was du ſelbſt thun kannſt, das ſollſt du nicht Andern befehlen; und was du davon doch Andern befohlen, das thue nur geſchwind ſelbſt. Es bleibt gleichwohl genug übrig, was du Anderen überlaſſen mußt. Und den Erfolg mußt du ohnehin jedesmal einem Anderen befehlen, aber das iſt Einer, dem du noch mehr, als dir ſelbſt, trauen kannſt.

Der Herr iſt eben recht,
Der Gott dient als ein Knecht.

16.

»Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
»Das Andre wird sich von selber machen.«

Kehre nur zuerst vor deiner Thüre, und sorge nicht für andere Sachen: es wird sich damit schon machen, wenn du nur erst die deinen bestellt hast. Gedenke des Balkens in deinem Auge: und wenn du das thust, so wird sich auch der Splitter im Auge des Nächsten lösen. Es braucht nur Jeder von sich selbst anzufangen in dem Geschäfte der Weltverbesserung, und die Welt wird sicherlich besser werden. Es ist schon ein Schritt zur Verbesserung der Welt, wenn du dich selbst, als ein Glied der Welt, besserst.

Vor seiner Thüre kehre Jeder fein,
So werden Steg' und Wege rein.

17.

»Wenn Jemand sich wohl im Kleinen däucht,
»So denke, der hat ein Großes erreicht.«

Der hat ein Großes, ja das Größte erreicht, wer sich im Kleinen wohl befindet und daran genügen läßt: denn um sich im Kleinen wohl zu befinden und daran Genüge zu haben, mußt du im Kleinen das Große, im Kleinsten das Größte, im Endlichen ein Unendliches erkannt und erfaßt haben.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

18.

»Glaube nur, du haſt viel gethan,
»Wenn dir Geduld gewöhneſt an.«

Ein Geduldiger iſt beſſer, denn ein Starker. Spr. Sal. 16, 32.

Leide dich! — Das iſt ein großes Wort! Die Geduld beſtehet in dieſem Gedoppelten: an ſich ſelbſt und an Anderem das Schlimme und Unvollkommene ertragen zu lernen, und gleichzeitig des Beſſern und Vollkommnern zu warten. Und dieſes wie jenes, das Tragen wie das Harren, erfordert wieder ein Doppeltes, Leidensfähigkeit und Thätigkeit. Zum Tragen gehört Kraft, zum Dulden Muth, zum Warten Ausdauer, kurz zur Geduld Thätigkeit. Die Geduld iſt nicht müßig. Wenn du wirklich leideſt und warteſt, wenn du deine Laſt wirklich trägſt, und aushältſt, ſo biſt du nicht bloß leidend, ſondern wahrhaft thätig, und du thuſt damit viel: du thuſt mehr, als wenn du mit den Händen viel handthierſt, und mit den Füßen rennſt und läufſt. Es iſt kein wirkliches Leiden ohne ein Thun, ſo wie umgekehrt kein Geben iſt ohne Empfangen.

Wart' a Weili, harr' a Weili, ſitz' a Weili nieder;
Und wenn du a Weili g'ſeſſen haſt, ſo komm und ſag' mer's wieder.

19.

»Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
»Dem bleiben die Füße unbedeckt.«

Wer ſich nicht in die Schranken fügen lernt, die ihm geſetzt ſind, der wird nie Befriedigung finden. Es iſt nichts ſo klein, daß es uns nicht genügen könnte, ſo wir uns nur daran genügen laſſen wollten: es iſt nichts ſo groß, daß es uns Befriedigung gewähren könnte, wenn wir uns nicht ſelbſt beſchränken lernen. Aber dazu gehört eben, daß wir im Kleinen das Große, in der Schranke das heilige Maaß erkennen und verehren lernen. Wer oben hinaus will, der verliert unten den Grund, und den Boden unter den Füßen, um im Gränzenloſen zu zerſcheitern.

Schneide den Mantel nach deinem Tuche.

20.

»Der Vogel iſt froh in der Luft gemüthet,
»Wenn es da unten im Neſte brütet.«

Inwendig iſt das Himmelreich! So es nicht in deinem Innerſten Wohnung macht, ſo magſt du rennen und laufen, wie du willſt, und wohin du willſt, du wirſt es doch nicht erjagen: denn du nimmſt dich überall ſelbſt mit. Iſt es aber in dir ſelbſt wohl beſtellt, ſo wirſt du auch in allen Sphären und Verhältniſſen deines Lebens und Strebens gedeihen. Wenn

du ein Vöglein fröhlich und wohlgemuth in der Luft erblickst, so denke nur, daß es da unten im Neste brütet; darum singt es so freudig. Wenn du einem Menschen begegnest, dem es so recht innerlich wohl in der Brust ist, so suche die Ursache in seinem Hausstande. Wer im eignen Hause keine Befriedigung findet, dem fehlt es gewiß auch an der wahren Befriedigung im Innern, wenn er auch noch so wohl mit sich zufrieden zu seyn meint.

So kann man auch am Neste seh'n, was für ein Vogel d'rin wohnt

---

21.

»Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt,
»Dann sei es um ein Großes gespielt;
»Will die Frau dem Mann befehlen,
»So muß sie das Große im Kleinen wählen.«

Auch im Ehestande kommt es auf eine weise Vertheilung der Gewalten an, damit beide Theile eben so wohl regieren, als dienen und gehorchen. Dem Manne gebührt das Scepter nur dann, wenn es sich um ein Großes handelt: in kleinen Dingen muß er der Frau die Herrschaft überlassen, und die Frauen verstehen sich darauf, mit dem Kleinen auch das Große zu erreichen. So bekommt jeder Theil sein Recht, jeder herrscht und dient zugleich. Das Haupt denkt, das Herz klopft, beide regieren und dienen einander.

22.

»Welche Frau hat einen guten Mann,
»Der ſieht man's am Geſicht wohl an.«

Wie es im Innern des Hausweſens beſtellt iſt, das verräth ſich oft unwillkührlich im Aeußern: denn das Aeußere iſt der Spiegel des Innern. Einer Frau kann man's am Geſichte anſehen, ob ſie einen guten Mann hat. Man erkennt es immer an der zarteren und empfänglicheren Seite eines Ganzen, wenn es wohl lautet.

23.

»Eine Frau macht oft ein bös Geſicht;
»Der gute Mann verdient's wohl nicht.«

Und wenn nun die Frau ein böſes Geſicht macht, deutet das auf einen böſen Mann? Soll denn der gute Mann jede Runzel auf der Stirne ſeiner Ehehälfte vertreten? und an jeder üblen Laune, an jeder Grille, die ſich in den Mienen abſpiegelt, Schuld ſeyn? Nun, ob er ganz unſchuldig daran ſei, das mag er immer bei ſich ſelbſt prüfen: es kann wohl auch ein ſonſt guter Mann in böſer Stunde das zartere Herz des Weibes verletzen: der meint dann wohl, daß er nichts verbrochen habe. Aber wenn er auch wirklich das böſe Geſicht ſeiner hübſchen Frau nicht verdient hätte, ſo verdient er's noch, wenn er muckt, wenn er's nicht mit tragen helfen will: muß ſie's doch ſelbſt tragen zu ſo vielem andern Ehekreuz. Das böſe Geſicht der Frau gehört auch mit in den

26.

»Januar, Februar, März,
»Du bist mein liebes Herz.
»Mai, Juni, Juli, August,
»Mir ist nichts mehr bewußt.«

Es ist kein Tag, wie der andere: noch weniger ist ein Monat dem andern gleich. Der Anfang des Jahres scheint in seinem Fortgange aufgehoben, aber er kommt doch auch wieder: den Januar verschlingen die eilf folgenden Monate, aber dann steht er wieder auf. So sehen wir auch Liebes-Neigungen wachsen und abnehmen, oder wenigstens sich verbergen, wie der Mond zu- und abnimmt, oder wenigstens zurücktritt, aber er kommt auch im Kreislaufe seiner Bahn wieder zum Vorschein. Es wechselt nach den Zeiten, aber das Wesen der Liebe bleibt.

Was ich im Januar, Februar und März geliebt und geherzt habe, das scheint vielleicht im Mai, denn der April liegt dazwischen, vergessen, und im Juni, Juli, August ist mir nichts mehr davon bewußt. Aber sei nur gutes Muths, was der unbeständige April versieht, das macht der beständige September wieder gut: und nun fehlen noch wenige Monate, da kommt es im Kreislaufe auch wieder auf Jannar, Februar, März. Das ist Dauer im Wechsel!

Der Wetter-Kalender enthält viel Lehre.

27.

»Neu-Mond und geküßter Mund
»Sind gleich wieder hell, und frisch und gesund.«

Alles hat seine Zeit; auch Liebe und Lust gehen schnell vorüber, aber was davon ächt und rein ist, das bleibt und verjüngt sich. Kaum ist der Mond von der Erde überschattet und bedeckt, da macht er sich schon wieder frei, und bald glänzt er wieder so hell wie zuvor. So sind auch die Lippen von einem vorübergehenden Drucke bald wieder frei und frisch und rein, wenn nur auch das Herz rein ist oder wird. So frei ist der Mensch, daß er von seinen eigenen Flecken frei werden kann. In so fern läßt sich selbst Geschehenes ungeschehen machen.

Das Sprichwort sagt: das Küssen ist nur ein Abwischen. Ein Kuß ist kein Maal. Den Lippen ist durch einen Kuß kein sichtbares oder unauslöschliches Siegel aufgedrückt. Hinter diesem Worte mag sich mancher Leichtsinn verstecken, und Beschönigung oder Entschuldigung suchen, weil er vergißt, daß das Verborgene offenbar wird. Die Wahrheit davon ist aber das unverwüstliche Gefühl in der Brust des gefallenen Menschen, daß er an die einzelne Lust, der er etwa verfallen ist, nicht gefesselt ist, sondern sich darüber erheben kann, — wenn er nur will. So weit gilt das Sprichwort der unreinen Lust, welche etwa mit dem Kusse verbunden seyn kann. Außerdem sagt es aber: einen Kuß in Ehren soll uns Niemand wehren.

28.

»Mir gäb' es keine größere Pein,
»Wär' ich im Paradies allein.«

Alle Menschen machen erst die Menschheit aus, alle Kreaturen die Schöpfung, und die Schöpfung ist wieder nicht ohne den Schöpfer, welcher sie nicht allein läßt, sondern er erlöset sie, und giebt ihr seinen Geist. Es ist keine größere Pein, als allein zu seyn: und es giebt für die Kreatur keinen größern Schmerz, als Entfernung von Allem, was zu ihr gehört. Der größte Widerspruch ist, in der Seligkeit allein oder getrennt zu seyn. Seligkeit ist wörtlich Fülle: Elend ist wörtlich verlassen seyn.

29.

»Es ließe sich alles trefflich schlichten,
»Könnte man die Sachen zweimal verrichten.«

Wer handelt denn so, daß er es zum Zweitenmale nicht noch besser machen würde? Wer lebt denn einen Tag, den er zum Zweitenmale nicht noch besser benutzen würde? Oder wer hat ein Haus gebaut, das er zum Zweitenmale ganz ebenso einrichten möchte? Selbst die Rathsherren sind am klügsten, wenn sie vom Rathhause kommen.

Aber geschehen ist geschehen; Geschehenes läßt sich nicht ungeschehn machen. Lassen sich nun die Sachen nicht zweimal verrichten, so fordert dieses nur desto mehr zu zwiefacher Vorsicht und Ueberlegung auf. Vorgethan und nachbedacht hat Manchen in groß Leid gebracht.

30.

»Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
»So bist du hundertmal entgangen.«

Es kommt Alles auf den gegenwärtigen Augenblick an. Darum sorge nicht für den morgenden Tag, sondern richte deine ganze Sorge und Aufmerksamkeit auf den heutigen Tag. Nur heute, heute nur sei auf deiner Hut: aber es ist immer heute. Heute ist der Anfang, und vom Anfange hängt viel ab; nur heute laß dich nicht verlocken, nur heute widerstehe, und du hast viel gewonnen. Wer dem ersten Anlaufe widerstanden hat, der hat einen großen Sieg errungen. Unterliegst du aber heute, so wächst der Feind mit jedem Tage; widerstehst du ihm aber in Zeiten, so wird er mit jedem Tage ohnmächtiger werden.

31.

»Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
»Thu' was du willst, nur habe nicht Recht.«

In der Welt hat Alles ein Ende: es kann auch nicht Tag für Tag die Sonne scheinen. Wenn nun auf viele gute Tage zu seiner Zeit auch schlechte kommen, so mußt du sie auch mitnehmen. Sonst mag's ein Jeder halten, wie er will. Einer wird schreien, der andere wird weinen, einer wird sich wehren, der andere in Geduld sich ergeben, einer trägt sein Leid schwerer, der andere leichter; das hängt alles von der Individualität ab, darüber ist mit Keinem zu rechten. Mag

er sich auslassen, wie er will: darauf kommt es nicht an, darin hat Jeder seine Freiheit. Nur Eins ist allen Leidtragenden gesagt: bilde sich Keiner ein, daß ihm Unrecht geschehe. Die Führungen Gottes sind gerecht, und der Mensch ist immer in Schuld und Unrecht. Alle Züchtigung, die uns widerfährt, ist wohl berechnet. Nichts ist unleidlicher, als wenn einer in seinem Leide hadert, und sagt: Womit habe ich das verdient?

29.

»Zücht'ge den Hund, den Wolf magst du peitschen:
»Graue Haare sollst du nicht reizen.«

Es läßt sich nicht alles mit guten Worten abmachen: es muß auch Züchtigung seyn, und die Peitsche ist nicht umsonst da. Aber wie du auch damit gebahrest, — die Züchtigung hat verschiedene Stufen, — erkenne nur die Gränze deiner Macht. Dem Alter sei die Ehre! das Alter steht über dir. Graue Haare, alte Jahre halt' in Ehren. Sie stehen zwar mit dir zugleich in der Gegenwart, aber nicht allein der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft näher. Darum beuge dich vor grauen Haaren und alten Jahren.

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren: denn du sollst dich fürchten vor deinem Gott, weil Er dein Herr ist; 3 Mos. 19, 32. Der Herr stellt sich selbst dem Alter gleich, als Der, der da war, wie er ist und seyn wird.

33.

»Am Fluſſe kannſt du ſtemmen und käkeln;
»Ueberſchwemmung läßt ſich nicht mäkeln.«

Wenn der Fluß in ſeinem Bette fließt, da läßt ſich daran richten und leiten, ſtemmen und dämmen: aber der Ueberſchwemmung kannſt du damit doch nicht wehren: ſie nimmt doch ihren Lauf und Niemand kann ſie halten.

Es iſt wohl gegen jede Krankheit ein Kraut gewachſen, nur nicht gegen den Tod.

Wie der Arzt nur als Diener der Natur wirken kann, aber nicht als ihr Meiſter, ſo muß auch ein Erzieher den beſondern Gaben und Berufungen ſeines Zöglings nachgehen, ſein Hebammenwerk zu verrichten, denn er kann nichts ſelbſt machen.

An einem Menſchen iſt mancherlei zu leiten und zu ziehen, zu mildern und zu mäßigen, zu läutern und zu ſäubern: aber was zur eigenſten Natur jedes Menſchenweſens gehört, das läßt ſich doch nicht unterdrücken, ſondern es muß damit heraus.

Lauter Gleichniſſe für das Selbige. Was da iſt, muß heraus: das Gute, daß es ſich entwickele, das Kranke und Schlimme, daß es entweiche.

34.

»Tauſend Fliegen hatt' ich am Abend erſchlagen;
»Doch weckte mich Eine beim frühſten Tagen.«

Der Menſch wird nicht fertig, — mit Fliegen ſich herum zu ſchlagen: er kommt niemals aus dem Kampfe. Und wenn er noch ſo viele einzelne Fliegen erſchlagen, noch ſo viele einzelne Widerwärtigkeiten beſeitigt hätte, einzelne bleiben doch übrig. Eben die endlichen Sorgen ſind unendlich, eben die einzelnen Fliegen ſind zahllos: darum kannſt du damit niemals zu Ende kommen. Iſt noch ſo vieles Einzelne überwunden, alsbald ſteigt dergleichen mehr herauf, und wie viel du auch im Einzelnen von den Wundern der Natur oder von den Wundern des Geiſtes zu erklären verſuchſt, es meldet ſich doch immer des Unerklärlichen nur noch mehr.

Abends glaubſt du vielleicht das Räthſel gelöſet zu haben, und du haſt es vielleicht gelöſet, nämlich für dieſen Tag; aber frühmorgens geht's von vorn an, und wie du erwachſt, iſt auch die neue Aufgabe da.

35.

»Und wärſt du auch zum fernſten Ort,
»Zur kleinſten Hütte durchgedrungen,
»Was hilft es dir, du findeſt dort
»Tabak und böſe Zungen.«

Du willſt die Welt fliehen, du willſt der böſen Welt entlaufen? Fahre hin, laufe zur fernſten Ferne, dringe bis zur einfachſten kleinſten Hütte, was hilft es dir? Du wirſt doch überall in der Welt die Welt, die böſe Welt finden. Wohin du dich auch flüchteſt, du findeſt dort wie hier, in höheren und niedrigeren Kreiſen, — Tabak und böſe Zungen, oder, mit andern Worten, die Trägheit des Geiſtes zu allem, was des Geiſtes iſt, und die Fertigkeit der Zunge zu allem, was übel lautet, oder, mit andern Worten, die allen himmliſchen Dingen entfremdete, erdwärts gewandte, wohlbehäbige Philiſterhaftigkeit, und die ſchadenfrohe Afterrede. Die kleinſte Hütte, zu welcher du auf deiner Flucht vor der Welt hindurchdringen kannſt, iſt das Innerſte deines eigenen Herzens; das heimlichſte Gemach, in das du entfliehen kannſt, iſt in dir ſelbſt; und findeſt du da nicht auch die Welt, der du entlaufen willſt?

38.

»Wüßte nicht, was ſie Beſſers erfinden könnten,
»Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.«

Es werden ſo viele Erfindungen gemacht: die Maſchinen erſetzen zum Theil die menſchliche Thätigkeit, und der Dampf vertritt die lebendigen Kräfte: aber das Beſte fehlt doch noch; denn, um es dem Menſchen recht bequem zu machen, müßten auch die Lichter ohne Putzen brennen. Zur beſten Welt gehört vor allen Dingen das bis jetzt nur in dichteriſchen Träumen vorgeſtellte Schlaraffenleben, in welchem dem Menſchen alles zufällt, ohne daß er eine Hand aufzuheben braucht. Das wäre doch hübſch, wenn die Lichter ohne Putzen brennen, die Menſchen ohne Arbeit leben könnten.

37.

»Lief' das Brod, wie die Hasen laufen,
»Es kostete viel Schweiß, es zu kaufen.«

Es ist zwar ziemlich unbequem, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen: aber es würde auch viel Schweiß kosten, wenn das Brod auf dem Felde herumliefe, wie die Hasen. Wahrlich, es ist sehr gut, und wohl bedacht, daß das Brod, so wir uns daran genügen lassen, nicht so schwer zu erlangen ist, als der Braten dazu; aber Arbeit kostet es doch: es ist kein Beruf ohne Mühe und Arbeit.

Das Sprichwort sagt wohl auch: Arbeit ist kein Hase, und das faule Volk meint damit: die Arbeit läuft einem nicht davon; was ich heute nicht thue, das bleibt bis morgen liegen. Aber bedenket auch das Andere wohl: Wie dir die Arbeit nicht entläuft, so kannst auch du der Arbeit nicht entlaufen! Die Arbeit ist kein Hase, der entläuft; aber du bist auch keiner, und wirst der Arbeit auch nicht entlaufen.

38.

»Will Vogelfang dir nicht gerathen,
»So magſt du deinen Schuhu braten.«

Fiſche fangen und Vogelſtellen verdirbet manchen Junggeſellen: denn es verführt zum Müßiggange und bringt keine Frucht. Was dir nicht glückt, was kein Gelingen krönt, das ſollſt du laſſen. Liebhabereien, die nicht fruchten noch frommen, ſollſt du mit der Wurzel austilgen, und ſolch Handwerk ſammt dem Handwerkszeuge abthun. Es gilt auch hier das große Wort: Aergert dich dein rechtes Auge, ſo reiß' es aus, und wirf es von dir. Es iſt beſſer, daß die Reben in Zeiten gereinigt und verſchnitten werden, als daß ſie ganz verwildern und verderben: es koſtet freilich viel Zucht und Arbeit, bis ſie Frucht bringen.

Noch Eins! Laß dir genügen. Was du haſt, das brauche: was du nicht haben kannſt, das laſſe.

39.

»Das wär' dir ein ſchönes Gartengelände,
»Wo man den Weinſtock mit Würſten bände.«

Das wär' ein hübſch bequemes Leben, wo man alles gleich beiſammen hätte, und das Schöne mit dem Nützlichen, das Leichte mit dem Schweren, das Geiſtige mit dem Nährenden, den Weinſtock mit Würſten verbände. Solch ein Leben wäre freilich bequem: aber wär's auch ſchön? Wir nennen ja vieles ironiſch ſchön: nämlich was nicht ſchön iſt, oder was nur Schein iſt.

40.

»Du mußt dich niemals mit Schwur vermeſſen:
»Von dieſer Speiſe will ich nicht eſſen.«

Das ſpaniſche Sprichwort ſagt: »Kein Menſch ſage, von dieſem Waſſer will ich nicht trinken.« Es weiß Keiner, wie tief er hinein muß, und wozu er ſich noch wird bequemen müſſen im dunkeln Laufe ſeiner Tage. Wirf kein Ding zu weit weg: ſonſt mußt du's weit wieder holen.

Kein Menſch kann über ſich ſelbſt zum Voraus verfügen. Gelübde, die dieſes und jenes Einzelne betreffen, ſind eine Ueberhebung, die dem Menſchen nicht ziemt. Hochmuth kommt vor dem Falle. Du ſollſt dich nicht ſelbſt vorab für das ganze Leben beſtimmen und verpflichten oder verſchwören wollen, ſondern von den Umſtänden dich beſtimmen, von den Führungen Gottes dich erziehen laſſen, und den geheimen Fäden folgen, deren oberſte Leitung du nicht erkennen kannſt. Ueber Nacht kann etwas über dich kommen, das dich in deiner Sicherheit ſtört, und deinen ganzen Lebensplan ändert.

41.

»Wer aber recht bequem iſt und faul,
»Flög' dem eine gebratne Taube in's Maul,
»Er würde höchlich ſich's verbitten,
»Wär' ſie nicht auch geſchickt zerſchnitten.«

In jedem menſchlichen Leben und deſſen Entwickelung iſt das Erſte, daß der Menſch ſich paſſiv und leidend verhält, daß er nimmt und empfängt, was gegeben wird, daß er hört, und nicht redet, daß er ruht und nicht thut. Aber dieſe paſſive Seite hat ihre Gränze, wo ſie Thätigkeit wirkt: jeder empfängt ſein Pfund, denn er kann ſich's nicht ſelbſt geben, aber daß er damit wuchere: der wirkliche Glaube regt die laſſen Hände. Wer ſich's aber recht bequem damit machen will, und die Hände in den Schooß legt, wenn ſie Gott brauchen will, der wird auch nicht damit zufrieden ſeyn, wenn ihm die gebratenen Tauben in's Maul fliegen: er will auch der Mühe überhoben ſeyn, die empfangenen Gaben zu ihrer Beſtimmung zuzubereiten. Daß ihm die Tauben gebraten zufliegen, das iſt ihm ſchon recht; aber das verdrießt ihn, wenn ihm zugemuthet wird, ſie vor dem Eſſen zu zerſchneiden, beim Eſſen zu kauen und nach dem Eſſen ſelbſt zu verdauen. Wenn es Brei regnet, fehlt ihm der Löffel: wenn ihm auch der Löffel gereicht wird, fehlt es an Händen, die zugreifen, denn die Faulheit hat ſie gelähmt.

42.

»Freigebig iſt der mit ſeinen Schritten,
»Der kommt von der Katze Speck zu erbitten.«

Nicht zu eilig, nicht allzu geſchäftig! Rennen und Laufen führt nicht zum Ziel. Wenn du etwas brauchſt, das du dir nicht ſelbſt geben kannſt, ſo wende dich bald an den rechten Mann. Sonſt kannſt du dir viele vergebliche Wege machen. Suche nicht das Waſſer in Brunnen, da kein Waſſer iſt; und bitte nicht um Brod bei dem, der's lieber ſelbſt ißt.

Nicht zu langſam! Es iſt zu ſpät, die Katze vom Speck zu jagen, wenn ſie ſchon davon ſpeiſt.

43.

»Haſt deine Kaſtanien zu lange gebraten;
»Sie ſind dir alle zu Kohlen gerathen.«

Nicht zu langſam, nicht zu träge! Sonſt kommſt du auch nicht zum Ziele. Wer ſich mit Fleiſch und Blut beſpricht, der kommt nicht von der Stelle. Wo dir ein Licht aufgeht, wo du ein Licht ſcheinen ſiehſt auf dem Berge, da fahre nur zu, wenn du's auch nicht mit deinem Verſtande ergründen kannſt: du wirſt ſchon mehr erhalten. Wenn du dir's erſt recht mundrecht machen willſt, ehe du genießen willſt, ſo kannſt du derweilen verhungern, und die Speiſe kann verderben. Nimm für lieb, wie dir's geboten wird: wer's allzu gut haben will, kommt in Schaden.

44.

»Das ſind mir allzu böſe Biſſen,
»An denen die Gäſte erwürgen müſſen.«

Nicht zu viel! Nicht über deine Kräfte! Es ſind nicht alle Nüſſe zu knacken. Schuſter, bleib' bei deinem Leiſten! Nur nicht drüber hinaus. Salomo ſagt: Wer ſchwere Dinge forſchet, dem wird's zu ſchwer. Spr. 25, 27.

Manches können wir nicht verſtehen:
Lebt nur fort, es wird ſchon gehen.

45.

»Das iſt eine von den großen Thaten,
»Sich in ſeinem eignen Fett zu braten.«

Der Menſch rechnet es ſich wohl noch für eine große Heldenthat an, wenn er ſich in ſich ſelbſt vergräbt, und in ſich ſelbſt brütet, und in ſeinem eigenen Fette ſich verbraten thut. Es iſt allerdings ein Großes und Schweres, was jeder Menſch an ſich ſelbſt erfahren und leiden muß: es wird auch Keinem geſchenkt, ſondern es muß ein Jeder durch's Feuer geläutert und von der Eigenheit kurirt werden. Aber dieſes Leiden wird erſt zur That, wenn der Menſch nicht in ſich ſelber ſitzen bleibt, ſondern aus ſich herausgeht. Aus ſich herausgehen: dieſes iſt die That.

46.

»Geſotten oder gebraten!
»Er iſt an's Feuer gerathen.«

Ob an einem die Feuer-Läuterung durch äußere Medien vermittelt werde, oder aus ihm ſelbſt ſich entwickele, ob ihn zunächſt äußere Leiden, oder innere Kämpfe in's Gericht bringen: ſo viel iſt unläugbar, daß er an das Feuer gerathen iſt, dem Keiner entgehen kann.

Wenn dein Nächſter in Noth gerathen iſt, und unter der Hitze der Bedrängniß ſeufzt, ſo gilt es nicht viel ſtreiten, ob er's verſchuldet habe oder nicht: genug er ſitzt in der Noth, und ſchreit um Hülfe. —

Es iſt einer an's Feuer gerathen; der fordert auf, daß wir uns ſeiner erbarmen, daß wir ihn tröſten — und lehren. Wer aber an's Feuer gerathen iſt, der laſſe ſich nicht befremden die Hitze, ſo ihm begegnet, als widerführe ihm etwas Seltſames, denn ſie widerfährt ihm, daß er verſucht werde.

Das Sprichwort ſagt hartherzig: »Gebrannt iſt nicht gebraten«; aber an's Feuer gerathen thut immer weh.

47.

»Gebraten oder gesotten!
»Ihr sollt nicht meiner spotten.
»Was ihr euch heute geröstet,
»Ihr seyd doch morgen geröstet.«

Auch mich hat das Feuer ergriffen: inwendig kocht das eigne Fleisch, auswendig siedet das Wasser: aber deshalb sollte mich Keiner verspotten. Es kommt auch an euch, die ihr spottet: so sicher ihr heute euch dünkt, ihr seyd doch morgen geröstet, denn es kann keiner verschont bleiben. Das Sprichwort sagt: Spötters Haus brennt auch. Darf doch kein Mensch sagen: Von diesem Wasser will ich nicht trinken! — Was deinem Nächsten widerfährt, kann nicht weit von dir entfernt seyn.

48.

»Wer Ohren hat, soll hören;
»Wer Geld hat, soll's verzehren.«

Jeder brauche die Gaben, die ihm verliehen sind, nach ihrer Bestimmung: das Ohr zum Hören, das Geld zum Verzehren. Es soll Keiner sein Pfund vergraben.

Was dir angeboten wird, das steck' nur ein, wenn du Taschen hast, und laß nichts daneben fallen; aber knöpf' nur nicht die Taschen zu. Du kannst die Gabe nicht genießen, wenn du sie nicht verzehrst und mittheilst. Wer Hände hat, soll nehmen und — geben.

49.

»Der Mutter ſchenk' ich,
»Die Tochter denk' ich.«

Geben und Nehmen ſtehen in fortlaufender Wechſelbeziehung. Wir ſäen um zu ärndten: was wir geben, wird uns tauſendfältig erſetzt: was wir auch der Mutter Erde anvertrauen, wir hoffen es verjüngt und neu belebt aus ihrem Schooße wieder zu empfangen. So bring' ich auch der Mutter meine geringen Gaben und Opfer, in der Hoffnung, daß ſie mir in ihrer Tochter die größern anvertrauen werde.

Alle Schenkungen ſind entweder remuneratoriſch, oder ſie ſind der Vergeltung noch gewärtig. Es iſt ein ſchlechter Bettelſtolz, wenn einer etwas umſonſt zu thun, oder ohne Entgelt zu ſchenken, oder ohne Ausſicht auf Vergeltung wohlthätig zu ſeyn ſich aufbläht. Solcher Stolz kaſſirt nur zu viel Vergeltung ein in der eignen — problematiſchen — Selbſtbefriedigung.

Wer die Tochter haben will, halt' es mit der Mutter. — Die Tugend hat die Ehre zur Tochter.

Wie die Saat, ſo die Aernbte. Wer ſäet, der mähet.

50.

»Kleid' eine Säule,
»Sie ſieht wie eine Fräule.«

Das Aeußere iſt ein Kleid, welches auch den Geringſten hebt: wem es zu Theil wird, den ziert es, ſo ſchlecht er auch ſei; und doch iſt es nur ein Kleid, welches von dem Individuum verſchieden iſt, dem es angelegt wird. Darum ſollſt du das Aeußere nicht überſchätzen. Nicht jedes Kleid iſt ein hochzeitlich Kleid.

Das Aeußere hat aber auch einen weſentlichen Einfluß auf die damit Bekleideten: es verbindet ſich mit ihnen, und wirkt auf das Innere: es hilft auch mit erziehen. Darum ſollſt du auch das Aeußere nicht gering achten. Das hochzeitliche Kleid bedeckt nicht allein den Leib, es erneuert ihn auch innerlich.

Kleider machen Leute. Aeußerer Glanz und Reichthum, hohe Stellung, feine Umgebung, machen vornehm. Der rohe Stein wird durch die äußere Form zu Jupiter und Apollo.

Umgekehrt ſehen wir wiederum äußere Leiden den innern Menſchen läutern; das edle, fromme Herz, das unter dem groben, abgeriſſenen Rock des Bettelmanns klopft, ſteht mit dieſer Aeußerlichkeit nicht ſowohl im Mißverhältniſſe, als in Einklang und Wechſelwirkung: der ſchlechte Rock hat wohl an dem bekehrten Herzen eben ſo viel urſprünglichen Antheil, als das feine Kleid an dem feinen Sinne und Anſtande ſeines Trägers.

Das Sprichwort ſagt: das Kleid ziert den Mann: wer es hat, der zieh' es an. Wie das Kleid, ſo iſt der Mann: leichte Kumpen leichte Lumpen han.

31.

»Schlaf' ich, so schlaf' ich mir bequem.
»Arbeit' ich, ja, ich weiß' nicht wem.«

Warum er schläft und ruht und stille wird, das merkt Jeder: es gilt seiner Erholung und Erquickung, und gilt ihm selbst.

Aber wozu die Arbeit des Tages, die Mühen des Lebens, das Rennen und Laufen von Morgen bis Abend? Das verstehen die Wenigsten, das kommt viel schwerer zur Einsicht. —

Alle Ruhe ist mehr oder weniger ein Zusichselbstkommen, Einkehr in sich: und das Wesen des Menschen ist die Innerlichkeit. Darum, weil das Wesen des Geistes in dem Innern besteht, darum findet der Mensch in der Ruhe und Stille seine Erholung und Erquickung.

Aber die Arbeit zerstreut, die Thätigkeit geht nach Außen, sie gilt Anderen, der Erfolg ist nicht zu sehen. Darum findet der Mensch in diesem äußeren Treiben weder Behagen, noch Erholung, noch Verständigung, wenn er nicht darin seinen Beruf, in seinem Berufe den Ruf Gottes, in Gott sein tiefstes und höchstes Innerstes erkennet, wenn er nicht Gott über Alles, und die Anderen als seine Nächsten, seine Nächsten als sich selbst lieben lernt.

Ach, ich bin des Treibens müde!
Wozu all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Brust!

51.

»Ganz und gar
»Bin ich ein armer Wicht.
»Meine Träume sind nicht wahr,
»Und meine Gedanken gerathen nicht.«

Der Mensch ist durch und durch arm, nackt, blind und elend. Er arbeitet, und weiß nicht warum, er handelt, und weiß nicht wozu: er träumt, und's wird nicht wahr, er denkt, aber es steht nicht da. Das Leben ist selbst ein Traum, und der Mensch scheint zu nichts zu taugen, als — zu schlafen, ob ihm etwa über Nacht im Schlafe ohne sein Zuthun etwas zufalle.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Des Menschen Gedicht wird oft zu nicht.

52.

»Mit meinem Willen mag's geschehn! —
»Die Thräne wird mir in dem Auge stehn.

Auch mit dem Willen des Menschen ist es mißlich bestellt. Der Wille ist frei und ist's auch nicht: der Mensch will, und will auch nicht: er will, was er muß: er fügt sich selbst in seinen Willen nur ungern: er gehorcht der Fügung, aber mit Thränen im Auge.

König Richard II. nimmt die schwere Last der Krone von seinem gesalbten Haupte zwar mit eigenen Händen, aber auch mit eigenen Thränen: es treten wohl auch einem Andern die Thränen in die Augen.

54.

»Wohl unglückſelig iſt der Mann,
»Der unterläßt das, was er kann,
»Und unterfängt ſich, was er nicht verſteht;
»Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.«

Unglücklich ſind alle diejenigen zu nennen, die ihren eigenſten Beruf verfehlen und in einen fremden gerathen. Sie verſäumen, was ſie können, ſie unternehmen, was ſie nicht verſtehen: ſie ſind nicht zu Hauſe. Und es ſind ihrer viele, welche die Eigenmacht der Willkühr in fremde Reviere treibt. Da kann der Pilger leicht ſich verirren, oder Schiffbruch leiden, weil er mit ſeinem Fahrzeuge nicht umzugehen weiß.

55.

»Du trägſt ſehr leicht, wenn du nichts haſt;
»Aber Reichthum iſt eine leichtere Laſt.«

Die Reichen wiſſen viel Rühmens zu machen von dem Glück der Armuth, und es iſt auch wirklich wahr, daß der Arme leicht zu tragen hat, weil er entweder wenig, oder nichts hat. Asmus trägt alles bei ſich, und iſt deß froh. Der Reichthum iſt hingegen eine ſchwere Laſt, um ſo ſchwerer, je größer ſie iſt.

Dennoch hat auch der Arme gegen dergleichen moraliſche Deklamationen eins und das andere einzuwenden; denn es giebt ſchwere Laſten, die ſich doch leicht tragen, und geringe, an denen oft einer ſchwer zu tragen hat. Sorgen wiegen auch. Jeder Tag hat ſeine Plage, jeder Menſch hat ſeine Laſt; jeder fühlt aber die eigene am meiſten.

56.

»Alles in der Welt läßt ſich ertragen,
»Nur nicht eine Reihe von ſchönen Tagen.«

Es bekommt keinem Menſchen, alle Tage in ununterbrochener Folge herrlich und in Freuden zu leben. In Leiden erfährt Mancher am deutlichſten, wie freundlich der Geber iſt.

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.

Der Arme hat wohl Recht, wenn er dem Reichen zuruft: Nichts iſt ſchwerer, als allzu leicht zu tragen, denn Mangel drückt mehr als Ueberfluß. Aber es iſt auch nicht zu vergeſſen, daß lauter gute Tage gar nicht zu ertragen ſind.

Das Sprichwort ſagt: Es müſſen ſtarke Beine ſeyn, die gute Tage ertragen. Großes Gut heiſcht ſtarken Muth. Ogni cosa si sopporta, eccetto il buono tempo.

57.

»Was räucherſt du nun deinen Todten?
»Hätt'ſt du's ihm ſo im Leben geboten!«

Jeder Freund, jeder Angehörige, der den Seinen im Tode vorangeht, hinterläßt ihnen das Gefühl, daß ſie ihm mehr hätten ſeyn, ihm näher treten, inniger ſich mittheilen und anſchließen, daß ſie milder mit ihm reden und mehr Schonung üben ſollen. Davon zeugt das Bewußtſeyn in jedem Hinterbliebenen, wenn er überhaupt zum Bewußtſeyn gekommen iſt. Wenn auch einer ſo reich wäre, daß er all' ſeine Schulden nebſt allen rückſtändigen Intereſſen vom Heller bis zum Pfennig bezahlen könnte, und Niemand nichts ſchuldig zu bleiben brauchte, an der Liebe würde er doch ein Schuldner bleiben Jedermann, und der blieb' es am meiſten, der es läugnen wollte, denn der iſt gewiß nicht in der Liebe, der er genug gethan zu haben meint. Aber am fühlbarſten wird die Schuld gegen unſere Todten, denen wir nun nichts mehr davon abtragen können, während wir uns bei Lebzeiten damit vertröſten, daß ſich das Verſäumte noch nachholen läßt. Darum eben räuchern wir unſern Todten, weil wir ihnen das Verſäumte nun nicht mehr abtragen können.

58.

»Je! wer eure Verehrung nicht kennte:
»Euch, nicht ihm baut ihr Monumente.«

Nach dem Tode ehren wir verdiente und ausgezeichnete Menſchen mit prächtigen Monumenten und Gedächtniß-Feiern: aber wir bauen ſie eigentlich doch uns ſelbſt: wenigſtens hilft Selbſt- und Gefallſucht mit bauen. Wenn einer eine Univerſal-Geſchichte von Ehrendenkmälern ſchreiben könnte, ſo würde ſich's zeigen, ob etwa die eitelſten Völker und Zeiten die meiſten Monumente errichtet haben.

59.

»Willſt du dich deines Werthes freuen,
»So mußt der Welt du Werth verleihen.«

Jedem das Seine! Leben und leben laſſen! Was du dir zutrauſt, das mußt du auch der Welt zugeſtehen, denn du gehörſt ſelbſt zur Welt. Du ſchmähſt auf dich, wenn du die Welt ſchmähſt: du rühmſt die Welt, wenn du dich rühmſt. Es gehört auch Beiden Beides: die Erniedrigung um ihrer ſelbſt willen, die Erhöhung um Gottes willen.

Entweder mußt du auf alle eigne Werthſchätzung Verzicht leiſten, oder du mußt den Werth, den du dir zuſchreibſt, allen Sündern einräumen. So viel Werth haſt du auch, aber nicht mehr: er vertheilt ſich mithin unter Viele: Verdienſt hat Keiner. Der Werth beſteht in der Gabe, die du empfangen.

60.

»Will Einer in die Wüſte pred'gen,
»Der mag ſich von ſich ſelbſt erled'gen;
»Spricht aber Einer zu ſeinen Brüdern,
»Werden ſie's oft ſchlecht erwiedern.«

Johannes iſt gekommen, ein Prediger in der Wüſte, aß nicht und trank nicht; ſo ſagen ſie: Er iſt ein Kopfhänger und beſeſſen von einem böſen Geiſte: er ſondert ſich ab von den Menſchen, und dünkt ſich beſſer. Des Menſchen Sohn iſt gekommen, iſſet und trinket; ſo ſagen ſie: Siehe, wie iſt der Menſch ein Freſſer und ein Weinſäufer, der Zöllner und der Sünder Geſell.

So iſt weder in der Einſamkeit, noch in der Geſellſchaft Dank zu finden: wer wirklich dienen und wirken will, der muß auf Dank verzichten, und zuerſt ſich ſelbſt verläugnen.

Undank iſt der Welt Lohn.

21.

»Laß Neid und Mißgunſt ſich verzehren,
»Das Gute werden ſie nicht wehren.
»Denn, Gott ſei Dank! es iſt ein alter Brauch:
»So weit die Sonne ſcheint, ſo weit erwärmt ſie auch.«

Das Böſe verneint und verzehrt, als Tod und Neid: darin liegt ſeine Ohnmacht. Das Gute ſchafft und pflegt, als Leben und Liebe: darin liegt ſeine Macht, in der Macht ſein Sieg über das Böſe. Wie die Sonne zugleich leuchtet, ſcheint und glüht, erhellt, erglänzt und erwärmt, ſo iſt das Gute auch das Wahre und das Schöne: in dieſer Fülle und Einheit liegt ſeine Kraft zum Siege.

Neid und Mißgunſt freſſen in ſich hinein, und verkommen in ſich ſelbſt: Liebe und Milde verbreiten ſich wie die Sonne in tauſend und aber tauſend Strahlen durchdringend über alles, was lebet: ihre Gabe beſteht in Mittheilung, ihr Leben in Selbſtentäußerung: ſie leben nicht in ſich, ſondern in Anderem.

82.

»Das Interim
»Hat den Schalk hinter ihm.
»Wie viel Schälke muß es geben,
»Da wir alle ad interim leben.«

Das Interim gilt als ein einzelner Akt des Jahres 1548, als eine provisorische Maaßregel Kaiser Karl's V., die den Schalk im Hinterhalt hatte, falschen Frieden einzuleiten. Eigentlich leben wir alle aber ad interim in den Tag hinein: hinter jedem steht ein Schalk, der ihn bequem einschläfert, provisorisch im alten Sauerteige zu bleiben, der ihn auf künftige Tage vertröstet, und die Besserung auf gelegenere Zeit verschieben lehrt.

83.

»Was fragst du viel: wo will's hinaus,
»Wo oder wie kann's enden?
»Ich dächte, Freund, du bliebst zu Haus,
»Und sprächst mit deinen Wänden!"

Die Sorge für die Zukunft schwächt die Energie, welche die Gegenwart erfordert. Sorget nicht für den andern Morgen. — Entlegene Dinge verkümmern die nächste Aufgabe des Tages. Ein jeder kehre zunächst vor seiner Thüre. — Freund, bleibe im Lande, und nähre dich redlich. Die Welt ist dir nicht befohlen, sondern zunächst dein Haus. — Ich dächte, Freund, du bliebst zu Haus, und streiftest nicht so weit hinaus. —

64.

»Viele Köche verſalzen den Brei;
»Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
»Wir aber ſind, geſteht es frei,
»Ein Lazareth von Medizinern.«

So viele Köpfe, ſo viele Sinne. — Viele Herren verderben das Regiment, viele Diener den Dienſt, denn es will ein Jeder Herr ſeyn. Weil jedes Glied das Haupt, jeder Punkt der Mittelpunkt ſeyn will, darum fehlt der Vielheit die Einheit. Und was ſind wir ſelbſt, wenn wir's uns ohne Hehl geſtehen mögen? Blinde, die die Blinden leiten wollen, weil wir uns ſelbſt für ſehend halten; Kranke, welche Kranke kuriren wollen, weil wir uns ſelbſt für geſund halten. Das ganze Menſchengeſchlecht iſt krank vom Haupte bis zum Fuß: aber das gefährlichſte Symptom an der Krankheit iſt dieſes, daß Jeder ſich allein für geſund hält und des Arztes nicht bedarf, ſondern ſelbſt der Arzt für die Anderen in dem großen Lazarethe zu ſeyn meint. Das Schlimmſte im Lazarethe iſt, wenn die Aerzte ſelbſt krank ſind: und wo iſt in dem großen Welt-Lazarethe ein Arzt, der ſo ſtark und geſund wäre, daß er unſer aller Krankheit auf ſich nehmen könnte? Aber wir fragen leider gar nicht nach dieſem Arzte: es fehlt uns nur zu ſehr das Bedürfniß des Arztes. Denn die Patienten halten ſich ſelbſt für die Aerzte. So wird jeder Kranke zum Quackſalber, aber nicht für ſich, denn er iſt geſund, ſondern für die Andern, welche krank ſind.

65.

»Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen;
»Hab's aber nicht aus den Fingern geſogen.«

Was ich als die allgemeine Wahrheit verkünde, was ich als aller Orten gleich wahr in Sprichwörtern ausſpreche, das haltet ihr für partikulären Irrthum, für ſubjektive Täuſchung: ſo ſtände Subjekt gegen Subjekt, Meinung gegen Meinung. Aber es iſt ja nicht bloß meine Meinung: ich hab's nicht von mir, und hab's noch weniger aus den Fingern geſogen, die keine Oeffnung, noch Nahrung bieten, ſondern aus Brüſten, die Milch geben. Es iſt das Gemeingut der Sprichwörter, woran ich mich halte gleich jenem weiſen Könige. Eine Gemeinſchaft iſt aber als die ſtetige Verbindung der Einzelnen nur denkbar durch Eine Quelle, aus welcher Alle ſchöpfen, Jeder nach ſeinem Maaße.

Das Sprichwort kommt nicht aus der Schule, ſondern aus dem Leben. Ein Quentchen Mutterwitz iſt beſſer, als ein Centner Schulwitz. Erben iſt beſſer als Erwerben. Wahre Originalität kommt nicht aus meinen Fingern, ſondern von Papa und Mama.

Niemand kann ſeiner Länge eine Elle zuſetzen. Zunehmen iſt nicht Zuſetzen. Wachsthum iſt nicht meine That.

●●.

»Noch ſpukt der Babylon'ſche Thurm:
»Sie ſind nicht zu vereinen!
»Ein jeder Mann hat ſeinen Wurm,
»Copernikus den ſeinen.«

Ob auch die Menſchen alle zuſammengehören, und in Einem verbunden werden ſollen, ſo dauert doch die Babyloniſche Sprachverwirrung bis zur Stunde noch fort. Es iſt in jedem Menſchen nicht bloß ein Anderes, ſondern ein Fremdes, nicht allein ein Eigenthümliches, ſondern ein Undurchdringliches. Keiner verſteht den Andern: jeder Menſch hat etwas für ſich, das den Anderen zum Mißverſtändniſſe wird. Wer das Unverſtändliche zu erklären ſucht, bedarf ſelbſt wieder einer Erklärung: die Auslegung bedarf wieder einer Auslegung. Darum findet alles Neue zunächſt Widerſpruch, bis es mehr und mehr in die allgemeine Ueberzeugung übergeht. Wer zweifelt jetzt an dem Copernikaniſchen Weltſyſteme? Erſt wollte ſich's die Erde nicht nehmen laſſen, der Mittelpunkt der räumlichen Weltſchöpfung zu ſeyn; jetzt gilt es wieder als ein paradoxes Neues, wenn die Centralität der Erde in höherer Beziehung behauptet wird. Es hat aber ein jedes Weſen ſein Centrum, ſeine Individualität, ſeine Perſönlichkeit.

87.

»Denn bei den alten lieben Todten
»Braucht man Erklärung, braucht man Noten;
»Die Neuen glaubt man blank zu verstehn;
»Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.«

Sind auch die Menschen noch nicht vollkommen zu vereinen, weil der Babylonische Thurm noch immer fortspukt, so ist es doch an ihnen, sich einander zu nähern, sich zu lieben und mittelst der Liebe nach Kräften zu verständigen, denn ohne Liebe ist keine Verständigung möglich. So sucht Einer mit dem Andern näher bekannt zu werden; was Einer in dem Andern lieset, das theilt er wieder Anderen mit. Jeder Mensch ist ein Räthsel, jeder Mensch bedarf eines Kommentars. Darum werden alte Schriftsteller mit Noten und Erklärungen ausgestattet, damit sie zugänglich werden: aber die neuen Schriftsteller, selbst die Zeitgenossen, sind auch nicht so schlechtweg zu verstehen, sondern es bedarf eines Schlüssels, der das Verständniß eröffnet, eines fortlaufenden Wegweisers, der die Chiffern und Zeichen, als Fußstapfen des Geistes, zu deuten versteht.

68.

»Sie ſagen: das muthet mich nicht an!
»Und meinen, ſie hätten's abgethan.«

Wo es auf ein tieferes Verſtändniß ankommt, da ſagen Viele, die ſich mit der Oberfläche der ſinnlichen Vorſtellung genügen laſſen möchten: Das muthet mich nicht an! Das iſt mir zu hoch, zu tief, zu ſchwer, zu paradox! Aber es iſt damit nicht abgethan, wenn ſie das Räthſel liegen laſſen. Der Berg bleibt vor uns liegen, wenn wir nicht aufſteigen. Das Bedürfniß weiterer Verſtändigung, welches heute noch ſchläft und uns einſchläfert, kann morgen erwachen, wo es ſich dann zeigen wird, daß die Sache doch nicht ſo abgethan iſt, wie wir meinten

So wiſſen auch Viele vor Allem, was ſie in ihrer Behaglichkeit ſtören, beunruhigen oder ſchmerzen könnte, geſchwind vorüber zu ſchlüpfen, wie der Phariſäer vor dem verwundeten Samariter vorbeigeht; ſie meinen damit die Gefahr beſeitigt und die Sache abgemacht zu haben: aber ſolche Retiraden führen zu keinem Siege, zu keinem Frieden. Was ſie feig und furchtſam fliehen, das verfolgt — und ereilt ſie.

69.

»In meinem Revier
»Sind Gelehrte geweſen;
»Außer ihrem eig'nen Brevier
»Konnten ſie keines leſen.«

Es hat nicht fehlen können, daß die Gelehrten auch in meinem Revier ſich umgeſehen haben, denn die Gelehrten pflegen ex professo alle Schriften anzuſehen, die nach dem Titel in ihr Fach einſchlagen. Aber was hat es geholfen? Mir hat's nichts geholfen, denn ich ſuchte Eingang, und habe ihn nicht gefunden. Ihnen hat's auch nicht geholfen, denn ſie können nicht über ihren fixirten Geſichtskreis hinaus: ſie können nichts verſtehn, als das Syſtem, welches ſie von Kapitel zu Kapitel aufgenommen haben. Sie ſind in den Cirkel ihrer eigenen oder angelernten Gedankenreihe, wie in einen Zauber-Kreis, gebannt, ſie ſind ſo verſteinert, verpanzert und abgeſchloſſen, daß ſie für jeden weitern Zufluß unzugänglich und unempfänglich geworden ſind. Was die Phalanx der feſtgewurzelten Anſichten durchbrechen will, wird abgewieſen, und damit iſt's abgethan. Jede weitere Förderung kann nur der jüngern Generation zuwachſen. Was nicht für die iſt, die ſchon gelehrt ſind, das kommt den Schülern für die Zukunft zu Gute.

30.

»Viel Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
»Die beste Rettung, Gegenwart des Geist's!«

Wenn einer in Noth und Gefahr kommt, da werden ihm alsbald viele Hülfs- und Rettungsmittel angerathen und angeboten. Die beste Hülfe ist, wenn in dem bedrängten Menschen der Geist das Regiment nimmt, wenn der Geist wirklich da und zur Stelle, wenn er gegenwärtig und thätig ist. Denn die Hülfe kommt nur von der Gegenwart: Heute, wenn du ihre Stimme hörest, heute noch greif' zu. Der Geist ist es, der Leib und Seele zusammenhält, Arbeit und Gebet, Thun und Denken vereint; der Geist ist es, der von dem Geiste Gottes zeuget. Laß Leib und Seele nach der Erscheinung zerfallen im Tode: die Einheit beider nach der Wirklichkeit ist der Geist: und die Gegenwart des Geistes ist — die Unsterblichkeit.

Die Bedingung aller Geistesgegenwart ist — die Allgegenwart Gottes, und das Bewußtseyn derselben.

71.

»Laß nur die Sorge ſeyn,
»Das giebt ſich alles ſchon,
»Und fällt der Himmel ein,
»Kommt doch eine Lerche davon!

Noth und Gefahr haben die Sorge zur Vorläuferin, Begleiterin und Nachfolgerin. Aber ich rathe Dir, Freund, weiſ' dieſe Trabantin von Dir, Du haſt an der Hauptperſon genug: was Dir jene vorzuklagen hat, es giebt ſich alles ſchon, es geht alles vorüber, wie ſchwer es auf uns liege. Wenn Du einen ſteilen, ſchweren Berg vor Dir haſt, ſo denke mit Till Eulenſpiegel an den Weg, der darauf folgt, ſobald der Berg überſtiegen iſt. Wenn die Wolken ſich ſchwarz über einander thürmen, und kein Lichtſtrahl durchdringt, ſo vergiß nicht die Sonne, die dahinter ſteht, und — bald wieder durchbricht. Post nubila Phoebus. Und wenn alle Wetter einbrechen, wenn alles Unglück zuſammenkommt, es iſt kein Unglück ohne Glück! Wenn Wald und Flur der Erde gleich werden, ein Grashalm bleibt doch, als Keim des neuen Lebens: wenn die Erde untergeht, ein Stäubchen erhält ſich, aus dem das Ganze neu herauswächſt: wenn der Himmel einfällt, von allen den Lerchen, die darin jubiliren, kommt doch wohl eine davon, die ihren Tempel wieder findet zu ihren Liedern. So denn Gott die Lerchen erhält, und die Natur bewahrt, was wird er an dem Menſchen thun? Seyd ihr denn nicht viel mehr, denn ſie? Und ſo Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, ſollte er das nicht viel mehr an euch thun? O ihr Kleingläubigen!

Materieller drückt ſich das franzöſiſche Sprichwort aus: Si le ciel tombait, il y aurait bien des alouettes prises.

78.

»Dann iſt einer durchaus verarmt,
»Wenn die Schaam den Schaden umarmt.«

Wenn zum Schaden auch die Schaam darüber kommt, da hat einer alles verloren, da iſt er gar verarmt: die Schaam will die Schande verbergen, darüber frißt der innere Schaden unter ſich. Da ich's wollte verſchweigen, verſchmachteten meine Gebeine! So wir aber unſere Schäden und Sünden bekennen, ſo iſt Er treu und gerecht, und vergiebt uns unſere Sünden, und reiniget uns von aller Schmach.

Der erſten Sünde folgte auch ſogleich die erſte Schaam, nämlich die Schaam, welche die Schande verdeckt, und vor Gott ſich verbirgt.

Wer den Schaden hat, darf vor Spott nicht ſorgen, er ſoll ſich auch deß nicht ſchämen. Schäme dich nicht des Schadens, der dich trifft, aber der Verſchuldung. Nicht wiſſen iſt keine Schande, deren du dich ſchämen müßteſt, aber nicht lernen wollen.

73.

»Du treibſt mir's gar zu toll:
»Ich fürcht', es breche!
»Nicht jeden Wochenſchluß
»Macht Gott die Zeche.«

Nicht der Gaſt macht die Zeche, ſondern der Wirth: nicht der Schuldner macht die Rechnung, ſondern der Gläubiger; wer ſich die Rechnung ſelbſt macht und abnimmt, wer die Rechnung ohne den Wirth macht, kann leicht Bankerott machen. Es iſt aber Einer, der uns allen die Rechnung macht und Rechenſchaft fordert. Zwar ſchließt er die Rechnung nicht mit jeder Woche, er mahnt nicht täglich an die Schulden, ſondern er giebt oft Nachſicht und verſchiebt den Rechnungsſchluß; aber wehe dir, wenn du entweder durch die Mahnungen taub, oder durch die Langmuth, durch die Länge der Gnadenzeit ſicher und ſorglos wirſt, und an deinen Schuldbrief nicht mehr denkſt, und zu den alten Schulden neue häufſt! Endlich kommt doch der Tag der Rechnung und Rechenſchaft. Wenn du's zu toll und die Rechnung übervoll machſt, ſo iſt zu fürchten, daß es am Ende breche. Lange geborgt iſt nicht geſchenkt. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.

Das Sprichwort ſagt zwar: Gott im Himmel borgt länger, als die Fugger auf Erden; aber es heißt auch: Was Gott ſpart in die Länge, das ſtraft er mit Strenge. Gott ſieht durch die Finger, aber nicht ewig.

74.

»Du bist sehr eilig, meiner Treu!
»Du suchst die Thür und läufst vorbei.«

Es ist eine häufige Erfahrung, daß sich gerade die thätigsten, geschäftigsten und eiligsten Menschen am ersten verirren und verlaufen: sie suchen die Thüre und laufen vorbei: der Gegenstand ihres Verlangens liegt vor ihnen, der Eingang ist schon bereitet, aber sie übersehen das Nächste, weil sie es in der Ferne suchen: darum sind sie so eilig. Eile mit Weile! Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel.

Du suchst den Eingang und läufst vorüber, denn es ist überall Eingang zu finden. Du läufst nach dem Esel, und reitest schon darauf.

Wo du die Thüre suchst, da läufst du vorbei, statt durch: wo du sie nicht suchst, da kannst du nicht vorbei, sondern du mußt durch, und kommst damit vorwärts.

75.

»Sie glauben mit einander zu ſtreiten,
»Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.«

Wenn Zwei mit einander ſtreiten, ſo vertheidigt zunächſt Jeder das Recht auf ſeiner Seite; denn es iſt ein Recht auf jeder Seite: aber eben darum iſt auch auf jeder Seite ein Unrecht, in ſo fern ſie dem Rechte des Gegentheils widerſtreitet. Dieſes Unrecht fühlen wir erſt im Streite, bewußt oder unbewußt, und im Fortgange des Streites mehr und mehr. Vorher war das Recht jeder Seite von dem Rechte der andern Seite, welches zu ſeiner Ergänzung gehörte, noch nicht ſo beſtimmt geſchieden: der Streit trennt es erſt, und führt zum Unrechte. Dieſes iſt das ewige Recht der Negation, die über die vereinzelte Beſtimmtheit hinaus geht, um zur Erfüllung und Durchdringung zu gelangen.

Daß ſie mit einander ſtreiten können,
Iſt eine baare Thorheit zu nennen:

denn ſie gehören eben beide zuſammen. Das Recht beider Seiten kann ſich aber erſt vereinigen, indem das Unrecht auf beiden Seiten ſich ausſcheidet.

»Haben's gekauft, es freuet sie baß;
»Eh' man's denkt, so betrübt sie das.«

Wie sich auch der Wille bestimme, sobald der Wille bestimmt ist, entsteht auch das Streben desselben, sich über diese Bestimmtheit zu erheben und davon frei zu machen: denn die einzelne bestimmte That des Willens kann seiner persönlichen Allgemeinheit nicht genügen. Dieses ist das Recht und die Macht des Willens, und die Bedingung der Reue und Buße, wenn er gefallen ist: aber das Recht schlägt in Unrecht, die Macht in Ohnmacht um, wenn sich der Wille in seine jedesmalige Stufe nicht fügen, und im Kleinen nicht genügen lassen will, sondern immer nach Anderem verlangt. Das Besser ist der größte Feind des Guten. Was uns fehlt, das reizt uns: was uns zu Theil wird, das wird gering geschätzt.

Es ist wohl zu merken, daß jede Handlung ein Opfer ist, welches der Mensch darbringt: er opfert damit die Unendlichkeit des vorher noch unbestimmten Willens: bei der Wahl sind wir frei, aber sobald wir gewählt haben, sind wir Knechte, wenn wir darin nicht mehr unsern Willen erkennen. Weh' den Menschen, die nicht opfern wollen: sie kommen zu keinem Entschlusse und bleiben im Widerspruche.

»Was es auch sei, versetzte der Oheim, der Verstand oder die Empfindung, das uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und Folge, nach meiner Meinung, das Verehrungswürdigste am Men-

Menſchen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und der iſt eben ſo übel daran, dem es immer nach der Waare gelüſtet, ohne daß er das Herz hat das Geld hinzugeben, als der, den der Kauf reut, nachdem er die Waare in Händen hat. Der Menſch iſt zu einer beſchränkten Lage geboren: ſobald er in's Weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er ſoll.« Göthe's Werke I. H. XIX. 340.

77.

»Willſt du nichts Unnützes kaufen,
»Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.«

Willſt du nicht in Gefahr kommen, ſo bleibe zu Hauſe hinter dem Ofen: willſt du vor jedem Fehltritte ſicher ſeyn, ſo bleibe liegen, ſitzen oder ſtehen: willſt du nicht ausgleiten, ſo geh' nicht auf's Eis: willſt du kein unnütz Wort ſprechen, ſo halte den Mund zu. Nicht wahr, das geht nicht? Nun ſo geh' nur friſch und getroſt hinaus in die Welt: ſei nicht kleingläubig, ſondern faſſe Muth und gutes Vertrauen. Friſch gewagt iſt halb gewonnen!

78.

»Lange Weile iſt ein böſes Kraut,
»Aber auch eine Würze, die viel verdaut.«

Wem die Zeit lang wird, dem wird ſie auch ſchwer: lange Zeit, böſe Zeit. Aber eben darum können die langen, ſchweren Tage und Stunden der langen Weile zu einer Würze dienen, um alles, was roh und ſchwer auf dem Herzen laſtet, zu verarbeiten und zu durchdringen, alles Schädliche und Ungeſunde auszuſcheiden, alles Geſunde und Brauchbare in Saft und Blut zu verwandeln, den ganzen Menſchen zu läutern und zu ſtärken. Einſamkeit und Muße führen in das Innere zurück, wo immer etwas aufzuräumen iſt. Die Einkehr bricht die Bahn zur Heimkehr.

79.

»Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
»Dann wünſchen wir uns lange Weil'.«

Lange Weile iſt der Uebel größtes nicht. Sobald ein größeres kommt, das alle Zeit in Anſpruch nimmt, da wünſchen wir uns das kleinere, das uns ſo viel Zeit übrig läßt. Wen ein ſchweres Unglück trifft und bedrängt, der wünſcht ſich Zeit zur Sammlung, und die Einſamkeit, die ihm ſonſt lange Weile machte.

Der Hypochonder iſt bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cujonirt.

80.

»Daß sie die Kinder erziehen könnten,
»Müßten die Mütter seyn wie die Enten:
»Sie schwämmen mit ihrer Brut in Ruh',
»Da gehört aber freilich Wasser dazu.«

Es ging' Alles, wenn das Wenn und das Aber nicht wär', aber das Aber und das Wenn hindert das Beste. Die Mütter möchten so gern ihre Kinder selbst groß ziehen und pflegen und behüten; und sie könnten's auch, — wenn sie — wie die Enten wären, und schwimmen könnten, um der lieben Brut von Schritt zu Schritt nachzuziehen, und die schirmenden Flügel darüber zu breiten: aber dazu gehörte auch das Wasser, nämlich daß der Mutter und sämmtlichen Kindern Ein Element beschieden sei, in dem sie gedeihen sollen: während nur zu oft grade die Nächsten auf den entlegensten Wegen und Stegen des Lebens aus einander geführt werden, bis sie am Ende wieder zusammenkommen.

Man kann nicht immer zusammenbleiben.

81.

»Das junge Volk, es bildet ſich ein,
»Sein Tauftag ſollte der Schöpfungstag ſeyn.
»Möchten ſie doch zugleich bedenken,
»Was wir ihnen als Eingebinde ſchenken.«

Es kommt alles darauf an, daß der Menſch ſeine Stellung mehr und mehr erkennen und verſtehen lernt. Die Stellung des Menſchen iſt in der Mitte: der Anfang liegt weit hinter ihm, das Ende vor ihm. Aber hochfahrend wie der Menſch iſt, und weil er dazu beſtimmt iſt, mit Anfang und Ende ſich zu vermitteln, ſo verkennt er wohl auch ſeine Stellung, er verwechſelt ſeinen Beruf mit ſeinem Daſeyn, ſeine Schöpfung mit ſeiner Geburt: er vergißt das Erſte, nämlich daß ihm Alles gegeben iſt; das Zweite iſt, daß der Menſch das Gegebene nun auch ſelbſt mache, oder reproducire und neu entwickele. Darum thut es dem Menſchen Noth, daß er an ſeine Windeln erinnert werde: ſeiner Geburt iſt die Schöpfung vorausgegangen: ſeine Exiſtenz hat nicht allein den Schöpfer, ſondern auch ſo viele Menſchen, als vor ihm geweſen, zu ſeiner Vorausſetzung.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen:
Von Mutterchen die Froh-Natur,
Und Luſt zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönſten hold,
Urahnfrau liebte Glanz und Gold.
Sind nun die Elemente nicht
Von dem Komplex zu trennen,
Was bleibt denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Im Alter ſieht man erſt, wie alles nach und nach heranwächſt, »während die Jugend glaubt, es müſſe Alles an Einem Tage geſchehn.« Eckermann's Geſpräche mit Göthe. II. S. 275. I. S. 208.

82.

»»Nein! Heut' iſt mir das Glück erboßt.««
»Du, ſattle gut, und reite getroſt.«

Die Menſchen ſind ſehr geneigt, alles Gute und Erwünſchte, jedes Gelingen ſich ſelbſt und ihrem Verdienſte, alles Unerwünſchte, jedes Mißlingen, einer fremden höhern Macht zuzuſchreiben.

Aber ich rathe dir, es umgekehrt zu halten. Alle gute Gabe iſt ein Geſchenk, ein Eingebinde: es weiſet auf den Geber. Wo dir aber etwas hemmend oder ſtörend entgegentritt, da ſollſt du dich nicht nach Außen wenden, das Glück anzuklagen: jedes Mißlingen, jedes Mißgeſchick weiſet dich vielmehr an dich, daß du an deiner Statt das Deine thuſt, ſtatt mit dem Glücke zu hadern. Wenn es ſtürmt, ſo ſage nicht: »das Glück grollt mir«; ſondern thue vielmehr dieſes Beides: erſtens, daß du dich gut rüſteſt, Stürme und Anfechtungen zu beſtehen: zweitens, daß du mit gutem Muthe und Vertrauen fürbaß geheſt, oder vielmehr — reiteſt, denn du wirſt getragen, wenn du geheſt.

88.

»Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
»Viel berathen, und lange gezaudert,
»Und endlich giebt ein böſes Muß
»Der Sache widrig den Beſchluß.«

Wir reden ſo viel von freier Selbſtbeſtimmung, und darüber kommen wir nicht dazu: wir reden ſo lange hin und her von der Selbſtbeſtimmung, bis wir von Außen beſtimmt werden.

Wer die Wahl hat, der hat die Qual. Die Willkühr laborirt an der ſchlechten Unendlichkeit. Dem Hinüber und Herüber der Reflexion iſt es eigen, daß es unter Pro und Contra kein Ende findet, bis ihm von Außen das Ende kommt.

Wir ſterben eigentlich alle, ehe wir zu leben anfangen, mitten unter den Vorbereitungen zum Leben.

84.

»Eine Breſche iſt jeder Tag,
»Die viele Menſchen erſtürmen.
»Wer auch in die Lücke fallen mag,
»Die Todten ſich niemals thürmen.«

Die Zeit iſt eine Feſtung, das Leben eine fortgehende Eroberung derſelben, jeder Tag eine Breſche, in welche die Menſchen, die davor ſtehen, eiligſt einſtürmen. Aber jede Stunde iſt auch für Viele die Sterbe-Stunde: am Ende ſterben Alle: jeder mitten im Leben, mitten in der fortgehenden Eroberung der Feſtung. Wie das Leben in dieſer Eroberung beſteht und jede Stunde des Lebens eine Breſche iſt, durch die wir in die Zeit eindringen, ſo iſt der Tod dieſes, daß wir in der Lücke liegen bleiben. Aber ſo viele ihrer liegen bleiben, es geht doch Alles in reißender Bewegung wie zuvor fort: ſo Viele in die Lücke fallen, die Breſche wird doch nicht ausgefüllt, denn die Todten thürmen ſich nicht.

Die Todten thürmen ſich nicht, denn ſie brauchen keinen Platz: aber ſie ſind darum nur deſto ſicherer aufgehoben.

85.

»Wenn einer ſchiffet und reiſet,
»Sammelt er nach und nach immer ein,
»Was ſich am Leben mit mancher Pein
»Wieder ausſchälet und weiſet.«

Auf Reiſen und im Leben überhaupt, denn das Leben iſt eine Reiſe, wird nach und nach gar Vieles eingeſammelt und aufgehäuft. Die Maſſe würde ſich am Ende thürmen, wenn nicht im Fortgange, oft mit großen Schmerzen, eins nach dem andern wieder ausgeſchält und ausgeſtäupt und geläutert würde. Was davon wahr iſt, das bleibt im Geiſte, ohne daß es leiblich den Raum verſperrt. So ſchreiben wir auf Reiſen zu Waſſer und zu Lande mancherlei in die Brieftaſche, was denn doch wieder ausgelöſcht wird; es geht aber darum ſo wenig verloren, als das Uebrige, was nicht aufgeſchrieben worden iſt.

86.

»Der Menſch erfährt, er ſei auch wer er mag,
»Ein letztes Glück und einen letzten Tag.«

Memento mori! Jeder Menſch muß ſterben, wer er auch ſei. Der Tod iſt das Ende, das Ende iſt das Ziel, das Ziel iſt der Gipfel des Lebens. Darum iſt die Todesſtunde, als die letzte Lebensſtunde, auch die höchſte, wichtigſte und bedeutendſte: und der Schlußſtein des Lebensglückes deſſen Brennpunkt.

So erlebt denn jeder Menſch ohne Ausnahme ein höchſtes und letztes Glück, wie einen letzten Tag. Es iſt allen heilſam, daran zu denken: ſowohl denen, die hier guter und glücklicher Tage theilhaft werden, als auch denen, welche unter Noth ſeufzen. Jene werden an das Ende der irdiſchen Freuden, dieſe an das Ende der irdiſchen Leiden und Bedrängniſſe erinnert.

Es fehlt keinem Menſchenleben das Ende, nämlich das Ende des — Endes, des Endlichen. Jedem Menſchenleben iſt ein Gipfel beſchieden, und ſein Zenith.

87.

»Das Glück deiner Tage
»Wäge nicht mit der Goldwage.
»Wirst du die Krämer-Wage nehmen,
»So wirst du dich schämen und dich bequemen.«

Das Glück aller zu Einem Leben zusammengehöriger Tage besteht nicht allein in den seltenen Silberblicken der Lebenshöhe, oder in einzelnen hervorstechenden, glänzenden und blinkenden Goldstücken, sondern — im Kurant, in dem Geringfügigen und Unscheinbaren, was jedem Menschen alltäglich widerfährt, und eben darum nicht geachtet wird. Willst du nun, wer du auch seiest, diese gangbare Münze des Verkehrs, dieses tägliche Lebensbrod bei Abwägung deines Lebensglücks mit in Anrechnung bringen, so wirst du dich, Angesichts des großen Saldo deiner Lebensrechnung, nicht wenig beschämt fühlen: und wenn du erst so weit bist, so wirst du dich auch dem Unerwünschten still ergeben und bequemen. Siehe nur auf das, was dir Gutes zu Theil wird, nicht auf das, was dir noch fehlt, und du wirst dich deines Reichthums erfreuen: dieser Reichthum wird dich nicht allein beschämen, daß du dir genügen lässest, sondern er wird dich auch mit dem, was dir fehlt, zufrieden stellen, daß du dich bequemen lernst.

Die grobe Krämer-Wage ist treuer, als die feine Goldwage: denn diese taugt nur für das Feinste, Seltenste und Höchste im Leben, aber die Krämer-Wage wiegt das tägliche Brod des Lebens.

88.

»Haſt du einmal das Rechte gethan,
»Und ſieht ein Feind nur Scheeles daran;
»So wird er gelegentlich, ſpät oder früh,
»Daſſelbe thun, er weiß nicht wie.«

Es ſucht Niemand den Andern hinter der Thür, wenn er nicht ſelbſt dahinter zu finden iſt.

Was ich denk' und thu', trau' ich Andern zu.

Wer eine ehrliche, rechtſchaffene Handlung mißliebig mißdeutet, der kommt ſicher, früher oder ſpäter, in den Fall, daß er entweder Daſſelbe thut, nämlich das Rechte, und derſelben Mißdeutung unterliegt, oder gar das Scheele thut, das er in dem Thun des Andern nur finden konnte. Er mag wohl ſelbſt nicht wiſſen, wie er dazu kommt, ſo wenig er wußte, wie ſein Nächſter dazu gekommen iſt, den er verkannte. Erſt die eigne Erfahrung kann ihn zur Erkenntniß fördern.

89.

»Willſt du das Gute thun, mein Sohn,
»So lebe nur lange, da giebt ſich's ſchon;
»Sollteſt du aber zu früh erſterben,
»Wirſt du von Künftigen Dank erwerben.«

Wer gerne etwas Gutes thun möchte, der lerne warten, bis die Gelegenheit dazu kommt und Gottes Führung dazu führt *): und dazu giebt ein langes Leben reiche Veranlaſſung. Wer aber etwa vor der Zeit verſterben ſollte, der ſei nur ruhig: das Gute geſchieht darum doch **): was er ſelbſt nicht hat thun können, das vererbt er an Andere, die ihm für die Erbſchaft Dank wiſſen. Denn wer wäre nicht gern der Urheber von etwas Gutem? Die Nachkommen werden ihrem Erblaſſer danken, und zwar für ein Doppeltes, nämlich dafür, daß ihnen die Früchte ſeiner Saat, die er ſelbſt nicht erlebt hat, zu Gute kommen, und dafür, daß er ihnen auch etwas zu thun übrig gelaſſen.

---

*) II. S. 42 — 49.

**) I. S. 100.

20.

»Was giebt uns wohl den schönsten Frieden,
»Als frei am eignen Glück zu schmieden.«

Der schönste Friede ist der innere, der Friede mit sich selbst: es liegt in dem Begriffe des Friedens mit sich selbst, daß ihn jeder sich selbst erwerben muß: Friede ist Freiheit. Aber dieser Friede, der inwendig in euch ist, hat den Frieden mit Gott zu seiner Voraussetzung, — weil Gott das Innerste des Innern ist, — und den Frieden mit Seinesgleichen zur Folge, weil alle Menschen Ein Innerstes haben. In so fern aller Friede von Gott kommt, in so fern ist er gegeben, weil er eine Gabe zur Grundlage hat, und auch unser Eigenthum, weil uns Gott selbst, als unser Innerstes, angehört. Darum ist auch der eigene Friede nicht *selbst* zu machen, sondern es ist nur daran zu *schmieden*. Das Eisen dazu ist gegeben, auch das Feuer; das Feuer sprüht, das Eisen glüht: du hast nur zu schmieden. *Schmiede das Eisen, weil es warm ist.*

91.

»Laßt mir die jungen Leute nur,
»Und ergötzt euch an ihren Gaben!
»Es will doch Großmama Natur
»Manchmal einen närriſchen Einfall haben.«

Laßt nur die jungen Leute gewähren: ihre Gaben ſind ergötzlich und ihr wunderliches Selbſtgefühl will Raum haben. Erregen ſie auch nicht unſer Staunen, wie ſie meinen, ſo können wir doch wohl herzlich darüber lachen. Es ſind doch eigentlich nur poſſierliche Einfälle der Natur, die in der Jugend ſich Luft machen. Und die Natur iſt ja euere eigene Mutter, und mithin die Großmama der jungen Welt. Großmütter verziehen die Enkel und haben ihre Luft an ihren Unarten. —.

Jugend hat keine Tugend, — Boys will have toys — und Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Ich hör' es gerne, wenn auch die Jugend plappert;
Das Neue klingt, das Alte klappert.

92.

»Ungebildet waren wir unangenehm;
»Jetzt sind uns die Neuen sehr unbequem.«

In der Jugend waren wir auch ungebildet und ungezogen, und darum unangenehm. Jetzt sind uns die Jüngeren aus gleicher Ursache unbequem: wir haben's aber nicht besser gemacht.

Mangel an Bildung gefällt nicht; aber zur Bildung gehört Zeit: es hat bei uns auch viele Jahre und Erfahrung gekostet, ehe wir zu einiger Bildung reiften; und nun sind wir damit doch nicht fertig: denn der Mangel an Bildung verfolgt uns an Anderen: wir müssen nun an diesen tragen, was unsere Vordern an uns zu tragen gehabt haben.

»Warum willst du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulinge schlagen!«
Wär' ich nicht mit Ehren alt,
Wie wollt' ich die Jugend ertragen!

93.

»Wo Anmaaßung mir wohlgefällt?
»An Kindern: denen gehört die Welt.«

Es ist nichts kindischer, als Anmaaßung, nichts lächerlicher, als Ueberhebung. Darum kann uns auch nur an Kindern Anmaaßung gefallen: ja in Kindern hört sie auf, Anmaaßung zu seyn, denn den Kindern steht noch die ganze Welt offen.

Sag' nur, wie trägst du so behäglich
Der tollen Jugend anmaaßliches Wesen?
»Fürwahr, sie wär' mir unerträglich,
»Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.«

Die Kinder machen's erst den Aeltern nach: dann aber wollen sie ihnen vorangehen.

Sonst wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.

Wer kennt nicht Neoterpe's Begleiter?

Gelbschnabel heißt man diesen. Heiter tritt er auf,
Und hat nichts Arges weiter in der argen Welt.
Doch diesen heißt man Naseweiß, der flink und rasch
Nach allen Gegenden das stumpfe Näschen dreht.

G. W. XI. 244.

24.

»Ihr zählt mich immer unter die Frohen,
»Erſt lebt' ich roh, jetzt unter den Rohen.
»Den Fehler, den man ſelbſt geübt,
»Man auch wohl an den Andern liebt.«

Alle Welt zählt mich zu den lebensfrohen Weltkindern. Ich will euch ſagen, was es damit für eine Bewandtniß hat. Erſt war ich ſelbſt roh und ungeſchliffen, muthwillig und ausgelaſſen: ich konnte wohl ſelbſt die aus der Nacht meines Innern herandringenden zarteren Gefühle ſchnöde abweiſen. Nun iſt es nicht mehr ſo: die Leiden des Lebens, die Kämpfe der Seele haben mich abgeſchliffen. Kein Menſch wird ohne Prügel groß gezogen. Aber nun lebe ich unter einem jüngeren Geſchlechte mitten in der rohen Welt, mitten im Kreiſe Derjenigen, die ſich noch in der Periode roher Naivität befinden. Es iſt freilich ein Mangel, ein Fehler: aber wer ihn an ſich ſelbſt erfahren hat, wird tolerant. Darum gilt es, mit dem jungen, wilden Volke einige Nachſicht zu haben, — ohne darum ihre Rohheit zu begünſtigen.

95.

»Willst du mit mir hausen,
»So laß die Bestie draußen.«

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen.

Immer sucht der Mensch die Bestie von Außen los zu werden: aber damit ist es nicht abgemacht: denn ein guter Theil davon ist nicht draußen, sondern drinnen. Wo aber auch der Fehler sitzt, er muß heraus. —

Desto schwieriger ist die Aufgabe, die jeder Mensch überkommt, die Aufgabe, mit der natürlichen Rohheit und dem ungebildeten Wesen, es sei an sich oder an Anderen, fertig zu werden. In dem Verhalten in solchen Konflikten sind feste Grundsätze, erprobte Lebensregeln erforderlich: diese haben ihre unterschiedenen Stufen. Das Erste ist, daß wir den rohen Gast höflichst ersuchen, sein unsauberes Ueberkleid vor der Thüre abzulegen, und seinen schmutzig zottigen Pudel vor der Thüre zu entlassen. Dieß ist das Erste, es ist die Forderung der Entäußerung. Wenn dieses Mittel nichts hilft, so giebt es noch ein anderes und ein stärkeres, nämlich das entgegengesetzte Heilmittel. Läßt sich die Sache nicht vor der Thür abmachen, so hilft es vielleicht, mit der Thüre in's Haus zu fallen. —

96.

»Wollen die Menschen Bestien seyn,
»So bringt nur Thiere zur Stube herein,
»Das Widerwärtige wird sich mindern,
»Wir sind eben alle von Adam's Kindern.«

Das Rohe am Menschen findet am Thiere seines Gleichen, aber mit Uebergewicht: durch letzteres kann daher ersteres überwunden werden. Eine Rohheit wird durch eine stärkere vertrieben. Auf einen groben Klotz gehört einen desto gröbener Keil. Wer durch Schreien siegen will, muß überschrien werden *).

Es ist auch nichts anderes als die eigene Häßlichkeit, die uns an den Thieren entgegentritt: denn wir gehören der Natur nicht allein an, sondern wir sind ihr sogar verfallen. Je näher uns dieß den Thieren bringt, desto heilsamer erschreckt das Bewußtseyn dieser Aehnlichkeit, wenn sie uns von Außen wie ein Spiegelbild entgegentritt.

Kannst du also das Thier nicht vor der Thüre los werden, so laß nur das Thier mit der Thüre in's Haus fallen.

Die Aufgabe für jeden Menschen ist, die Natur in ihm durch die Natur außer ihm zu überwinden, um zum Geiste zu kommen. Davon handeln Werther's Leiden, Meister's Lehr- und Wanderjahre, und — die Irrfahrten der Wahlverwandtschaften: »aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch **).«

---

*) Eckermann's Gespräche mit Göthe. I. 368.
Zerstr. Bl. aus den Hand- und Hülfs-Akten eines Juristen. III, 1, 160 ff.

**) G. W. XVII. 293.

97.

»Mit Narren leben wird dir gar nicht ſchwer,
»Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.«

Unter lauter vernünftigen Menſchen mit einem einzigen Narren leben iſt viel ſchwerer, als mit lauter Narren im Tollhauſe umgehen. Wo ihrer viele beiſammen ſind, da ſchwächt ein Eindruck den andern: eine Dummheit wird von der andern überboten, die Verkehrtheit verkehrt ſich ſelbſt, die Narrheit wird von der Narrheit paralyſirt und neutraliſirt, denn es kommt nichts anders hinzu, ſondern daſſelbe in anderen Exemplaren.

Siehe da! warum es dem Sünder nur allzu leicht wird, mit Sündern zuſammen zu leben: es macht's eben einer wie der andere. Denke dir auf der Welt lauter engelreine Weſen ohne Flecken und Makel, und einen einzigen Sünder unter ihnen, deſſen Gedanken ſichtbar würden. Wie widerwärtig und unerträglich würde ſeine Häßlichkeit ſeyn! Je reiner eine Spiegelfläche iſt, deſto ſichtbarer und ſtörender iſt jeder Fleck darauf. Denke dir umgekehrt unter lauter Sündern einen reinen, ſündloſen Menſchen: er wird ohne Umſtände als ein Sonderling, als ein Schwärmer verſchrieen werden.

Ein Geſcheidter unter lauter Narren würde von dieſen unbedenklich zum Narren erklärt werden. Das Sprichwort ſagt ironiſch: Wer unter die Wölfe geräth, der muß mit den Wölfen heulen.

Ein Narr kann dir das Leben ſchwer machen: ihrer zehn

sind schon leichter zu tragen. Ein Narr macht aber auch leicht ihrer zehn, — denn Narrheit steckt an, — während zehn geschеidte Leute nicht Einen geschеidten Mann machen, — denn Weisheit — steckt nicht so leicht an. Kann die Weisheit einen Narren nicht geschеidt machen, so kann doch oft eine Thorheit durch eine Fülle von Thorheit kurirt werden. G. W. (Lila) XI. 41 ff.

Bedenke dann, das macht dich gleich gelind,
Daß Narrenwärter selbst auch Narren sind.

G. W. III. 252.

98.

»Sag' mir, was ein Hypochondriſt
»Für ein wunderlicher Kunſtfreund iſt.
»In Bildergallerien geht er ſpazieren
»Vor lauter Gemälden, die ihn vexiren.«

Wenn das Auge getrübt iſt, ſo werden ihm alle Gegenſtände trübe. Ein verſtimmtes Gemüth mäkelt an Allem. Das Eigenthümliche der Hypochondrie iſt, daß ſie ſich die ſchönſten Gegenſtände aufſucht, um ſich daran zu ärgern. Ja, ſie ſchafft ſich ſelbſt ganze Reihen von Bildern, die außerhalb ihrer Einbildung nicht exiſtiren: der Hypochondriſt ärgert ſich an den Geſchöpfen ſeiner eignen Phantaſie: er ſchafft ſich Geſpenſter, um ſich dagegen zu ereifern.

Die meiſten und bitterſten Kriege werden nicht gegen wirkliche, ſondern gegen eingebildete Gegner geführt: wir kämpfen gegen unſere eigenen Mißverſtändniſſe und Einbildungen, womit wir den Gegner erſt überkleiden.

Es giebt nichts, womit ein Hypochondriſt zufrieden wäre: was auch iſt, er will's anders haben. Auf Reiſen beſucht er die ſchönſten Gegenden, um — ſie zu ſchulmeiſtern und ſich zu ärgern: auch die reichſte Gegend läßt zu wünſchen übrig, auch die lieblichſte giebt Stoff zu Ausſtellungen.

Auch die Menſchen ärgern den Hypochondriſten: er verwünſcht ſie; und doch

Kaum ſieht er ein Menſchengeſicht,
So hat er's wieder lieb.

G. W. II. S. 289.

Oft findet man ihn in Paläophron's Gefolge.

Griesgram wird er daſelbſt genannt. Er muß fürwahr,
Wer möcht' es läugnen? der bepflanzten Welt
Und des geſtirnten Himmels Hochzeitſchmuck
Mit ganz beſondern wunderlichen Farben ſehn,
Die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und falb.
So ſagt er wenigſtens, und ſcheint gewiß zu ſeyn,
Daß das Gewölb des Himmels nächſtens brechen wird.

G. W. XI. 245.

99.

»Der Hypochonder iſt bald curirt,
»Wenn euch das Leben recht cujonirt.«

Selbſtgemachte Sorgen werden durch wirkliche vertrieben. Eingebildetes Unglück weicht vor dem wirklichen. Die Hypochondrie wird oft homöopathiſch durch ein ſtärkeres Leiden kurirt, wie der Schluckſen durch Schreck.

Allem Mißmuthe, allen eingebildeten Leiden liegt Schlaffheit und Schwächlichkeit der Seele und des Leibes zum Grunde. Ein wirkliches Leiden weckt die Kraft, die dem Menſchen verliehen iſt und ſtetig verliehen wird: wirkliche Noth macht für die Hülfe empfänglich, die uns geboten wird. So wird die Kraft in dem Schwachen mächtig. Noth lehrt beten — und arbeiten.

100.

»Du ſollſt mit dem Tode zufrieden ſeyn,
»Warum machſt du dir das Leben zur Pein?«

Es wird dir immer vorgehalten, und jeder verſchwindende Augenblick hält es dir vor, daß du ſterben mußt, daß du dich in den Tod finden und fügen, und damit zufrieden ſeyn ſollſt. Aber es ſcheint faſt nöthiger, dich zu erinnern, daß du leben mußt, daß du dich in das Leben finden und fügen und damit zufrieden ſeyn ſollſt.

Es wird ſo oft wiederholt, daß die Menſchen Leiden ſollen ertragen lernen: aber das Erſte iſt, daß ſie das Gute, was ihnen bereitet iſt, tragen und benutzen lernen.

Memento mori giebt's genug,
Mag ſie nicht her erzählen;
Warum ſollt' ich im Lebensflug
Dich mit der Gränze quälen?
Drum, als ein alter Knaſterbart,
Empfehl' ich dir docendo:
Mein theurer Freund, nach deiner Art,
Nur vivere memento.

G. W. XLVII. 146.

101.

»Kein tolleres Verſehen kann ſeyn,
»Giebſt einem ein Feſt und lad'ſt ihn nicht ein.«

Nichts kann verkehrter ſeyn, als einem Gönner und Freunde ein Feſt zu geben, und den König des Feſtes nicht einzuladen: es fehlte nur noch, daß auch der Wirth außen bliebe.

Darüber lachen wir alle, wenn es einmal einem begegnen ſollte. Aber wir überſehen, wie oft wir in daſſelbe tolle Verſehen fallen. Wenn einer über die Mittel den Zweck vergißt, oder mitten im Leben nicht zum Leben kommt, wenn einer rennt und läuft und weiß doch nicht wohin, wenn einer weder Sonn- noch Feſt-Tag feiert, wenn einer arbeitet ohne zu beten, oder betet ohne zu arbeiten, — ſo macht er's nicht um ein Haar breit beſſer. Und es giebt wohl noch viel mehr dergleichen Feſte, wo die Hauptperſon fehlt, weil der König des Feſtes nicht eingeladen wird, und der Wirth ſelbſt ſein Feſt vergißt.

102.

»Da ſieh'ſt du nun, wie's einem geht,
»Weil ſich der Beſte von ſelbſt verſteht.«

Es geſchieht nur zu oft, daß wir das Beſte vergeſſen. Wir reiſen nur zu oft nach Rom, ohne den Papſt zu ſehen. Und es iſt doch nichts verkehrter, als das Beſte zu vergeſſen und zu verſehen. Es kommt wohl daher, weil ſich das Beſte von ſelbſt verſteht. Weil es ſich von ſelbſt verſteht, ſo bleibt es — unbeachtet.

Wie oft wird bei den ſchönſten Feſten des Lebens der König des Lebens, bei ſo vielem Guten der Geber vergeſſen? Höchſtens wird bei den Leiden, die uns widerfahren, deſſen, der ſie in ſeiner Hand hat, gedacht! Und woher kommt jene Vergeſſenheit, womit wird ſie entſchuldigt, womit wird auch die gelegentliche Erinnerung daran abgewieſen? Wenn die Erfahrung zu einiger Selbſt- und Menſchen-Kenntniß verholfen hat, der weiß es. Wir ſagen: das verſteht ſich ja von ſelbſt. Nun, wenn es ſich ſo von ſelbſt verſteht, daß das Beſte in uns ſelbſt bleibt, daß wir's wirklich im Herzen tragen, und nur nicht immer zur Sprache bringen, ſo mag es ſeyn: denn des Beſten gedenkt man allerdings auch ohne laute Worte, wenn es uns das Theuerſte, Nächſte und Vertrauteſte iſt.

Das verſteht ſich von ſelbſt, heißt aber auch oft: das iſt eine triviale Wahrheit. Hierauf iſt zu antworten, daß die Wahrheit nie trivial wird, ſondern als konkret, als beziehungsvoll, immer neu und friſch bleibt. Namentlich iſt aber das

Wort der Wahrheit von dem Besten, der sich von selbst versteht, nämlich von Gott, einerseits das Gewisseste, andrerseits das Wunderbarste, so daß das Wunder durch die Betrachtung desselben nicht ab-, sondern zunimmt.

102.

»Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
»So thu' als hättest du's nicht gezählt:
»Er wird es in sein Schuldbuch schreiben,
»Und dir nicht lange im Debet bleiben.«

Wenn ein guter Mensch etwas gegen dich versteht, wenn er dir Unrecht thut und dein Schuldner wird, so trage die Post nicht unter deine Schuldforderungen ein: er wird gewiß in sich gehen, und seine Schuld in seinem Buche dir zu Gute schreiben. Es wird auch nicht lange dauern, daß er seine Schuld, ohne daß du sie deinerseits notirt hast, entweder abträgt — oder kompensirt, entweder baar zurückzahlt, weil er sich im Unrecht fühlt, oder — abrechnet, denn was einem guten Menschen begegnet, das kann dir auch begegnen. Wer stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.

104.

»Suche nicht vergebne Heilung!
»Unſrer Krankheit ſchwer Geheimniß
»Schwanket zwiſchen Uebereilung
»Und zwiſchen Verſäumniß.«

Wir ſind krank: wir ſind nicht, wie wir ſeyn ſollten. Wer kann es läugnen? Wer da ſagen wollte, daß er nicht krank ſei, der lüget's. Und es iſt eine ſchwere, tief verborgene Krankheit, die in unſerem Fleiſche wohnet: ſie laborirt an dem inneren Widerſpruche mit uns ſelbſt. Das Geſetz iſt da, aber wir überſchreiten es eben ſo wohl, als wir dahinter zurückbleiben; heute ſind wir vorſchnell, morgen zu träge. Bald thun wir zu viel, bald zu wenig. Das Gute verſäumen wir, das Böſe thun wir: wir ſchwanken zwiſchen beidem hin und her. Das Gute, das ich ſoll, und eigentlich auch will, das thu' ich nicht: und das Böſe, was ich nicht thun ſoll, und eigentlich auch nicht will, das thu' ich doch im Widerſtreite mit mir ſelbſt.

So iſt es, Mitſünder! verhehle dir's nicht: verzärtle dich nicht: ſuche keinen falſchen, ſchwächlichen Troſt: ſuche nicht Heilung, wo keine Heilung zu finden iſt. Du mußt die Verzweiflung beſtehen lernen, wenn dir geholfen werden ſoll.

Der Apoſtel Paulus befand ſich in demſelben Konflikte: aber er entzog ſich nicht dem Schmerze dieſes Widerſpruchs. Die Angſt ſteigerte ſich bis zu dem Ausrufe: »ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes!« —

Das iſt Fauſt's größter Irrthum, daß er nicht geheilt ſeyn will.

Göthe's Werke I. H. XLI. S. 133.

105.

»Ja, schelte nur und fluche fort,
»Es wird sich Bessres nie ergeben.
»Denn Trost ist ein absurdes Wort:
»Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.«

Merke es wohl! in der Noth des Lebens hilft weder titanisches Schelten, Fluchen, Toben und Widerstreben, noch falscher Friede, schwächlicher Trost und lässige Ergebung. Der Kampf des Lebens kann dir nicht erspart werden. Wer nicht kämpfen, wer nicht verzweifeln will, der muß nicht leben. Ruhe ist Tod.

Zum Leben gehört nichts so sehr, als — Unzufriedenheit damit, — denn es ist schlecht genug, — und Verzweiflung daran, — denn es wird auch nicht besser. — Darum sollst du dich nicht dabei beruhigen, daß es so schlimm ist in der Welt, sondern immerfort dagegen kämpfen. Das Letzte ist Sterben: Sterben ist am Leben verzweifeln, weil es doch nicht besser wird.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan.

106.

»Ich ſoll nicht auf den Meiſter ſchwören,
»Und immerfort den Meiſter hören!
»Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
»Will mich gern mit ihm betrügen.«

Die Originalität des Menſchen beſteht in ſelbſtthätiger Reproduktion des Gegebenen; denn der Menſch iſt ſelbſt gegeben, geſchaffen. Es kommt nur darauf an, daß und wie er das Gegebene annehme. Seine Origines wurzeln in ſeinem Geſchlechte und deſſen Schöpfer: ſeine Originalität beſteht in dem ſtetigen Zuſammenhange mit der abſoluten Lebensquelle und deren hiſtoriſcher Fortbildung. Nichts iſt daher erbärmlicher, ſeichter und dürrer, als eine Originalität, welche keinen Meiſter anerkennt und alles Ererbte, alles Gegebene deprecirt. Ich meines Orts laſſe mir meinen Vorgänger und Lehrer nicht nehmen, denn er iſt vor mir das letzte Glied der geſchichtlichen Entwickelung. Meinem Meiſter darf ich auch trauen: er wird wohl Recht haben und nicht lügen: in ſo weit er aber nicht infallibel iſt, will ich doch lieber mit ihm und in ſeiner Geſellſchaft einige Irr- und Umwege beſtehen, — als allein und iſolirt. Wer möchte denn ein Narr auf eigne Hand ſeyn? Und ſo bleibt es dabei: der Menſch betrügt immer nur ſich ſelbſt: der Meiſter betrügt ihn nicht: wie ſollte ihn vollends der oberſte Meiſter betrügen? Sogar dieß Wort hat nicht gelogen: wen Gott betrügt, der iſt wohl betrogen. G. W. II. 227. Vergl. Agrikola's Sprichwörter, S. 647.

Eckermann's Gespr. m. G. I. 191. 261. 219. II. 43. 110. 169. 337.

Göthe's Werke I. H. XXIII. S. 278. 283.

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt': ich sorge, wie ich sorgen kann,
Daß ich mir, eh' ich sterbe,
Ein Bauerngütchen erwerbe,
Ich sagte: das ist sehr wohl gedacht,
Und wünschte, er hätt's schon so weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben so von der lieben Mama
Die allerschönsten Rittergüter. — —
Das nenn' ich doch originelle Gemüther.

107.

»Mich freuen die vielen Guten und Tücht'gen,
»Obgleich so Viele dazwischen helfen.
»Die Deutschen wissen zu bericht'gen,
»Aber sie verstehen nicht nachzuhelfen.«

Es freut mich, daß an der gemeinsamen Aufgabe der Menschheit so viele ächte, gründliche und solide Arbeiter gefunden werden, wiewohl es auch nicht an Solchen fehlt, die als Handlanger und Lückenbüßer das Ihrige thun, im Kleinen nachhelfen, Einzelnes berichtigen müssen.

Mangelhaftes und Unrichtiges findet sich an jedem Menschenwerke, wenn auch der Kern ächt und tüchtig ist. Unrichtiges zu berichtigen, darauf verstehen sich die Deutschen: aber um wirklich zu helfen, dazu gehört mehr, nämlich das Tüchtige zu fördern. Jenes ist die negative Seite, dieses ist aber die positive Wahrheit.

»Worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?« Und wie kann es gefördert werden, wenn es nicht erkannt wird *)? Es ist aber wieder nicht genug, daß es theoretisch erkannt werde, sondern das Weitere ist, daß es praktisch gefördert werde. In der Theorie sind die Deutschen geschickter, als in der Praxis.

---

*) Eckermann's Gespr. m. G. II. 325.

108.

»Du kommſt nicht in's Ideen-Land!
»So bin ich doch am Ufer bekannt.
»Wer die Inſeln nicht zu erobern glaubt,
»Dem iſt Ankerwerfen doch wohl erlaubt.«

Es iſt mir oft vorgeworfen worden, daß ich mich nicht zur Idee zu erheben wüßte. Und die Leute haben nicht Unrecht: darum halte ich mich an das Feſtland der Realität, an den ſichern Boden der Erfahrung. Kann ich nicht in das Innerſte, ſo bin ich doch am Ufer nicht unbekannt.

Wer die Inſel mitten im Weltmeere nicht in Beſitz zu nehmen ſich getraut, dem muß es doch unverwehrt ſeyn, ſein Anker auszuwerfen, um ein ſicheres Plätzchen zu gewinnen: er darf ſich doch an den Ufern und Küſten, an den äußerſten Gränzen der Peripherie herumbewegen, Hafen und Schutz ſuchen, Anker lichten und einziehen, weil er einmal nicht bis in die innerſte Mitte kommen kann.

Wie könnte auch Einer in's Ideenland kommen, ohne bei den einzelnen, realen Erſcheinungen den Anfang zu machen? Die Wirklichkeit verſtehen, heißt eben die Idee in der Wirklichkeit finden.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O! ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

166.

»Meine Dichtergluth war sehr gering,
»So lang' ich dem Guten entgegenging;
»Dagegen brannte sie lichterloh,
»Wenn ich vor drohendem Uebel floh.

Gutes thun ist wohl gut, aber Böses meiden ist schwerer. Die letzte Bitte ist: Erlöse uns vom Uebel. Das erfordert viel Gebet und Kraft von Oben. Die allgemeine Idee des Guten hat meinen poetischen Muth lau gelassen: aber der Gegensatz des Guten, nämlich das Böse, die Furcht und Flucht vor drohendem Uebel haben mich warm gemacht und in Harnisch gebracht.

Das drohende Uebel ist die Folie des Guten: das Böse, das noch nicht ist, aber seyn könnte, ist die Bedingung der Freiheit, es entzündet zum Guten. Aber auch an der Realität des Bösen flammt das damit unterdrückte Gute von Neuem mit siegreicher Kraft auf. Vergl. Nr. 165.

110.

»Zart Gedicht, wie Regenbogen,
»Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
»Darum behagt dem Dichtergenie
»Das Element der Melancholie.«

Das Dunkel iſt die Folie des Lichts, Trübe der Leib hellglänzender Farbe, Wolke der Boden zarter Iris-Pracht: ein ſchweres Herz das Element ſiegreicher Poeſie. Die Seele bedarf eines Leibes, den ſie durchdringt und hell macht.

Grau und trüb und immer trüber
Kommt ein Wetter angezogen; —
Blitz und Donner ſind vorüber,
Euch erquickt ein Regenbogen.

*

Wilde Stürme, Kriegeswogen
Raſ'ten über Hain und Dach;
Ewig hoch und allgemach
Stellt ſich her der bunte Bogen.

*

Frohe Zeichen zu gewahren
Wird der Erdkreis nimmer müde,
Schon ſeit vielen tauſend Jahren
Spricht der Himmelsbogen: Friede!

*

Aus des Regens düſtrer Trübe
Glänzt das Bild, das immer neue;
Aus den Thränen zarter Liebe
Spiegelt ſich der Engel Treue.

116.

»Man ſoll ſich nicht mit Spöttern befaſſen;
»Wer will ſich für 'nen Narren halten laſſen!
»Darüber muß man ſich aber zerreißen,
»Daß man Narren nicht darf Narren heißen.«

Etwas anderes iſt es: einen Andern zum Narren haben; ein anderes: einen Narren Narr nennen. Jenes iſt Spott, und Spott iſt unwürdig und unleidlich. Dieſes iſt Wahrheit, und es thut uns oft weh, daß wir nicht die Wahrheit ſagen ſollen Schimpfen ſollten wir uns freilich nicht einander, aber ſtrafen ſollten wir einander. Es iſt nicht fein zu weilen, wo die Spötter ſitzen: wohl dem, der nicht ſitzet im Rath der Gottloſen: aber die Narren zu ſtrafen, ziemt ſich; und doch wird's übel genommen.

117.

»Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
»Sanct Christoph das Kind über Wasser hält.
»Sie haben es beid' uns angethan,
»Es geht mit uns von vornen an.«

Christus ist das Lamm, welches der Welt Sünde trägt, und Christophorus trägt wieder Christum. Dadurch wird die Last St. Christoph's verdoppelt, er unterliegt schier; aber dadurch wird sie auch erleichtert und gehoben, Christoph siegt, denn den er trägt, der trägt zwar die ganze schwere Sündenlast der Welt, aber er tilgt sie auch. Diese Geschichte von Christo und Christophoro erneuert sich an einem jeden Menschen. Jeder Mensch hat außer seiner Sünde auch des andern Last zu tragen, und dazu kommt nun noch das Joch und die Last und das Kreuz Christi; aber dieses hinzukommende Joch ist sanft und die Last ist leicht und das Kreuz — erhöhet.

So führt uns Gott in Christo dadurch, daß er uns liebt, in das Reich der Liebe ein, daß wir wieder lieben.

148.

»Epheu und ein zärtlich Gemüth
»Heftet ſich an und grünt und blüht.
»Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
»Es muß verdorren, es muß verſchwinden.«

Die Liebe bedarf weſentlich noch eines Andern, als ihr Subjekt iſt. Die Liebe Gottes beſteht darin, daß Gott in ſich zeugt und außer ſich ſchafft: ihr Werk iſt von Ewigkeit die Trinität, in der Zeit die Schöpfung. Die Liebe des Menſchen beſteht dagegen in Epheu, nämlich darin, daß ſie — ſich anlehnt und anheftet. Ohne Stamm oder Mauer muß Epheu verkommen.

So gehet die Liebe von Gott aus durch die Menſchenwelt bis in die — Natur. Epheu iſt ihr lieblich Sinnbild. Wie Epheu verkommt, wenn es des Gegenſtandes und der Stütze entbehrt, ſich anzuranken, ſo kann auch ein Menſchenherz ohne Liebe, und wieder Liebe ohne Gegenſtand und Stütze nicht gedeihen.

119.

»Zierlich Denken und ſüß Erinnern
»Iſt das Leben im tiefſten Innern.«

Prinzip und Gipfel, tiefſter Grund und höchſte Spitze des Lebens iſt — das Denken: das Denken iſt eben ſowohl Poeſie, indem es das Innere äußert und zur Geſtalt beſtimmt, als Liebe, indem es das Aeußere in ſich aufnimmt, annimmt, angenehm macht, verinnert.

Liebe iſt der Zug des Subjekts zum Objekte, und mithin die Bedingung alles Denkens und Erkennens, welches die Gemeinſchaft des Subjekts mit dem Objekte zur Vorausſetzung hat *).

---

*) Unterhaltungen auf einer Reiſe von und nach Naumburg. Leipzig, 1828. S. 56.

120.

»Ich träumt' und liebte ſonnenklar;
»Daß ich lebte, ward ich gewahr.«

An der Liebe merken wir, daß wir leben. Durch die Liebe kommt der Traum des Lebens zu ſeiner Wahrheit und Wirklichkeit. Wenn er zu lieben anfängt, da erwacht der Menſch aus ſeinem Traume.

Liebe iſt der Puls des Lebens, die Energie des Bewußtſeyns, das Licht in der anfänglichen Nacht des Traums.

121.

»Wer Recht will thun, immer und mit Luſt,
»Der hege wahre Lieb' in Sinn und Bruſt.«

Luſt und Liebe zu einem Dinge macht alle Müh' und Arbeit geringe: Liebe weckt Luſt, und Luſt verklärt die Arbeit zur Freude. Durch Liebe und Luſt wird die Arbeit das Element des Daſeyns. Ohne Liebe gedeiht kein Werk: keine Handlung iſt gut, wenn ſie nicht aus der Liebe kommt.

Liebe iſt die weſentliche Bedingung aller guten Werke.

132.

»Wann magſt du dich am liebſten bücken?
»Dem Liebchen Frühlingsblume zu pflücken.«

Beiſpiele erläutern. Seinem Liebchen zu dienen, wird Keinem ſchwer. Wer bückt ſich nicht gern, wenn es gilt, der Liebſten Frühlingsblümchen zu pflücken? Die Liebe weiß nichts von ſaurer Mühe.

Liebe iſt der Hebel alles freudigen Thuns.

133.

»Doch das iſt gar kein groß Verdienſt,
»Denn Liebe bleibt der höchſte Gewinnſt.«

Die guten Werke kommen aus der Liebe: darum werden ſie ſo leicht: aber eben deshalb ſind ſie auch kein Verdienſt. Liebe iſt ihre Quelle, Liebe ihr Lohn. Der Lohn iſt aber kein Lohn für Mühe, ſondern Gewinnſt. Seligkeit iſt Liebe.

Beatitudo non est praemium virtutis, sed ipsa virtus.

124.

»Die Zeit ſie mäht ſo Roſen als Dornen,
»Aber das treibt immer wieder von vornen.«

Es wird der Zeit Schuld gegeben, daß ſie flüchtig vorüber eile. Aber dieſe Beſchuldigung iſt nicht gegründet. Die Zeit bewegt ſich zwar immerhin, aber ſie bleibt auch und entflieht uns nicht.

Man ſagt: die Zeit iſt ſchnell. Wer hat ſie ſehen fliegen?
Sie bleibet unverrückt im Weltbegriffe liegen.

So wird auch der Zeit Schuld gegeben, daß ſie Alles, was in ihren Schooß falle, hinwegraffe und in den Abgrund der Vergangenheit verſchlinge. Auch dieſe Anklage der Zeit iſt nicht gegründet. Die Zeit zwar iſt eine Schnitterin, welche für die Menſchen, denen ſie beſtellt iſt, die Gaben und Saaten jeden Tages, Freuden und Leiden, Roſen und Dornen mähet. Aber damit iſt ſchon geſagt, daß ſie die Früchte nicht vernichtet, ſondern mähet, einerntet, und verwahrlich einſcheuert. Das Vergangene iſt nicht verloren.

So wird auch die Saat der Freuden und Leiden des Lebens zur Ernte gebracht, und dient wieder — zum Säen und zum Ernten.

195.

»Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
»Ist Noth vorüber, sind die Nöthe süß.«

Vor allem merke auf die Ernte, welche die Saat der Leiden hinterläßt, verachte nicht die unscheinbare Hinterlassenschaft, welche dir der Schmerz zum Andenken bei seinem Abschiede widmet. Nicht bloß Freuden laden zum Genusse, sondern auch Leiden, jene als gegenwärtig, diese als überstanden. Darum genieße, was dir der Schmerz Heilsames hinterläßt. Ist die Noth überstanden, so sind ihre Früchte süß für Alle, die diese Kost zu genießen wissen.

Im Athemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

G. W. V. 9.

126.

»Glückselig ist, wer Liebe rein genießt,
»Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Haß verschließt.«

Das Grab ist das Depositalgewölbe alles dessen, was wir im Leben sammeln. Was der Mensch, weil er lebt, an Liebe oder Haß pflegt, das wird ihm nachfolgen. Darum ist der Mensch glückselig zu preisen, wenn er der Liebe sich ganz hingiebt, ohne sich das theuere Gut zu verkümmern, zu verleiden, zu verunreinigen. Ihm folgt die Liebe noch in's Grab. —

Genieße, was die Liebe im Leben dir bietet, denn wenn der Tod kommt, dann — ist es aus. Aber verstehe wohl, was das heißt. Mit dem Tode ist es aus, d. h. was du bis dahin gelebt hast, das geht mit dir in's Grab, und wird im Grabe mit dir eingeschlossen: was du aber an Liebe versäumt hast, das ist dir nun im tiefen Grabe verschlossen.

127.

»Viele Lieb' hab' ich erlebet,
»Wenn ich liebelos geſtrebet;
»Und Verdrießliches erworben,
»Wenn ich faſt für Lieb' geſtorben.
»So du es zuſammengezogen,
»Bleibet Saldo dir gewogen.«

Oft habe ich viele Liebe erfahren, wo ich keine Liebe im Herzen, alſo auch keine verdient hatte. Oft iſt mir Mißliebiges widerfahren, wo ich vor Liebe hätte zerſchmelzen mögen. Wenn du die Bilanze gezogen haſt, ſo wirſt du gefunden haben, daß dir ein Guthaben in Saldo geblieben iſt. Ja, Freund, ich bin dein Schuldner geblieben: ich habe von Anderen mehr Liebe empfangen, als empfunden und erwieſen: das Saldo bleibt meinem Nächſten geneigt.

»Man mag noch ſo eingezogen leben, ſo wird man, ehe man ſich's verſieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.«

»Begegnet uns Jemand, der uns Dank ſchuldig iſt, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank ſchuldig ſind, ohne daran zu denken *).«

---

*) G. W. XVII. S. 239.

128.

»Thut dir Jemand was zu Lieb',
»Nur geſchwinde, gieb nur, gieb.
»Wenige getroſt erwarten
»Dankesblume, aus ſtillem Garten.«

Die Dankbarkeit gleicht einem Saamenkorne, welches oft lange in guter Gartenerde ſtill und geborgen ruht, bis es deſto kräftiger aufgeht, und Blumen und Früchte darreicht. Und wie der Dank in der Stille des Herzens ſeinen Anfang nimmt, ſo bringt er auch oft nur insgeheim und unvermerkt ſeine Früchte, ohne daß es der Gönner merkt, dem es gilt. Aber es ſind nur wenige, die an dieſe Art der Dankbarkeit glauben: die Meiſten haben nicht ſo viel Vertrauen. Darum, wenn dir Jemand eine Liebe erweiſet, ſäume nicht, alsbald zu danken und zu vergelten. Sonſt giltſt du für undankbar; wie warm auch dein Herz dem Wohlthäter entgegenſchlage, er hört's nicht.

139.

»Doppelt giebt wer gleich giebt,
»Hundertfach der gleich giebt,
»Was man wünscht und liebt.«

Es ist ein altes Sprichwort: Wer heute gleich statt morgen giebt, giebt doppelt, weil er nicht verschiebt. Der Gewinn an der Zeit verdoppelt die Gabe. Wird nun gar zu rechter Zeit die rechte Gabe und Hülfe gereicht, im erwünschten Augenblicke erwünschtes Gut bescheert, wird nicht bloß dem Hungrigen zu rechter Mittagszeit der Tisch gedeckt, sondern auch Speise und Trank nach seinen Lieblingswünschen gespendet, so ist — die Gabe nicht mehr zwiefach, — sondern hundertfach. —

Gieb bald, so wird das Geben alt.
Wer giebt, der liebt.

130.

»»Warum zauderſt du ſo mit deinen Schritten?«
»Nur ungern mag ich ruhn,
»Will ich aber was Gutes thun,
»Muß ich erſt um Erlaubniß bitten.«

Es iſt eigentlich nicht meine Art, daß ich mich ſo zaudernd und langſam verhalte, und ſtatt zu gehen und zu laufen in der Ruhe bleibe. Aber die Konvenienz hat mich irre und zaghaft gemacht. Es iſt Ton, daß man um Erlaubniß und Entſchuldigung bitten muß, wenn man was Gutes thun will. Wer einem Liebes und Gutes thun will, muß ihn erſt um Verzeihung bitten. — Es gehört zum Rechte der böſen Welt, daß einer um Entſchuldigung bitten muß, wenn er ſich eine Ausnahme erlauben will. —

131.

»Was willst du lange vigiliren,
»Dich mit der Welt herum vexiren,
»Nur Heiterkeit und grader Sinn
»Verschafft dir endlichen Gewinn.«

Frisch gewagt ist halb gewonnen! Viel Besinnen hilft nicht viel. Der Welt ist es doch nicht recht zu machen, und mit der Konvenienz ist nicht fertig zu werden. Darum geh' nur unverzagt mit frischem, starkem Muthe und geradem Sinne die gerade Straße. Ehrlich währt am längsten.

Geradezu giebt gute Renner. Geradezu, das hält den Stich. —

132.

»Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
»Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.«

Die Gerechtigkeit für sich allein zeigt Demjenigen, der sich's in der Welt am sauersten werden läßt, den reichsten Ernte-Kranz: aber die schönste Sieges-Palme reicht Charis dem Ritter, dem es am leichtesten, und alle Mühe zu Lust und Freude geworden ist *).

---

*) Unterhaltungen auf einer Reise von und nach Naumburg. Leipzig, 1828. S. 48.

133.

»Gleich iſt alles verſöhnt,
»Wer redlich ficht, wird gekrönt.«

Zwiſchen der ſauern Arbeit im Schweiß des Angeſichts und dem heiter ſüßen Liebeswerke, zwiſchen der Gerechtigkeit, die jener, und der Charis, die dieſem den Lohn beut, ſcheint ein Widerſpruch ſtatt zu finden. Aber der Widerſpruch iſt auch ſogleich gelöſet und verſöhnt: ob Gehorſam oder Liebe, Treue oder Freude überwiegend ſei, ſo nur Einer redlich kämpft, ſo winket ihm ſeine Krone.

134.

»Du wirkeſt nicht, alles bleibt ſo ſtumpf.
»Sei guter Dinge!
»Der Stein im Sumpf
»Macht keine Ringe.«

Die Thätigkeit und Wirkſamkeit eines Menſchen darf nicht immer nach ihren ſichtbaren Wirkungen beurtheilt werden. An Ohren, die nicht hören, verhallt jedes Wort: was hilft die Erſcheinung vor Augen, die nicht ſehen! Auch die kräftigſte Thätigkeit des Geiſtes kann an ſtumpfer, träger Unempfänglichkeit zu Schanden werden. In Moor und Sumpf kann der eintauchende Stein keinen Ring bilden, während er im klaren, beweglichen Waſſer ſeine Wirkung in tauſend Ringen kund giebt.

185.

»In des Weinſtocks herrliche Gaben
»Gießt ihr mir ſchlechtes Gewäſſer!
»Ich ſoll immer Unrecht haben,
»Und weiß es beſſer.«

Ihr verdünnt und verwäſſert mir immer den beſten, reinſten Wein; und wenn ich darüber klage, ſo wollt ihr mir nicht einmal Recht geben, aber ihr täuſcht mich nicht. Wem auch der Geiſt ſeine ſchönſten, beſten Gaben beſcheert, immer behält er Unrecht gegen ſeine Ausleger, denn ſie verſetzen den Wein mit ſchlechtem Waſſer, weil er ihnen zu ſtark iſt, aber ſie merken's ſelbſt nicht, und meinen, ächten Wein zu trinken. Der Weinkenner weiß es wohl beſſer, aber ſie glauben ihm nicht: ſie verfälſchen ihm ſeinen guten Wein, und — tadeln ihn dann. Der Tadel trifft aber nicht meinen Wein, ſondern ihre Verfälſchung.

136.

»Was ich mir gefallen laſſe?
»Zuſchlagen muß die Maſſe,
»Dann iſt ſie reſpektabel,
»Urtheilen gelingt ihr miſerabel.«

Ein Volk kann allenfalls rebelliren, aber nicht regieren: die Maſſe kann zuſchlagen, denn dazu gehören Fäuſte, aber auf das Urtheilen verſteht ſie ſich nicht, denn dazu gehört Ein Haupt.

»Die öffentliche Stimme verdient eben ſo geachtet, als verachtet zu werden, dieſes als öffentliche Meinung und ſubjektives Räſonnement, jenes als ſubſtantielle Thatſache, als objektive Grundlage des Gedankens.« Darum ſagt das Sprichwort bald:

Volkes Stimme, Gottes Stimme:

bald:

Viele Köpfe, viele Sinne:
Viele Köpfe gehen nicht unter Einen Hut:
Viele Köche verſalzen den Brei:
Der Kopf iſt ſtärker, denn die Hände:
Es iſt nicht gut, wenn Viele regieren,
Das Steuer ſoll nur Einer führen *).
Herr Omnes hat noch niemals wohl regiert.

---

*) Vergl. Hegel's Werke. VIII. (Philoſophie des Rechts) §. 317. 318. S. 409 ff.

187.

»Es iſt ſehr ſchwer oft, zu ergründen,
»Warum wir das angefangen;
»Wir müſſen oft Belohnung finden,
»Daß es uns ſchlecht ergangen.«

Der Menge gelingt nichts ſo ſchlecht, als Urtheilen. Das Urtheilen wird aber auch dem Einzelnen ſchwer: hinterdrein findet ſich wohl das Urtheil, aber deſto ſchwerer iſt es, allen unſeren Unternehmungen das Urtheil vorausgehen zu laſſen. Wer kann ſich Rechenſchaft geben von allen ſeinen Unternehmungen? wir wiſſen oft kaum den Anfang, und noch weniger, warum wir Eins und das Andere angefangen haben. Oft genug ſpricht erſt der Erfolg das Urtheil: die Erfahrung wird zur Reflexion, indem ſie ſich in das Urtheil reflektirt. Oft beſteht daher unſere Belohnung darin, daß es uns ſchlecht ergangen: die Leiden ſind eine heilſame Lektion. Durch Schaden wird man klug: Lehrgeld muß Jeder zahlen.

188.

»Seh' ich an Andern große Eigenſchaften,
»Und wollen die an mir auch haften,
»So werd' ich ſie in Liebe pflegen,
»Geht's nicht, ſo thu' ich was anders dagegen.«

Wenn ich an Anderen ſchöne Gaben, bedeutende Vorzüge entdecke, ſo ſuche ich nach, ob etwa auch an mir ein ſolcher Schatz zu heben ſei: wenn ich die Aber dazu finde, die Anlagen erkenne, nun ſo werde ich ſie in Liebe und mit Fleiß pflegen. Wenn mir aber die Anlage fehlt, oder die Pflege nicht gedeiht, ſo weiß ich, daß ich nicht auf meinem Felde bin: da geh' ich denn weiter, um meinen Beruf zu treffen.

189.

»Ich, Egoist! — wenn ich's nicht besser wüßte!
»Der Neid, das ist der Egoiste;
»Und was ich auch für Wege geloffen,
»Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.«

Man beschuldigt mich des Egoismus! ich muß es aber doch am besten wissen, wo mich der Schuh drückt. Der eigentliche Egoismus ist der Neid, der allein gelten will, der sich alles, den Anderen nichts Gutes gönnt. Solche Mißgunst ist mir fremd; was ich auch gefehlt, wie ich mich auch verirrt, zum Neide habe ich mich doch nicht verlaufen. Ich will wohl gelten, aber auch Andere gelten lassen: ich will freilich leben, aber auch Andere leben lassen. Ich habe es auch ganz gerne, und freue mich dankbar, wenn mich die liebe Gottessonne bescheint und wärmt: in so fern bin ich freilich ein Egoist: aber ich freue mich auch der Strahlen, die mich nicht treffen, sondern Anderen zu Gute kommen: ich stoße Niemand aus der Sonne. Aber Neidhart kann's nicht leiden, daß die Sonne in's Wasser scheint.

Sie schelten einander Egoisten;
Will Jeder doch nur sein Leben fristen!
Wenn der und der ein Egoist,
So denke, daß du es selber bist.
Du willst nach deiner Art bestehn,
Mußt selbst auf deinen Nutzen sehn.
Dann werdet ihr das Geheimniß besitzen,
Euch sämmtlich unter einander zu nützen;
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der Andern schadet, um etwas zu seyn.

G. W. III. 295.

140.

»Nicht über Zeit- noch Landsgenoſſen
»Mußt du dich beklagen;
»Nachbarn werden ganz andere Poſſen,
»Und auch Künftige über dich ſagen.«

Du beſchwerſt dich über Mißverſtändniſſe bei deinen Zeitgenoſſen, bei deinen Landsleuten? Klage nicht. Das ſind Kleinigkeiten, gegen die Mißverſtändniſſe, die du von Ausländern, von der Nachwelt noch zu erwarten haſt. Wenn einen die Nächſten nicht verſtehen am grünen Holze, was ſoll es künftig in der Fremde werden am dürren Holze?

141.

»Im Vaterlande
»Schreibe was dir gefällt;
»Da ſind Liebesbande,
»Da iſt deine Welt.«

Das Vaterland iſt das Land deiner Liebe. Hier iſt Rhodos, hier tanze: Hier biſt du zu Hauſe: zu Hauſe haſt du deine Freiheit nach deinem Gefallen. Wo du liebeſt und geliebt wirſt, da iſt deine Welt. Darum bleibe im Lande, und nähre dich redlich. Das Sprichwort ſagt zwar auch dieſes, daß der Prophet nirgends weniger gilt, als in ſeiner Geburtsſtätte. Das kommt aber daher, daß das Vaterland des Propheten — die Welt, und die Welt ſein Haus iſt.

149.

»Draußen zu wenig oder zu viel,
»Zu Hauſe nur iſt Maaß und Ziel.«

Zu Hauſe hat Einer Freiheit, wie er will; und doch findet er eben in dieſer Freiheit das Geſetz, welches ſeinem Weſen eignet, und die Gränze, die von Innen herauskommt. Darum kommt es, daß der Menſch, wenn er ſich außerhalb ſeines eigenſten Weſens und Berufs bewegt, niemals die Gränze findet, und bald zu viel, bald zu wenig thut, bald zu weit geht, bald zu eng wird: und wenn er dagegen zu Hauſe iſt und ſeiner individuellen Beſtimmung folgt, da wird es ihm nicht ſchwer, Maaß und Ziel zu halten, denn es iſt ſeiner Beſtimmung immanent: die wahre Gränze kommt nicht von Außen, das wirkliche Geſetz iſt weder ſubjektiv noch objektiv, ſondern beides.

143.

»Warum werden die Dichter beneidet?
»Weil Unart sie zuweilen kleidet,
»Und in der Welt ist's große Pein,
»Daß wir nicht dürfen unartig seyn.«

In der Welt gilt freilich manches für Unart, was in der Art liegt und in's Haus gehört: darum verweiset dich auch die fremde Welt damit nach Hause. Nur der Dichter hat das Vorrecht, daß ihm Unarten verziehen werden, weil sie ihn kleiden. Alle Andere müssen sich geniren, wenn es ihnen auch sauer ankommt.

144.

»So kommt denn auch das Dichtergenie
»Durch die Welt, und weiß nicht wie.
»Guten Vortheil bringt ein heitrer Sinn;
»Andern zerstört Verlust den Gewinn.«

Das Privilegium des Dichters, unartig seyn zu dürfen, hilft ihm durch die Welt. Wie Hans durch seine Dummheit fortkommt, so hilft sich der Poet durch sein Genie durch; es weiß aber Keiner, wie er durchkommt: das Genie ist auch eine Art Dummheit, denn es weiß selbst nicht, wie es mit sich fortkommt. Ein heiterer, gerader Sinn bringt ohne vieles Nachsinnen guten Vortheil: wer alles berechnet und überlegt, muß seinen Gewinn immer wieder durch Verlust zerstört sehen.

145.

»»Immer denk' ich: mein Wunsch ist erreicht,
»»Und gleich geht's wieder anders her!«
»Zerstückle das Leben, du machst dir's leicht;
»Vereinige es, und du machst dir's schwer.«

Das Leben besteht aus vielen Stationen; jede Station ist eine Stufe, die weiter führt, aber auch ein Ziel, das erreicht ist. Es gehört zur Lebensweisheit, daß du auf jeder Station deines Lebensweges ein erreichtes Ziel feierst. Wenn du die Stationen nur als Stufen zur weitern Reise, nur als Mittel zu weitern Zwecken durchstürmst, so wirst du dich bald außer Athem laufen. Es ist zwar nirgends eine bleibende Statt, aber die Nomaden müssen doch auch Hütten bauen, um auszuruhen und zu feiern. Darum nütze und genieße das Leben nach allen seinen einzelnen Stücken und Stationen, als eben so viel Selbstzwecken, Kindheit, Jugend, Mitte und Ende: da hast du was davon. Wenn du alles mit einander verbinden und vermischen willst, so machst du dir's sauer und hast keinen Gewinn davon.

Ein erreichter Wunsch ist freilich noch nicht das Ziel, aber doch eine Station. Zur Wanderschaft gehört, daß man auf jeder Station zu Hause ist. Vergl. Nr. 173.

146.

»»Bist du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
»»Von deinen Hoffnungen trifft nichts ein!«
»Die Hoffnung ist's, die sinnet und dichtet,
»Und da kann ich noch immer lustig seyn.«

Das Sprichwort sagt: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Aber wie? wenn nun alle Hoffnungen zusammenbrechen, wenn ein Wunsch nach dem andern scheitert? — Auch damit wird die Hoffnung selbst nicht zu Grunde gerichtet: denn die Hoffnung nährt sich aus ihr selbst; sie erhält ihre Bestätigung nicht von Außen, sondern sie schöpft aus dem unerschöpflichen Born ihres Inhalts: sie — sinnt und dichtet: und darum kann ich auch unter allerlei Betrübniß fröhlich in Hoffnung seyn.

Nicht erreichte Wünsche führen auch zum Ziele. Es können alle Hoffnungen scheitern, nur die Hoffnung nicht.

Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren: das ist Eins. Mit Harren und Hoffen hat's Mancher getroffen: das ist das Andere. Hoffnung erhält, wenn Unglück fällt. In Hoffnung schweben macht süßes Leben.

Bau' Hoffnungs-Feld mit Gebet und Fleiß,
Sä' d'rein Geduld: trägt Ehrenpreis.

147.

»Nicht alles iſt an eins gebunden,
»Seid nur nicht mit euch ſelbſt im Streit!
»Mit Liebe endigt man, was man erfunden;
»Was man gelernt, mit Sicherheit.«

Es geht nicht alles in Einer Richtung: verſchiedene Kräfte verfolgen auf verſchiedenen Wegen verſchiedene Zwecke. Das ſchadet auch nicht: bleibe du nur ſelbſt mit dir Eins: verlaſſe du nur nicht um der andern Lebenswege willen deinen eigenen Lebensweg: was du unternimmſt, das führe auch aus. Dazu gehört nichts, als Liebe und Treue. Was der Geiſt im Augenblicke erzeugt, das vollendet erſt Liebe: was der Geiſt in der Schule des Lebens empfängt, das ſichert Treue und Beharrlichkeit.

Das Erſte iſt, daß du dich für Eins beſtimmſt: das Zweite iſt, daß du dieſer Beſtimmung mit Liebe treu bleibſt bis zur Vollendung.

142.

»Wer uns am ſtrengſten kritiſirt?
»Ein Dilettant, der ſich reſignirt.«

Es iſt leichter tadeln, als beſſer machen: darum tadeln am meiſten und am ſtrengſten diejenigen, die darauf Verzicht leiſten, es beſſer zu machen. Zu dieſer Verzichtleiſtung entſchließen ſich gewöhnlich die Dilettanten. Dilettanten ſind Leute, die nicht auf ihren eigenen Wegen bleiben, ſondern immer Anderen in den Weg laufen und in fremden Revieren ſich herum bewegen, ohne etwas auszurichten. Darauf thun ſie auch gewöhnlich Verzicht: deſto leichter ſind ſie fertig, an Anderen zu mäkeln. Was ihnen ſelbſt fehlt, das können ſie auch an Anderen nicht erkennen: ſie können's auch nicht leiden: ſie kritiſiren aus Verdruß. »In Froſchpfuhl all' das Volk verbannt, das ſeinen Meiſter je verkannt.«

Euch, Präconen des Pfuſchers, des Meiſters Verkleinerer.
wünſcht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth ſtumm hier am Ufer zu ſehn

G. W. I. 407.

149.

»Durch Vernünfteln wird Poeſie vertrieben.
»Aber ſie mag das Vernünftige lieben.«

Wie Diejenigen, die nichts machen können, ſich damit abgeben, Gemachtes zu bekritteln, ſo ſind umgekehrt Diejenigen, die was machen können, nämlich die Poeten, von aller kritiſchen Reflexion weit entfernt. Das Machen iſt poſitiv, das Kritteln iſt negativ: beides verträgt ſich nicht mit einander. Die kritiſche Reflexion iſt eine Verſtandes-Abſtraktion, welche den Geiſt von ſich ſelbſt trennt und in ſeine Momente zerlegt: die Poeſie kommt aber aus der Fülle des ungetheilten Geiſtes: ſie wird durch Vernünfteln verkümmert und vertrieben: aber wie ihr alle Verkümmerung der Vernunft und deren Diminutivum zuwider iſt, ſo iſt ihr die Vernunft ſelbſt in ihrer Integrität und Fülle gemäß.

Vernünfteln pflegt, Lebend'ges zu beſchreiben,
Vorerſt des Lebens Geiſt heraus zu treiben.
Dann hat es die Theile in ſeiner Hand:
Fehlt leider! nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie.

Vergl. G. W. XLVII. 253. 254.

150.

»»Wo iſt der Lehrer, dem man glaubt?«
»Thu', was dir dein kleines Gemüth erlaubt.«

Wenn du fremder, anſcheinlich fremder Lehre nicht trauen willſt, ſo halte dich wenigſtens an dein Gewiſſen: kannſt du größern Lehrern noch nicht glauben, ſo folge dem kleinen Lehrer in dir, bis du weiter kommſt, und das enge, kleine Herz öffnen lernſt. Wenn du an den großen Gott nicht glauben kannſt, ob er wohl um deinetwillen klein geworden iſt, ſo mußt du dich einſtweilen mit deinem kleinen Herzen begnügen, bis es dir darin zu eng und bang wird.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund, das kann ich dir ſagen:
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch.
G. W. I. 399.

Du weißt nur, was du innerlich ſelbſt erfährſt und erfuhrſt; glaube den großen Erfahrungen, die dein kleines Gemüth treffen.

151.

»Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
»Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.«

Die Selbsterkenntniß ist eine trügliche Quelle der Gotteserkenntniß. Wenn du von dir auf Gott schließen, an dir Gott erkennen lernen willst, so kommst du in Gefahr, auch das Schlechte göttlich zu nennen.

Aber du müßtest dich auch erst selbst kennen, ehe du an dir Gott erkennen lernen könntest: und diese Selbsterkenntniß ist nicht so leicht, wie du meinst. Vielmehr lernt sich der Mensch erst kennen, wenn er Gott und Gottes Werk an ihm und anderen Menschen zum Bewußtseyn gebracht hat.

Wer Gott finden will, muß sich selbst verlieren.

157.

»Wer Gott ahnet, iſt hoch zu halten,
»Denn er wird nie im Schlechten walten.«

Die Erkenntniß Gottes thut dem davon abhängigen Menſchen ſo Noth, daß auch ſchon die Ahnung Gottes hoch zu halten iſt. Wer Gott ahnet, fühlt, begehrt, dem wird geholfen: er wird nicht im Schlechten untergehen. Das iſt es, was der Prolog im Himmel dem Mephiſtopheles vorausſagt:

Zieh' dieſen Geiſt von ſeinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannſt du ihn erfaſſen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und ſteh' beſchämt, wenn du bekennen mußt:
Ein Gottes-Menſch, in ſeinem dunkeln Drange
Wird ſich des rechten Lebens doch bewußt.

Das Sprichwort ſagt: Gottesfurcht ſündigt nicht. Und Todes Gedächtniß ſündigt auch nicht.

153.

»Macht's einander nur nicht ſauer,
»Hier ſind wir gleich, Baron und Bauer.«

Wir ſind auf ein Gebiet gekommen, auf das Gebiet der Religion, wo alle Menſchen ſich gleich ſtehen, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Mündige und Unmündige, Gelehrte und Ungelehrte; denn Gott ſieht die Perſon nicht an. Ja wir müſſen Alle gering, arm, unmündig und ungelehrt werden, um von Gott gelehrt zu werden. Alle vereint Ein Beruf, Eine Sünde, Eine Gnade, Ein Glaube, Ein Gott, Ein Heiland: ſind wir nun ſo verſchwiſtert, ſo trag' auch Einer des Andern Laſt. Wie können ſich leibliche Geſchwiſter den gemeinſamen Weg erſchweren, und die Mühen der Pilgerſchaft noch ſaurer machen! Die Menſchen erſchweren ſich leider ſelbſt das Leben, das ſie ſich gegenſeitig erleichtern könnten und ſollten.

»Bauern ſind auch Leute,« und vor Gott dem Vornehmſten gleich. — Adam's Kinder ſind Adam gleich.

So ſind ſich auch alle Menſchen in der höchſten Beziehung gleich, aber in allen äußeren Beziehungen ungleich. Der Bauer fragt:

Als Adam grub und Eva ſpann,
Wo war denn da der Edelmann?

und der Kaiſer antwortet:

Ich bin ein Mann, wie ein andrer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

Derſelbige, vor dem wir gleich ſind, macht auch alle unter ſich ungleich.

154.

»Warum uns Gott so wohl gefällt?
»Weil er uns sich nie in den Weg stellt.«

Was ist es, das uns allen an Gott so wohl gefällt, und warum Er uns so wohl gefällt, in unserer Entfremdung wie in unserer Bekehrung? Es ist die Zulassung Gottes und seine Langmuth. In diesem Stücke sind alle Menschen mit Gott zufrieden. Er geht Jedem aus dem Wege, wenn's einer nicht besser haben will. Weil er uns zur Freiheit geschaffen hat, darum läßt er uns auch frei gewähren: er läßt auch den Mißbrauch der Freiheit zu, wiewohl wir damit das edle Gut schänden und verderben. Weil er uns zur Erlösung berufen hat, so giebt er uns auch Frist zur Annahme seiner Gnade: er übereilt uns nicht, und verziehet mit der Strafe. Diese Langmuth und Nachsicht ist es, die allen Sündern zu Statten kommt.

Er lässet uns gehen und hemmt uns nicht: aber er leitet uns dennoch unsichtbar und rettet uns aus den drohenden Gefahren, denen wir blind entgegenlaufen.

155.

»Wie wollten die Fiſcher ſich nähren und retten,
»Wenn die Fröſche ſämmtlich Zähne hätten.«

Es wäre mit den Menſchen ſchlecht beſtellt, wenn alle auf ihren Wegen überall lauernden Gefahren — Zähne hätten. Wie wäre ihre Exiſtenz und Erhaltung von Schritt zu Schritt gefährdet, wenn nicht Einer wäre, der wachte, und — die Sünder errettete, und den Zauberkreis ringsum gelagerter Uebel beſchwören könnte! Durch Denſelbigen erlangen die Menſchen Schutz und Hülfe, daß ſie ſich nähren und retten. Er iſt es, der an Jeden, wie an Lot, die Mahnung ergehen läßt: Errette deine Seele! Er iſt es auch, der ihnen dazu verhilft, und bis dahin Nachſicht giebt. Er läßt ſeine Sonne ſcheinen über Gute und Böſe.

Kleiner Elfen Geiſter-Größe
Eilet, wo ſie helfen kann:
Ob er heilig, ob er böſe,
Jammert ſie der Unglücksmann.

156.

»Wie Kirſchen und Beeren behagen,
»Mußt du Kinder und Sperlinge fragen.«

Unrecht Gut gedeiht nicht, weil du damit der Fürſorge Gottes vorgreifſt: aber fremd Brod ſchmeckt gut, wenn es Gottes Gabe iſt. Den Kindern und Sperlingen ſchmeckt und bekommt die ſüße, fremde Frucht, die ſie naſchen: Gott nährt ſie damit. So offenbart ſich überall die Güte und Langmuth des Herrn.

Darum ſollt ihr auch nicht ſorgen. Sehet die Vögel unter dem Himmel an: ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater ernähret ſie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als ſie? Es fällt auch kein Sperling vom Dache ohne Gottes Willen. Geht nur immer bei den Sperlingen in der Schule: die laſſen ſich's ſchmecken, ohne viel zu fragen.

Und den Kindern ſind Engel zugeſellt, die ſie führen und beſchirmen: dieſe Engel der Kinder ſind bei Gott, als ſeine Diener, und ſehen allezeit das Angeſicht des Herrn. Werdet wie die Kinder.

Die Kinder ſind die empfänglichſten Gefäße: ihre Receptivität muß ſich auch der Mann erhalten: ſie nehmen die Gabe, die ihnen zukommt, ohne viel zu grübeln, wie es mit der unſichtbaren Hand bewandt ſei, von der die Gabe kommen mag. Sie küſſen die Hand, ohne Unerforſchliches erforſchen zu wollen.

In dieſem Sinne ſagt ein Jünger des Dichters: »Schmeckt doch dem Kinde der Kuchen, ohne daß es vom Bäcker weiß,

und dem Sperling die Kirsche, ohne daß er daran denkt, wie sie gewachsen ist.« — Es ist nur hinzuzusetzen: der Mensch ist mehr als ein Sperling: und er soll als Kind neu geboren werden, um zum Mannesalter in Christo zu kommen.

Eckermann's Gespr. mit Göthe. II. S. 3. u. S. 297.

157.

»»Warum hat dich das schöne Kind verlassen?«
»Ich kann sie darum doch nicht hassen:
»Sie schien zu fürchten und zu fühlen,
»Ich werde das Prävenire spielen.«

Also sollen auch wir mit einander Nachsicht haben, und gegen einander Liebe üben: die Feinde lieben, und die uns fluchen segnen, und wohlthun denen, die uns hassen oder verlassen. Hält es doch Gott auch so mit uns: und wir haben es unter einander noch mehr Ursache: denn das Unrecht, womit dich dein Nächster verletzt, regt sich in jeder Brust: es regt sich schon, wenn du darum deinem Beleidiger übel willst: er hat auch vielleicht schon vorausgesehn, daß es sich in dir regt, und ist dir zuvor gekommen.

Darum, wenn sich ein Freund von dir lossagt, so lasse ihn nur, aber hasse ihn darum nicht. Gott macht es auch so mit uns. Die Trennung dauert nicht.

»Sage, warum dich die Menschen verlassen?«
Glaubet nicht, daß sie mich deshalb hassen;
Auch bei mir will sich die Lust verlieren,
Mit irgend jemand zu konversiren.

158.

»Glaube mir gar und ganz,
»Mädchen, laß deine Bein' in Ruh;
»Es gehört mehr zum Tanz,
»Als rothe Schuh.«

Glaube mir nur, was alle Erfahrung bestätigt: es gehört zu Allem, was der Mensch treibt und thut, noch mehr als seine Natur, es gehört dazu auch der Zusammenhang mit Allem, was außer und über dir ist, nämlich die Schule, daß du empfängst, annimmst, lernst, gehorchst, übst. So gehört auch zur Liebe mehr als die natürliche, und zum Wohlthun mehr als Thun, nämlich die innerste Gesinnung.

So gehört zu jeder Kunst außer dem Berufe dazu die Schule, und zur Praxis Theorie, wie zur Theorie Praxis. Nichts ist so widerwärtig, als die leere Aufspreizung subjektiver Originalität. — Zum Reiten gehört noch viel mehr, als zwo starke Lenden über ein Pferd schlagen. —

»Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
»Nachtreten wär' mir Schmach!
»Hab' alles von mir selbst gelernt.« —
Es ist auch darnach! —

Vergl. 10. 40. 81. 106.

Göthe's Werke I. H. I. S. 407.

159.

»Was ich nicht weiß,
»Macht mich nicht heiß.
»Und was ich weiß,
»Machte mich heiß,
»Wenn ich nicht wüßte,
»Wie's werden müßte.«

Was ich von der Gegenwart und Zukunft nicht verstehe, was ich in dem Räthsel der Natur- und Menschenwelt nicht begreife, das kann mich auch nicht kümmern, denn es ist für jetzt noch nicht mir beschieden. Was ich aber weiß, das freilich würde mich kümmern und ängstigen, denn es ist übel und böse, Streit und Leid, wenn ich nicht wüßte, daß am Ende doch das Gute siegt, und die Wahrheit bleibt, und mit ihr Friede und Freude zur Herrschaft gelangt. In so ferne weiß ich von der Zukunft im Allgemeinen mehr, als von der nächsten Gegenwart: diese bleibt mir zum größten Theil dunkel und undurchdringlich: wie jetzt alles ist, das weiß ich nicht: aber wie zuletzt alles *werden* wird, das weiß ich. Wir sehen überhaupt nie das *Seyn* eines Dinges stationiren, sondern nur dessen Bewegung, das *Werden*. Eigentlich sehen wir am Grase nicht das *Gras*, wie es ist, sondern wir sehen recht eigentlich das Gras *wachsen*, denn es wirkt erst durch seine Bewegung auf uns. Leben sehen wir, aber nicht den Tod, der nicht ist.

160.

»Oft, wenn dir jeder Troſt entflieht,
»Mußt du im Stillen dich bequemen.
»Nur dann, wenn dir Gewalt geſchieht,
»Wird die Menge an dir Antheil nehmen;
»Um's Unrecht, was dir widerfährt,
»Kein Menſch den Blick zur Seite kehrt.«

Wenn dir äußere Leiden zu Theil werden, oder ſchreiende Gewalt geſchieht, ſo kannſt du auf die lebhafte Theilnahme des Publikums rechnen. Widerführe dir aber ein Unrecht, das nicht ſchreit, oder eine empfindliche Kränkung ohne äußere Gewaltthätigkeit, ſo findet ſich vielleicht nicht Einer, der einen einzigen Blick darnach umwendet. Treffen dich endlich gar ſchwere innere Leiden und Kämpfe, und die innerſten Seelenleiden ſind die ſchwerſten, wenn es an Troſt und Kraft gebricht, da gilt es ſtille zu ſeyn und in Beugung allein auszuhalten: da kommt dir kein Menſch zu Hülfe: da gilt es die Kelter allein zu treten. Du biſt darum doch nicht allein. Das Sprichwort ſagt: Niemand iſt weniger allein, denn allein.

161.

»Was ärgerſt du dich über fälſchlich Erhobne!
»Wo gäb' es denn nicht Eingeſchobne?«

Wer es nicht vertragen könnte, daß Unwürdigere ohne Grund über ihn erhoben werden, der müßte mit dem Weltlaufe noch wenig bekannt ſeyn, denn dieſer zeigt überall und in allen Verhältniſſen Eingeſchobene. Darum mußt du dich bequemen, die Eingeſchobenen zu dulden: am Ende iſt Jeder eingeſchoben, in ſo fern er immer einem Beſſern den Platz nimmt: am Ende iſt Keiner eingeſchoben, weil Jeder auf ſeinen Platz geſtellt iſt, wenn du auch nicht weißt, warum, und über die wunderlich konträre Wahl dich daß verwunderſt. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand.

Willſt du, mein Sohn, frei bleiben, ſo lerne was Rechtes, und halte
Dich genügſam, und nie blicke nach Oben hinauf.
G. W. I. 402.

163.

»Worauf Alles ankommt? Das iſt ſehr ſimpel!
Vater verfüge, eh's dein Geſinde ſpürt!
»Dahin und dorthin flattert ein Wimpel,
»Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt.«

Das rechte Regiment, worauf alles ankommt, iſt die Vorſehung, welche alle Weſen unſichtbar leitet und regiert, ohne daß es eins ſpürt. Jedes Weſen wandelt und handelt frei, und dennoch wird jedes geleitet, verſorgt, bewacht, beſchirmt. An dieſem göttlichen Regimente, dem ein Jeder, wie Wilhelm Meiſter mit ſeiner Geſellſchaft, unterworfen iſt, — wo nicht ohne es zu wiſſen, doch ohne es zu ſpüren, — an dieſem göttlichen Regimente, welches alle durch einander greifende Streitkräfte zu harmoniſcher Ordnung hindurchführt, kann auch Jeder für ſein eigenes Regiment oder Hausweſen mancherlei lernen. Das Geſinde iſt am beſten regiert, wenn es das Regiment nicht ſpürt: die Wimpel flattern luſtig und frei durch einander: die Luft treibt ihr Spiel kreuz und queer: Steuermann weiß doch, wohin der Wind führt.

162.

»Eigenheiten, die werden schon haften;
»Cultivire deine Eigenschaften.«

Es ist dir vielleicht oft gesagt worden, daß du deine Eigenheiten ablegen sollst. Aber das ist grausam: das könnte ich dir nicht zumuthen: ich rathe zum Gegentheil: Behalte sie immerhin, sie gehören zu deiner Individualität, aber setze nun auch diese natürlichen Anlagen in Bewegung, daß sie geläutert und kultivirt, beschnitten und bearbeitet, gestärkt und geheiligt werden. So werden aus Eigenheiten Eigenschaften. Die Eigenheiten sind nicht gelitten, weil sie noch roh und natürlich sind: aber die Eigenschaften stehen überall im Kredit: sie bestimmen deine Stellung in der Weltordnung und dein Verhältniß zu anderen Menschen.

»Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?«

»Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden *).«

---

*) G. W. XVII. 260.

164.

»Viel Gewohnheiten darfst du haben,
»Aber keine Gewohnheit!
»Dieß Wort unter des Dichters Gaben
»Halte nicht für Thorheit.«

Gewohnheiten sind dir unverwehrt: wenn es ihrer auch viele wären; aber lasse sie nicht zur Gewohnheit werden. Gewohnheiten schaden nicht, wenn ihrer mehrere sind: aber hüte dich vor der Gewohnheit. Die Gewohnheiten hast du: aber die Gewohnheit hat dich. Die Gewohnheiten haften nur an dir, aber die Gewohnheit nimmt sich's heraus, in dir zu wohnen. Die Gewohnheiten müssen sich dir fügen, aber die Gewohnheit wird dein Herr, als wäre sie dein eigenstes Wesen: du wirst von ihr abhängig, während die Gewohnheiten nur an dir hängen.

Lieber Leser! diese Lebensregel ist nicht die kleinste unter den Gaben, die dir der Dichter sprichwörtlich anbietet.

165.

»Das Rechte, das ich viel gethan,
»Das ficht mich nun nicht weiter an;
»Aber das Falsche, das mir entschlüpft,
»Wie ein Gespenst mir vor Augen hüpft.«

Die gesunden Organe seines Leibes fühlt der Mensch nicht, weil sie zur Lebensordnung seines Organismus gehören; aber die kranken fühlt er desto schmerzlicher, weil sie den Organismus stören.

Eben so verhält es sich auch im ethischen Gebiete. Hier eignet das Gute dem menschlichen Wesen nach seiner Bestimmung: es gehört zu seiner Lebensordnung: er thut es nicht sowohl, sondern leidet nur, daß es geschehe. Je mehr wir davon thun, desto weniger merken wir es, weil wir es eigentlich nicht selbst thun, weil es vielmehr zum ethischen Lebensorganismus gehört, den wir nur nicht stören, wenn wir Gutes thun, oder gut thun. Je weniger wir von diesen guten Werken merken, desto mehr ist dafür gesorgt, daß wir nicht stolz darauf werden. Das Gute hingegen, das uns fehlt, das Gute, was wir unterlassen haben, das Böse, was uns entschlüpft, das bleibt immer frisch im Andenken, wie alt es auch werde: es verfolgt uns wie ein unheimliches Gespenst, denn es stört und hemmt unsere Lebensentwickelung. Vergl. Nr. 109.

166.

»Gebt mir zu thun,
»Das ſind reiche Gaben!
»Das Herz kann nicht ruh'n,
»Will zu ſchaffen haben.«

Sünde iſt Tod, Tod iſt Stockung und Hemmung des Lebens: die Schuld beſteht darin, daß wir unſere Schuldigkeit *nicht thun*. Wie dem Leben der Tod zuwider iſt, ſo iſt dem Herzen die Ruhe entgegen: es ſtehet nie ſtille, weil es lebt; ſo verlangt es auch, zu wirken und zu thun. Das iſt unſere Beſtimmung, daß wir — leben und arbeiten. Dieſes Penſum, welches einem Jeden nach ſeinem Berufe beſchieden iſt, iſt die reichſte Gabe: es iſt die Gabe des Geiſtes an den Geiſt.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, ſteh' ich für heute mich weg.

Göthe's W. I. H. I. 401.

167.

»Ihrer Viele wiſſen viel,
»Von der Weisheit ſind ſie weit entfernt.
»Andre Leute ſind auch ein Spiel;
»Sich ſelbſt hat Niemand ausgelernt.«

Derer ſind Viele, die viel wiſſen: ſie wiſſen vielerlei, aber nichts recht *). Dieſe meinen, Andere zu kennen, aber ſie kennen ſich nicht: ſie gelangen zu vielen äußerlichen Kenntniſſen, aber nicht zum Eigenthum daran, denn was einer nicht an ſich ſelbſt erfahren hat, das gehört ihm nicht. Solchen fehlt es nicht an Kenntniſſen, aber ſie gedeihen nicht, weil der Grund fehlt; es fehlt ihnen nichts ſo ſehr, als das innere Leben eigener Erfahrung. Dem Wiſſen fehlt oft die Weisheit, und den Kenntniſſen die Erkenntniß. Splitterrichter ſehen Splitter, aber nicht den Balken im eignen Auge: Andere ſeigen Mücken und verſchlucken Elephanten: Andere ſehen wohl die einzelnen Bäume, aber nicht den Wald: es kommt aber auch wohl vor, daß man umgekehrt den Wald ſieht, aber nicht die Bäume.

---

*) I. 59.

166.

»Man hat ein Schimpflied auf dich gemacht;
»Es hat's ein böser Feind erdacht.«

Der natürliche Mensch vernimmt nichts von dem Geiste Weil er von dem innern Leben des Geistes an sich selbst nichts erfahren hat, so sind ihm auch alle Aeußerungen desselben an Anderen nicht allein unverständlich, sondern auch zuwider. Er ärgert sich, daß er davon nichts verstehen kann, und kann's nicht, weil er nicht will: er verfolgt alle Erscheinungen des Geistes mit Hohn und Spott, er schimpft und schmäht darauf, wozu er eine Reihe von zeitüblichen Stichworten in Bereitschaft hat, die er wieder nicht versteht. Dieses ist die Feindschaft des natürlichen Menschenverstandes gegen Alles, was über ihm ist. Von jeher waren die Philister die Feinde des auserwählten Volkes, dem das Land mit Milch und Honig gelobt und verheißen war.

169.

»Laß ſie's nur immer ſingen,
»Denn es wird bald verklingen.«

Laſſet ſie nur ſchimpfen und ſchmähen: das Spottlied wird über ein Kleines verklingen. Denket an Gamaliel's Wort im hohen Rathe zu Jeruſalem. Menſchen-Wort und Werk, das nicht aus Gott iſt, kann nicht beſtehen.

Zwar ſingen die Philiſter noch immerfort ihr altes Lied, wie die Fröſche im Sumpfe: aber am Ende werden dennoch alle Feinde des Geiſtes verſammelt werden zu den Füßen deſſen, dem allein Ehre gebührt; und die Schmähungen, womit die Welt alle Wunder und Berge der Gottesſtadt verfolgt, werden verſtummen, wenn die Wahrheit in ihrem eigenen Elemente, nämlich in der Freiheit, den Sieg gewinnt und das Feld behält.

170.

»Dauert nicht so lang' in den Landen,
»Als das: Christ ist erstanden.«

Was Gamaliel gesagt hat, das bestätigen alle Jahrhunderte, die seit seiner Rede verlaufen sind. Aller Kampf und Spott gegen das Christenthum vergeht: aber das Christenthum besteht und ziehet sich frisch und kräftig durch alle Zeiten und durch alle Lande. Christ ist erstanden! so riefen die Frauen am Grabe des Herrn am ersten Ostermorgen: und seitdem tönt es fort und fort durch alle Lande: Christ ist erstanden! So lange dauert Menschenwort nicht.

Zwar dauert Irrthum und Wahn, Aberglaube und Menschensatzung bis auf diese Stunde fort, und wird noch lange fortdauern, aber nur unter den Menschenkindern, die von heute sind, nicht unter denen, die wirklich und wissentlich sowohl eine 1800jährige, als auch 6000jährige Vergangenheit hinter sich haben.

Christus allein bestehet alle Stadien der Menschengeschichte: er stirbt nicht unter den Menschen, denn er ist auferstanden. So lange dauert nichts, als die Auferstehung: das Menschenleben hat nur 33 Jahre gedauert: aber nachdem er aus der Angst und aus dem Gerichte des Lebens genommen ist, ist er auf ewig geborgen. Wer will seines Lebens Länge ausreden?

171.

»Das dauert ſchon 1800 Jahr,
»Und ein Paar drüber, das iſt wohl wahr.«

Chriſti Wort und That beſteht: Seine Auferſtehung iſt der Sieg ſeiner Predigt. Chriſtus herrſcht ſeit 1800 Jahren und drüber durch ſeinen Sieg: er herrſchet ſeit ſeiner Erhöhung vor ſo vielen Jahrhunderten: und ſo oft auch die Pforten des Unglaubens ſich gegen ſeine Herrſchaft aufgethan und alle ihre Mannſchaften in den Kampf geſendet haben, ſie haben dennoch das Reich Chriſti nicht überwältigen können. So beſtätigt ſich Gamaliel's Wort: die Geſchichte iſt ſelbſt Zeuge von der Wahrheit Gottes in Chriſto. Seine Stiftung beſteht: die Geſchichte ſagt ſelbſt: Ja und Amen: das iſt je gewißlich wahr.

Dieſes iſt die Macht des auferſtandenen Chriſtus, welches Herrſchaft auf ſeiner Schulter iſt. Amen, das iſt wahr.

Wie Chriſtus nach ſeinem Begriffe ewig iſt, ſo iſt er auch in Folge dieſes Begriffs endlich geworden, Menſch geboren, Menſch geſtorben, und mithin eine endliche, beſtimmte hiſtoriſche Perſon: dieſe zählt nun in der Geſchichte ſchon 1800 Jahre und einige drüber: darauf ſage ich Ja und Amen.

122.

»Wer iſt denn der ſouveraine Mann?
»Das iſt bald geſagt:
»Der, den man nicht hindern kann,
»Ob er nach Gutem oder nach Böſem jagt.«

Was bedeutet Souverainetät, abſolute Herrſchaft? Es iſt die Herrſchaft auf eigner Schulter. Wer iſt denn Souverain? Das iſt leicht geſagt: denn nach der erſten beſten Vorſtellung iſt der Mann ſouverain, dem Niemand zu befehlen hat, der keinen Herrn über ſich hat, dem kein Geſetz gegeben iſt. Dieß iſt die negative Seite der Vorſtellung. Aber wenn dem Herrn Niemand zu befehlen hat, ſo hat er doch nicht allein Andern, ſondern auch ſich ſelbſt zu befehlen: wenn ihm kein Geſetz gegeben iſt, ſo iſt doch ſein Wille das Geſetz ſowohl ihm als Anderen.

173.

»Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort:
»Verein' und leite! Beſſrer Hort.«

Die Herrſchaft oder das Regiment kann doppelter Art ſeyn. Das Regiment iſt entweder gebietend, oder leitend. Jedes hat ſein gutes Recht: jedes hat auch ſeine eigenthümliche Regel.

Wenn du gebieten willſt oder mußt, ſo mußt du entzweien: wenn du leiten willſt und ſollſt, ſo gilt es, zu vereinigen. Dieſe Regeln bedürfen einer Erklärung.

Viele zuſammen ſind ſtärker, als ihr Gebieter allein. Dieſer kann nur gebieten und befehlen, indem er die Regierten auseinander hält, nach ihren verſchiedenen Beſtimmungen, nach ihren beſondern Intereſſen, nach allen Eigenthümlichkeiten und Unterſchieden in Thätigkeit ſetzt. Hierdurch wird die Kraft nicht gebrochen, aber abgeleitet und ihrer Beſtimmung zugewendet: ſie wird der Regierung unſchädlich und der Geſellſchaft erſprießlich. Dieſes iſt die Despotie. Aber die höhere Regierungsform iſt, nicht zu gebieten, ſondern zu leiten. Hierzu gehört, daß die unterſchiedenen, einzelnen Kräfte, die in dieſer Vereinzelung nur für ſich ſind und gegeneinander laufen, als zuſammengehörige, und doch ſelbſtändige Glieder eines einigen Ganzen ſich faſſen lernen, ſich gegenſeitig trauen, und mit einander in Berührung und Gemeinſchaft treten. Dann gilt es aber, nicht mehr leiblich zu gebieten und zu befehlen, ſondern geiſtig zu leiten, ohne irgend eine Freiheit zu ſtören. Dieſes iſt die Hegemonie. Wilhelm Meiſter wird unſichtbar geleitet; iſt er darum nicht frei? Vergl. Nr. 145.

174.

»Magſt du einmal mich hintergehen,
»Merk' ich's, ſo laß' ich's wohl geſchehen;
»Geſteheſt du mir's aber in's Geſicht,
»In meinem Leben verzeih' ich's nicht.«

Der Menſch iſt nicht ſo ſchwer zu leiten: er läßt ſich mancherlei gefallen: er läßt ſich auch nach dem Willen Anderer leiten: bald merkt er's nicht: bald fügt er ſich: ja er läßt ſich auch heimlich und hinter ſeinem Rücken, wider ſein Wiſſen und Wollen nach dem Willen Anderer lenken: und wenn er's hinterdrein entdeckt, wie ihm geſchehn iſt, ſo läßt er's geſchehn ſeyn und geſchehn. Aber wenn du ihm dieſe Direktion in's Geſicht ſagſt, wenn du ihm direkt befehlen, ausdrücklich gebieten willſt, dann — iſt er auf immer dein Gegner. Wer einen hintergehen will, d. h. wer einen hinter ſeinem Rücken fördern, leiten, an unſichtbaren, heimlichen Fäden mitten auf ſeinen Irrwegen providentiell begleiten will, der darf's ihm nicht ſagen: denn es widerſpricht ſich, einen hintergehen, und ihm ſagen, daß er hintergangen wird. Es iſt nicht unrecht, zu hintergehen, aber es iſt unrecht, ſich ertappen zu laſſen.

Sogar dieß Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betrügt, der iſt wohl betrogen.

175.

»Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
»Als des Feindes Verdienst erkennen.«

Wenn dich ein blinder Freund leiten will, so vergiß nicht seinen guten Willen: wenn dir dein Nächster übel will und weh thut, so vergiß darum nicht die Seite seines Rechts: wenn dein Feind Irrthum lehrt und damit die Wahrheit verfolgt, so vergiß nur nicht, daß jedem Irrthume eine Wahrheit zum Grunde liegt, die vor allen Dingen Anerkennung in Anspruch nimmt. Das größte Verdienst der Polemik ist nicht, die Schwäche des Feindes zu erkennen und zu schlagen, denn damit wird er höchstens überwunden, aber nicht überzeugt, sondern das ist der wahre Vortheil im Streite, das ist die ächte Art der edlen Fechtkunst, das Recht des Gegners hervor zu heben, und die Stärke, die verkehrt der Schwäche zum Grunde liegt und den Schein der Wahrheit verleiht, — anzuerkennen. Halte deinen Feind weder für ohnmächtig, noch für rechtlos. Das hilft weiter!

174.

»Magst du einmal mich hintergehen,
»Merk' ich's, so laß' ich's wohl geschehen;
»Gestehest du mir's aber in's Gesicht,
»In meinem Leben verzeih' ich's nicht.«

Der Mensch ist nicht so schwer zu leiten: er läßt sich mancherlei gefallen: er läßt sich auch nach dem Willen Anderer leiten: bald merkt er's nicht: bald fügt er sich: ja er läßt sich auch heimlich und hinter seinem Rücken, wider sein Wissen und Wollen nach dem Willen Anderer lenken: und wenn er's hinterdrein entdeckt, wie ihm geschehn ist, so läßt er's geschehn seyn und geschehn. Aber wenn du ihm diese Direktion in's Gesicht sagst, wenn du ihm direkt befehlen, ausdrücklich gebieten willst, dann — ist er auf immer dein Gegner. Wer einen hintergehen will, d. h. wer einen hinter seinem Rücken fördern, leiten, an unsichtbaren, heimlichen Fäden mitten auf seinen Irrwegen providentiell begleiten will, der darf's ihm nicht sagen: denn es widerspricht sich, einen hintergehen, und ihm sagen, daß er hintergangen wird. Es ist nicht unrecht, zu hintergehen, aber es ist unrecht, sich ertappen zu lassen.

Sogar dieß Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen.

175.

»Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
»Als des Feindes Verdienst erkennen.«

Wenn dich ein blinder Freund leiten will, so vergiß nicht seinen guten Willen: wenn dir dein Nächster übel will und weh thut, so vergiß darum nicht die Seite seines Rechts: wenn dein Feind Irrthum lehrt und damit die Wahrheit verfolgt, so vergiß nur nicht, daß jedem Irrthume eine Wahrheit zum Grunde liegt, die vor allen Dingen Anerkennung in Anspruch nimmt. Das größte Verdienst der Polemik ist nicht, die Schwäche des Feindes zu erkennen und zu schlagen, denn damit wird er höchstens überwunden, aber nicht überzeugt, sondern das ist der wahre Vortheil im Streite, das ist die ächte Art der edlen Fechtkunst, das Recht des Gegners hervor zu heben, und die Stärke, die verkehrt der Schwäche zum Grunde liegt und den Schein der Wahrheit verleiht, — anzuerkennen. Halte deinen Feind weder für ohnmächtig, noch für rechtlos. Das hilft weiter!

170.

»»Hat man das Gute dir erwiedert?«
»Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert,
»Der ganze Himmel stand ihm offen,
»Er hat wohl irgendwo getroffen.«

Du fragst mich, ob ich mit aller meiner Thätigkeit etwas ausgerichtet, ob ich von meinen Bestrebungen und Bemühungen gute Früchte gesehen oder geerntet! Mein Amt, Freund, ist das Thun: der Erfolg steht in Gottes Hand. So viel weiß ich, daß ich die angenehmsten und schönsten Weisen hervorgesucht, alle goldenen Saiten meiner Leier berührt habe, meine Lieder zu singen, meine Lebensaufgabe zu lösen. So viele Boten ich ausgesendet habe, so viele zogen schön befiedert, wohl geschmückt von dannen. Wohl stand dem Ausfluge die ganze, weite Welt offen: irgend wo und wie ist doch auch wohl ein tieferer Eindruck haften geblieben; wohl habe ich des Samens allerwärts so viel ausgestreut, er hat doch wohl auch eine Stätte gefunden, wo er tiefere Wurzel gefaßt. Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Wo die äußerlichen Wirkungen eines Menschenlebens so weit reichen, sollte da nicht auch irgendwo das Innerste und Verborgenste in dem Innersten und Verborgensten einer andern Seele Anklang und Einklang und Verständigung gefunden, getroffen und gezündet haben? Das Beste bleibt überall unsichtbar: wie das Innerste unsichtbar ist, welches wirkt, so bleibt auch das Innerste unsichtbar, in dem es wirket.

177.

»»Was ſchnitt dein Freund für ein Geſicht?«
»Guter Geſelle, das verſteh' ich nicht.
»Ihm iſt wohl ſein ſüß Geſicht verleidet,
»Daß er heut ſaure Geſichter ſchneidet.«

Du fragſt mich, warum mein Freund ſo grämlich ausſah, und ſein Geſicht heute ſo verſtellt und verändert hatte. Junger Menſch! das kann ich nicht wiſſen: wer kann in's Innere ſehen? Nur vermuthen kann ich, daß ihm ſein frohfriſch-freundliches Geſicht verleidet und verübelt worden iſt, und daß er im Unmuth darüber heute ſo ſaure Geſichter ſchneidet. Das wäre freilich nicht zu rühmen, denn ein hübſch Geſicht ſollte einem nie leid thun; Freundlichkeit ſollte einen nie gereuen; und wenn dem Freunde ſein ſüß Geſicht verleidet worden iſt, wie viel mehr wird ihm der Spiegel, wie viel mehr werden ihm Andere ſeine ſauern Geſichter verübeln! Von der andern Seite wäre es aber ſehr zu bedauern, wenn ihm Mißwollende und Mißverſtehende ſeine ſüße Freundlichkeit verargt und verleidet hätten. Kann ich es nun nicht gut heißen, daß Andere über die ſüße Freundlichkeit des Freundes richten, ohne ſein Innerſtes zu kennen, ſo darf ich auch nicht über ſeine ſaure Verſtimmung urtheilen, deren Urſache ich nicht verſtehe.

178.

»Ihr sucht die Menschen zu benennen,
»Und glaubt am Namen sie zu kennen.
»Wer tiefer sieht, gesteht sich frei,
»Es ist was Anonymes dabei.«

Ihr sucht die Menschen nach Gattungsbegriffen zu rangiren und unter Rubriken zu klassifiziren: ihr glaubt sie an ihren Namen zu erkennen. Aber — der Mensch ist — ein Individuum: und das Individuelle, das Eigenthümliche, das Innerste — ist ohne Namen. Vergesset es nicht, daß jeder Mensch nach seinem innersten Wesen ein Räthsel, ein Mysterium ist: ihr seht eben nur sein Aeußeres, aber was er innerlich zu verarbeiten hat, das bleibt euch verborgen.

Das Eigenthümlichste ist auch das Bestimmteste: eben deswegen kann es durch die Bestimmungen, welche allgemeine Namen bezeichnen, nicht erschöpft werden. Ein solches Eigenthümlichstes ist jedem Menschen mitgegeben, wiewohl es meistens unsichtbar bleibt.

179.

»Mancherlei hast du versäumet:
»Statt zu handeln, hast geträumet,
»Statt zu danken, hast geschwiegen,
»Solltest wandern, bliebest liegen.«

Es kann kein Mensch in das Innerste und Wahrste seines Nebenmenschen sehen oder irgend ein Individuum nach allen Beziehungen und deren Zusammenhange verstehen lernen: dennoch fehlt es nicht an Urtheilen. Wer säumt, wird des Versäumnisses, wer nicht handelt, der Träumerei, wer schweigt, des Undanks, wer nicht wandert, trägen Liegenbleibens geziehen. So wird Einer von dem Andern nach äußeren Erscheinungen gerichtet, nach allgemeinen Kategorieen und Rubriken beurtheilt, als könnte die Rechnung nicht fehlen. So tritt überall dem ruhigen Werden und Seyn ein unruhiges Seyn-Sollen in den Weg, welches sich heiser schreit, nur daß Keiner die Forderung an sich stellt, sondern Jeder bezieht sie auf den Andern, während er an sich nichts zu erinnern findet.

180.

»Nein! ich habe nichts verſäumet!
»Wißt ihr denn, was ich geträumet?
»Nun will ich zum Danke fliegen,
»Nur mein Bündel bleibe liegen.«

Wer von ſeinem Nächſten des Verſäumniſſes angeklagt wird, der kann ihm gelegentlich erwiedern: Weißt du auch, was ich zu thun hatte? Verſäumen kann einer nur, was ihm aufgetragen iſt, und davon habe ich nichts verſchüttet, wenn ich — bisher ſäumte.

Du giebſt mir Schuld, daß ich träume. Und wenn ich nun wirklich träumte, iſt das ein Verſäumniß? Du meinſt, ich hätte handeln ſollen: ſage mir nur, was ich hätte thun ſollen, ſtatt zu träumen? Und weißt du denn, was ich geträumt habe? Wer heißt dir denn träumen und nichts thun gleich zu ſtellen? und zwar bei jedem Menſchen gleich zu ſtellen?

Du rüttelſt mich auf, damit ich ſtatt zu ſchweigen Dankopfer darbringe, und ſtatt längerer Weile zur Pilgerſchaft ſchreite. Geſtrenger Freund, habe doch Geduld mit mir! Treiber, warte nur ein wenig! ich komme bald: ich komme ſchon, Valet und Dank zu ſagen: ich will nicht bloß wandern, ich will fliegen, auffliegen: nur mein Bündel mag liegen bleiben: das bin ich nicht ſelbſt, das iſt meine Bürde: die Exuvien bleiben liegen *), aber meine Seele nicht: ich fliege fort, fliege fort **).

---

*) Göthe's W. XLI. 242. 244.
**) G. W. XII. 237. II. 119.

184.

»Heute geh' ich. Komm' ich wieder,
»Singen wir ganz andre Lieder.
»Wo so viel sich hoffen läßt,
»Ist der Abschied ja ein Fest.«

Lange habe ich gesäumt, gelebt, geträumt: nun aber fahr' ich auf: nun scheid' ich, daß ich werde. Komm' ich neu geboren wieder, singen wir ganz and're Lieder: dann werden wir uns nicht mehr verkennen, nicht mehr verklagen, sondern mit einander uns freuen und fröhlich seyn, während wir uns jetzt drängen und treiben. Nun — weil der Tod zu solchen Hoffnungen die Pforte öffnet, so ist der Abschied ein Freudenfest; hier gilt's nicht trauern, sondern glauben: nicht zagen, sondern hoffen: auf Wiedersehen!

Dort winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen!
G. W. III. S. 70.

189.

»Was soll ich viel lieben, was soll ich viel hassen.
»Man lebt nur vom leben lassen.«

Lieben und Hassen, das ist — nicht die rechte Frage! in dieser Welt ist eben nichts ganz zu lieben, nichts ganz zu hassen: das Liebenswürdigste hat auch seine Schattenseite: das Schlechte — ist doch da: es muß doch etwas an ihm seyn, das des Daseyns werth ist. Welche Quälerei, Eins zu lieben, Anderes zu hassen! welche Kollisionen und Konflikte! Du mußt aber beides — leben lassen, wie Gott selbst seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte. Die Summe aller Lebensweisheit ist: leben und leben lassen! Das Eine ist für das Subjekt, das Andere für die Anderen. Du sollst leben lassen, weil du selbst davon lebst: du sollst leben, — weil du leben läßest. Du sollst leben lassen, weil dich Gott leben läßt: du sollst Geduld haben mit den Ungerechten wie mit den Gerechten, weil Gott mit dir Geduld hat.

Soll dich das Alter nicht verneinen,
So mußt du es gut mit Andern meinen;
Mußt Viele fördern, Manchem nützen,
Das wird dich vor Vernichtung schützen.

183.

»Nichts leichter, als dem Dürftigen schmeicheln;
»Wer mag aber ohne Vortheil heucheln?«

Leben und leben lassen kann uns nicht schwer werden: Denn wie es Andern zu Statten kommt, so ist es auch unser eigener Vortheil: es lebt ein Jeder vom leben lassen. Wo es euern Vortheil gilt, da thut ihr sonst wohl mehr, als leben lassen: ihr wißt auch zu schmeicheln und zu heucheln: sei es unwillkührlich oder absichtlich. Es wäre so leicht, auch dem armen, dürftigen Nebenmenschen, dem niedrigsten und gedrücktesten Knechte zu schmeicheln: aber es geschieht nicht, weil es keinen Vortheil bringt. O so laßt ihn doch wenigstens leben und sich freuen, fördert ihn, daß er lebe und sich freue, erquickt ihn, und wenn ihn hungert oder dürstet, so reicht ihm gern sein Bedürfniß: das bringt euch Vortheil: es wird euch vergolten tausendfach. Jeder Augenblick eures eignen Lebens ist eine Vergeltung, denn ihr lebt nur vom leben lassen.

189.

»Was soll ich viel lieben, was soll ich viel hassen.
»Man lebt nur vom leben lassen.«

Lieben und Hassen, das ist — nicht die rechte Frage! in dieser Welt ist eben nichts ganz zu lieben, nichts ganz zu hassen: das Liebenswürdigste hat auch seine Schattenseite: das Schlechte — ist doch da: es muß doch etwas an ihm seyn, das des Daseyns werth ist. Welche Quälerei, Eins zu lieben, Anderes zu hassen! welche Kollisionen und Konflikte! Du mußt aber beides — leben lassen, wie Gott selbst seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte. Die Summe aller Lebensweisheit ist: leben und leben lassen! Das Eine ist für das Subjekt, das Andere für die Anderen. Du sollst leben lassen, weil du selbst davon lebst: du sollst leben, — weil du leben lässest. Du sollst leben lassen, weil dich Gott leben läßt: du sollst Geduld haben mit den Ungerechten wie mit den Gerechten, weil Gott mit dir Geduld hat.

Soll dich das Alter nicht verneinen,
So mußt du es gut mit Andern meinen;
Mußt Viele fördern, Manchem nützen,
Das wird dich vor Vernichtung schützen.

183.

»Nichts leichter, als dem Dürftigen schmeicheln;
»Wer mag aber ohne Vortheil heucheln?«

Leben und leben lassen kann uns nicht schwer werden: Denn wie es Andern zu Statten kommt, so ist es auch unser eigener Vortheil: es lebt ein Jeder vom leben lassen. Wo es euern Vortheil gilt, da thut ihr sonst wohl mehr, als leben lassen: ihr wißt auch zu schmeicheln und zu heucheln: sei es unwillkührlich oder absichtlich. Es wäre so leicht, auch dem armen, dürftigen Nebenmenschen, dem niedrigsten und gedrücktesten Knechte zu schmeicheln: aber es geschieht nicht, weil es keinen Vortheil bringt. O so laßt ihn doch wenigstens leben und sich freuen, fördert ihn, daß er lebe und sich freue, erquickt ihn, und wenn ihn hungert oder dürstet, so reicht ihm gern sein Bedürfniß: das bringt euch Vortheil: es wird euch vergolten tausendfach. Jeder Augenblick eures eignen Lebens ist eine Vergeltung, denn ihr lebt nur vom leben lassen.

184.

»»Wie konnte der denn das erlangen?«
»Er ist auf Fingerchen gegangen.«

Oft sehen wir Menschen zu Gütern und Höhen gelangen, die ihnen von Haus aus nicht beschieden zu seyn schienen: sie sind unerwartet dazu gelangt. Forsche doch, wie sie dazu gekommen sind. Sie sind so leicht und leis, so sacht und sanft — wie auf zartesten Fingerchen vorgeschritten: sie hätten ihr Ziel nicht erreicht, wenn sie nicht das Widerwärtige zu dulden, das Schwache zu schonen, das Kranke zu erquicken verstanden hätten. O so lerne doch auch das Schwere und Spröde zart ertragen, damit du wieder getragen werdest: laß leben, weil du auch lebest vom leben lassen. — Du siehst, wie selbst auf unrechten Wegen Milde und Nachgiebigkeit, Freundlichkeit und Schmeichelei zu werthen Gütern und Ehren fördert! Wie viel mehr, wenn du auf dem rechten Wege also verfährst gegen die Ungerechten!

»Darum lobet der Herr den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte. Denn die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte. Und ich sage euch auch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.«

Das Sprichwort sagt: »Erschleiche, was du nicht erlaufen kannst.« Ein sanfter Regen wirkt mehr, als ein Platzregen. Gutta cavat lapidem.

185.

»Sprichwort bezeichnet Nationen;
»Mußt aber erst unter ihnen wohnen.«

Sprichwort ist Volkswort. Was nützt dir aber das Volkswort, wenn dir das Volk fremd ist? Du mußt es erst selbst erfahren, das Volk und sein Wort und seine Sprache. Und um es selbst zu erfahren, um es dir anzueignen, mußt du wohnen unter dem Volke und seiner Sprache, unter seinen Sitten und Redensarten. Alles, was dich umgiebt, wird erst zu deinem Eigenthume, wenn du es erfährst und erlebst: ja, du gehörst dir erst selbst, — wenn du dich erfährst und erlebst.

Sancho Panza sagt: »Wenn man mich nicht versteht, »so ist's kein Wunder, daß man meine Sprüche für albernes »Zeug hält; aber es thut nichts, denn ich verstehe mich selbst, »und ich weiß, daß ich nicht viel dummes Zeug geschwatzt »habe.«

Das Sprichwort eignet dem größern und kräftigern Theile der Nation: dem Volke; darum bezeichnet es die ganze Nation, nach ihrer unbefangenen Seite, nach der Eigenthümlichkeit, die sich in den höheren Sphären unkenntlich macht: darum ist es aber auch so derb und ohne Scheu.

»Da Sprichwörter und Denkreime vom Volke ausgehen, welches, weil es gehorchen muß, doch wenigstens gern reden mag, so kann es auch in unserer Sprache an Ernst und Scherz nicht fehlen, den man von Unten nach Oben hinauf ausgeübt hat.«

G. W. XXVI. 323.

186.

»Erkenne dich! — Was soll das heißen?
»Es heißt: Sei nur! und sei auch nicht!
»Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
»Der sich in der Kürze widerspricht.«

»Erkenne dich!« Ein unverständlich dunkles Wort! Es ist kein Sprichwort, kein Volkswort, sondern ein Ausspruch der Weisen, die sich von dem Volke entfernt halten: es ist ein Spruch, der zu einem vollständigen Widerspruche nur zwei Worte braucht: denn er lehrt in diesen zwei Worten, daß der Mensch sich von sich selbst scheiden und unterscheiden, Ich und Nicht-Ich, Subjekt und Objekt zugleich seyn soll.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.

Eckermann, Gespr. mit Göthe. II. S. 131.

187.

»Erkenne dich! — was hab' ich da für Lohn?
»Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon.«

»Erkenne dich!« Das ist ein Rath, der nicht räthlich ist. Denn wenn ich es nun wirklich so weit brächte, daß ich, als ein Doppelgänger, mich selbst sehen könnte, was hätt' ich davon? ich muß doch gleich wieder davon. Oder soll ich etwa nur in mir selbst nisten bleiben, und mich in mir selbst bespiegeln? Giebt's denn nichts weiter kennen zu lernen, als mein eigen Selbst? Fürchte ich mich doch schier vor der allzugenauen Bekanntschaft mit meinem kleinen Selbst, wenn es sich einerseits von allem Andern absondert, andererseits sich ohne alle Scheu vor sich selbst entblößt, als gäb' es nichts zu bedecken.

Du kannst an den Kranken, die sich immerwährend mit sich, mit ihrer Krankheit beschäftigen, und unaufhörlich sich selbst beschauen, erfahrungsmäßig sehen, wozu dieser Krebsgang in sich selbst führt.

G. W. I. H. XLVII. 245.

188.

»Als wenn ich auf den Maskenball käme,
»Und gleich die Larve vom Angesicht nähme.«

»Erkenne dich!« Das heißt mit andern Worten: Demaskire dich! Aber wer wird sich gleich am Anfange der Maskerade die Larve vom Gesichte nehmen: dazu ist es auch noch am Ende des Balles Zeit, wenn man sich erst Andere zu erkennen bemüht hat. Und was ist das Leben anders als ein Maskenball? Es beginnt wie dieser mit Verhüllungen.

Verstellung, sagt man, sei ein großes Laster,
Doch von Verstellung leben wir. —
Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte,
Und drunter liegt ein glattes Kinn,
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verstellen sich zu herrlichstem Gewinn.

Und wie das Leben mit Verhüllung beginnt, so besteht es in allmähliger Enthüllung: es fragt sich nur, womit ein Jeder anzufangen hat, ob mit sich oder mit Anderen?

Jedes Gespräch ist mehr oder weniger versteckt, es ist keins ohne Zurückhaltung oder ohne Verstellung möglich:

G. W. III. 251.

selbst das offenste und glatteste Gesicht trägt an sich selbst eine Maske, die nicht so leicht abzunehmen ist.

G. W. I. 380.

Ist es also nicht das Ungereimteste, gleich von vorn herein dem Menschen Selbsterkenntniß anzusinnen?

189.

»Andre zu kennen, das mußt du probiren,
»Ihnen zu schmeicheln oder sie zu vexiren.«

Aus dem Stegreife kannst du dich nicht kennen lernen: du mußt dich vielmehr erfahren. Dazu gehört, daß du dich aus dir selbst heraus und auf die Wanderschaft begiebst, daß du Andere aufsuchst und kennen zu lernen versuchst, um so auf dem Wege der Erfahrung zu dir zurück zu kommen. Um aber Andere kennen zu lernen, mußt du dir mit ihnen zu schaffen machen, es sei schmeichelnd oder neckend. Je mehr du mit ihnen in Händel und Kämpfe, in Verkehr und Gemeinschaft kommst, desto besser wirst du sie und — dich kennen lernen. Alle Menschen zusammen sind erst der ganze Mensch: wie könntest du dich an dir allein kennen lernen?

Niemand wird sich selber kennen,
Sich von seinem Selbst-Ich trennen.
Doch probir' er jeden Tag,
Was nach Außen endlich, klar,
Was er ist und was er war,
Was er kann und was er mag.

G. W. XLVII. 245.

190.

»»Warum magſt du gewiſſe Schriften nicht leſen?«
»Das iſt auch ſonſt meine Speiſe geweſen;
»Eilt aber die Raupe ſich einzuſpinnen,
»Nicht kann ſie mehr Blättern Geſchmack abgewinnen.«

Das Leben bringt uns in regſame Gemeinſchaft mit einander: es iſt die beſte gegenſeitige Unterrichts-Anſtalt, jeder nimmt und giebt, lernt und lehrt. So geht es eine lange Zeit fort: aber dann kommen auch wohl die Jahre, wo man ſich zurück zu ziehen anfängt. Du fragſt mich, warum ich jetzt an dieſer und jener neuen Erſcheinung der Zeit nicht mehr Antheil nehme, und ſo viele Gaben der Literatur ungenoſſen an mir vorüber gehen laſſe? Sonſt hielt ich mich allerdings dazu, und fand auch dabei mehr oder weniger Nahrung und Genuß. Aber die Zeiten ſind vorüber: ich gehöre nicht mehr in die neue Zeit, ich kann auch nicht mehr Neues anfangen, neue Fäden anknüpfen: es gilt eben nur, das Aeltere fortzuſetzen. Es erſcheint mir auch Vieles unreif und ſauer, was ich früher doch zu verbrauchen wußte. Je älter man wird, deſto mehr ſtirbt man der Zeit ab: es wird einem eins nach dem andern verleidet. Wenn die Raupe ſich einzuſpinnen eilt, da kann ihr kein Blatt mehr behagen.

Es will ſich bei mir die Luſt verlieren,
Mit irgend Jemand zu konverſiren.

191.

»Was dem Enkel ſo wie dem Ahn frommt,
»Darüber hat man viel geträumet;
»Aber worauf eben alles ankommt,
»Das wird vom Lehrer gewöhnlich verſäumet.«

Von jeher hat die Menſchen nichts ſo ſehr beſchäftigt, als das Allgemeine, was für alle Menſchen, für alle Zeiten, für alle Verhältniſſe gültig bleibt. Darüber iſt aber auch in der Theorie und Praxis nichts ſo ſehr vernachläſſigt worden, als das Alltägliche, was zur Tagesordnung gehört; und doch iſt das Beſondere, was für dieſe Zeit, für dieſen Ort taugt, die Hauptſache, worauf Alles ankommt. Hic Rhodus. Benutze den Augenblick: dieß iſt das Recht der Gegenwart, die in die Zukunft reicht. Wo du biſt, da ſei auch mit deiner ganzen Seele: dieß iſt das Recht des Ortes, wo du ſtehſt: das Haus reicht in die ganze Welt hinein. Der Kosmopolitismus, der nicht im Hauſe geboren iſt, iſt todtgeboren. Verſäume das Nächſte nicht.

192.

»Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
»Und wie du reisest, danke jedem Raum:
»Bequeme dich dem Heißen, wie dem Kalten;
»Dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.«

Du sollst keinen Schritt deiner Pilgerschaft überfliegen: aber auch auf keinem stehen bleiben, sondern vorwärts trachten, doch schrittweise. Darum vernimm meinen Rath. Säume nicht und verträume nicht die Zeit deines raschen Lebens! Das ist Eins. Und wie du vorwärts schreitest, so erkenne das Gute jeder Station mit Dank: jeder Schritt deines Lebens ist mit Segen begleitet: dafür danke allerwegs. Das ist das Zweite. Bequeme dich den bösen Tagen wie den guten, der Hitze des Lebens wie der Kälte, den Leiden wie den Freuden: es ist eben alles heilsam, wenn wir es nehmen, wozu es geschickt ist. Das ist mein dreifacher Rath. So du das thun wirst, so wirst du immer jung bleiben, und die Welt wird dir alle Tage neu werden.

193.

»Ohne Umſchweife
»Begreife,
»Was dich mit der Welt entzweit;
»Nicht will ſie Gemüth, will Höflichkeit.«

Daß du mit der Welt entzweit biſt, das fühlſt du wohl: aber was dich mit ihr entzweit, das weißt du nicht. Suche es nicht zu weit in der Ferne: der Grund des Zwieſpalts liegt ganz in der Nähe: du brauchſt nur zuzugreifen. Es iſt eben nichts anders, was dich entzweit, als der Widerſpruch zwiſchen dem Innern und Aeußern: dem Innern genügt das Aeußere nicht, und der Aeußerlichkeit behagt wieder nicht das Innere. Weißt du nun, was dich mit der Welt entzweit? Du möchteſt dein ganzes, warmes, volles Gemüth, das geheimſte Innerſte deiner Seele der Welt entgegenbringen: aber die Welt mag es nicht, ſie begnügt ſich lieber mit einem äußern Scheine davon, mit dem atmoſphäriſchen Hofe, den der Mond macht, mit — Höflichkeit.

»Zu Hof giebt man viel Händ', aber wenig Herzen.«
»Lange bei Hofe, lange bei Hölle.« *)

»Das Volk hält nicht viel von Höflichkeit, weil es nichts davon verſteht. Aber es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.«

---

*) G. W. XXVI. S. 323.

»Es giebt eine Höflichkeit des Herzens: sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.« *)

Auch die Höflichkeit im äußern Betragen deutet auf ein Inneres. — Was wir nach dem Hofe Höflichkeit nennen, das nannte die alte Welt nach der städtischen Bildung Urbanität. Hier und dort ist der allgemeine Grund die Humanität: diese besondert sich als Schicklichkeit.

*) G. W. XVII. S. 261.

194.

»Gemüth muß verſchleifen,
»Höflichkeit läßt ſich mit Händen greifen.«

Das Gemüth muß ſich aus der Welt zurückziehen, weil es in ihr nicht wohl gelitten iſt: das Herz muß im Innern verborgen bleiben: es iſt zu zart für die Welt. In der Welt heißt es: »Schweig Herz: Rede Maul.« —

Die Welt liebt ſich das Handgreifliche und Scheinbare, — Höflichkeit. Die Höflichkeit meidet Liebe und Haß: ſie lehrt leben und leben laſſen; aber das Gemüth kann ſich daran nicht genügen laſſen: es will ſich ganz hingeben, ganz lieben, feſt und feſter ſich anſaugen an geliebte Lippen. Damit kann es aber in der Welt nicht fortkommen. Zur Welt gehört Höflichkeit.

Das Sprichwort des Volkes hält die Höflichkeit für eine bloße Aeußerlichkeit des Betragens. Eine gute Erziehung geht aber auf den innern Grund zurück: zur Höflichkeit gehört nach ihrem eigentlichen Grunde ein feines Herz.

Das Gemüth kann zutraulich machen, wo es die Höflichkeit verbietet. »Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht iſt immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Kompliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komiſch das ausſieht.« *)

---

*) G. W. XVII. 261.

Träge Reue und stürmische Ungeduld scheinen sich entgegengesetzt zu seyn; aber das Sprichwort kennt ihre nahe Verwandtschaft.

»Jäher Rath hat Reue zum Gefährten.«
»Reuling folgt jähen Räthen.«

Es heißt auch:

»Spate Reu macht Schaden neu.«

Darum merke wohl: Ungeduld wird das Leiden nicht los, weil sie es nicht tragen will, aber Geduld überwindet alles Leiden, weil sie es trägt. Reue ist nicht allein Reue, sondern bleibt es auch: Buße ist auch Reue, aber sie bleibt nicht am Boden haften, sondern strebt vorwärts.

Wer immer strebend sich bemüht,
Der ist noch zu erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

197.

»Daß von diesem wilden Sehnen,
»Dieser reichen Saat von Thränen
»Götterlust zu hoffen sei,
»Mache deine Seele frei.«

Noch Eins! noch mehr als Ungeduld, noch mehr als Reue ist — Knechtschaft zu meiden: oder vielmehr — aus der Knechtschaft, in deren Banden uns die Selbstsucht, die Sünde gefangen hält, — zur Freiheit aufzustreben. Das ist die Aufgabe des Menschen, als des endlichen Geistes. Sein Ziel ist, frei zu seyn, d. h. Gott gleich zu seyn. Dieses ist das Ziel, worauf alle die unnennbare Sehnsucht des Menschen auch in ihren rohesten und wildesten Ausbrüchen unbewußt und unverständlich hindeutet: dieses ist die Frucht, welche aus der reichen Saat menschlicher Thränen der Ernte entgegenreift.

So viel Thränen, so viel Saamenkörner zur Aussaat: aber die reichste Saat fruchtet nicht, wenn sie nicht reift: und dazu gehören freie Luft, Regen und Sonnenschein. Der Regen macht es nicht allein, es muß auch wieder die Sonne leuchten und wärmen. Alle Trübsal trübt wohl zunächst: aber sie ist nicht bestimmt, zu trüben, sondern rein, hell, frei zu machen. Diese Freiheit ist — Seligkeit, Gottähnlichkeit, Seyn in Gott, Wollen in dem Willen Gottes. Dazu werden die Leiden ausgesäet: aber sie verfehlen ihren Zweck, wenn du, statt in Thränen zu erweichen, trotzest, — statt dich zu erheben, in Verzweiflung versinkst.

Summa.

Das Ziel iſt, daß die beklommenen Herzen errettet, erlöſet, frei werden im Geiſte. Die Thränen ſind der Regen von Oben, welcher das Erdreich unten naß und fruchtbar macht; ſie gehören der anthropologiſchen Zwiſchenſtation an, welche Oben und Unten, Geiſt und Natur, Seele und Leib übergangsweiſe vermittelt. Die Sehnſucht iſt der wilde Sturm der Bewegung, welcher das Erdreich erſchüttert und erhebt, ſie iſt das Streben des Schmetterlings, das ſo lange dauert, bis die Puppe bricht; die Sehnſucht iſt die Luft der pſychologiſchen Sphäre. Erſt der Geiſt macht frei. —

Hiermit ſind die Sprichwörter, nachdem ſie ſich lange nach ihrer Weiſe, in den mannigfaltigſten Kreiſen, an Geiſt, Gemüth und Welt, — pneumäto-pſycho-anthropologiſch, — verſucht haben, zu der merkwürdigen Trilogie des Menſchenlebens durchgedrungen: aber die Sprichwörter gehören dem Leben, nicht der Schule, ſie verlaſſen ſogleich wieder das Ganze, um ſich einſeitig gehen zu laſſen, und anthropologiſch in der Zwiſchenſphäre zwiſchen Natur und Geiſt hin und her zu bewegen. —

Darum halten wir unſeres Ortes dieſen Augenblick auf einen Augenblick feſt, um ſeinen Inhalt zu weiterer Entwickelung zu fixiren. Wo der Menſch anfängt, da hört die Natur auf: der Menſch iſt auch in ſeinem erſten Anfange der phyſikaliſchen Sphäre entwachſen: die anthropologiſche Sphäre gränzt zwar an die phyſikaliſche, ſie iſt mit ihr verbunden und verwandt, aber ſie liegt ſchon darüber, kein Thier weint: Thränen ſind das Privilegium des Menſchen. Die weitere Stufe iſt die Pſyche: die Schwingen regen ſich un-

ter dem Drucke des Leibes, und sehnen sich nach ihrer Wahrheit: auch die Seele ist noch beklommen. Diese beiden Sphären sind mithin noch gebündene Zustände, sie befinden sich in der Angst, weil in der Welt: die anthropologische wegen ihrer unmittelbaren Verbindung mit der Natur, die psychologische hingegen wegen ihres Zwiespaltes mit der leiblichen Natur: beide Sphären haben nicht die Befriedigung in ihnen selbst, diese finden sie erst in der Sphäre des Geistes, der subjektiv als künftig, als jenseitig, hingegen objektiv als präsent und immanent, als schon jetzt anfangend sich erweiset.

Viele Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
Die beste Rettung, Gegenwart des Geist's!

Geist ist Freiheit: Freiheit die Ernte einer Saat von Thränen, die unter vielem Sehnen endlich reift. Wir sprechen den Spruch langer Lebenserfahrung in kurzen dreigliedrigen Schulformeln aus: zur Entwickelung seines Inhalts gehört aber das ganze, volle, ewig präsente Menschenleben.

Der absolute Geist ist — Geist: die Menschen sind Geister, mithin endlich. Gott ist Gott, Gott Selbst: die Menschen sind Götter, mithin in Gott, sie werden es, wenn sie aus dem Meere der Thränen durch das Sehnen erlöset werden zur Freiheit der Kinder Gottes. Freiheit ist Götterlust, Gottähnlichkeit. Mache deine Seele frei, nämlich zum Geiste im Geiste Gottes.

198.

»Der entſchließt ſich doch gleich,
»Den heiß' ich brav und kühn!
»Er ſpringt in den Teich,
»Dem Regen zu entfliehn.«

Das nenne ich doch ein verzweifeltes Mittel, aus aller Noth zu kommen, das heiß' ich doch einen kurzen, raſchen Entſchluß, wenn Einer, dem der Schuh drückt, ſich den Fuß abſchneidet, oder wenn ein Anderer, um dem Regen zu entgehen, in den Teich ſpringt, oder wenn Werther, um den drükkenden, zwingenden, quälenden Mächten der Natur zu entkommen, ſich in ihren Abgrund ſtürzt, oder wenn Fauſt, um dem Zweifel zu entfliehen, ſich dem Teufel verſchreibt.

Wer dem Regen entlaufen will, fällt oft in's Waſſer, oder er kommt unter die Traufe. Wer den Reif flieht, fällt in den Schnee.

Der rechte Weg aus der Noth geht ſtetig, nicht ſprungweiſe, er geht nach Oben, nicht nach Unten. Der Weg nach Oben führt zur Freiheit, der Weg nach Unten in die Hölle der Knechtſchaft. Wenn du im Jammerthale des Lebens ſeufzeſt, ſo rufe mit David aus der Tiefe in die Höhe nach den Bergen, von welchen Hülfe kommt: es iſt eitel Sünde und Eigenmacht, wenn du dich aus Verzweiflung noch tiefer in die Tiefe bis zur Hölle hinabſtürzeſt.

199.

»Daß Glück ihm günstig sei,
»Was hilft's dem Stöffel?
»Denn regnet's Brei,
»Fehlt ihm der Löffel.«

Wie's der Mensch im Unglück oft damit versieht, daß er bald einer ungestümen Ungeduld, die Uebel ärger macht, bald einer klagenden Verschmachtung, die nichts bessert, bald einer drückenden Sklaverei, die dem Geiste nicht eignet, zu seinem Schaden verfällt, so versieht er's auch wieder im Glücke, daß er nicht zuzugreifen versteht, die beste Gelegenheit nicht beim Schopfe zu fassen vermag, und den Genuß zur rechten Stunde versäumt. Wenn's Brei regnet, fehlt der Löffel. Das Sprichwort lehrt dagegen: Schmiede das Eisen, weil es warm ist. Wer so lange um den Brei herumgeht, bis er kalt ist, kommt d'rum.

Wie zur Rettung aus der Noth, so ist auch zur Ergreifung der Hülfe nichts so nothwendig, als

. . . Gegenwart des Geistes.

Der Geist ist die präsente Macht, die da bleibet Wo aber diese fehlt, da hilft kein Löffel; denn

eh' er hüh' den Löffel auf,
trät' er lieber mit Füßen drauf.

Aber

wenn du den Löffel hast, so lasse ihn nicht aus der Hand, bis du gegessen hast:

und so du damit geschöpft hast, so eile damit zum Munde, denn

es begiebt sich noch viel zwischen Löffel und Mund.

200.

»Dichter gleichen Bären,
»Die immer an eig'nen Pfoten zehren.«

Die Dichter gleichen in mehr als einer Beziehung den Bären. Sie liegen oft auf der — Bärenhaut, und nennen's poetisch Muße. Und wie der Bär an seinen eignen Pfoten genug hat, und dadurch von der Außenwelt unabhängiger wird, so kann sich auch der Dichter eine Weile an dem Reichthume seiner innern Welt genügen lassen. Freilich darf auch der Zufluß von Außen nicht fehlen, wenn der Dichter nicht an seiner eigenen Subjektivität erkranken soll: aber wenn er's nun doch versäumt und verträumt hat, so bleibt ihm noch eine Zuflucht: sein Gott tritt hervor, und spricht:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

Zu einem jeden Dichter gehört wesentlich Beides, das subjektive wie das objektive Moment: eins wird nur durch das andere gefördert: indem sich ein Moment vollendet, geht es in das andere über. Der Dichter, welcher uns hier unterhält, ist vorzugsweise »der Gegenständliche« genannt, und er hat selbst dazu Ja gesagt: aber eben deswegen ist er auch vorzugsweise »der Subjektive:« denn er ist mit seiner innersten Innerlichkeit, mit allen Bedürfnissen eines verlangenden Herzens und strebenden Geistes an das Objekt herzugetreten, wodurch seine Innerlichkeit zu gegenständlichen Gestalten sich entäußert hat *).

*) Wenn neuerlich die Subjektivität Göthe's bestimmter herausgestellt worden ist, so ist an dieser Auffassung nur dieses unrichtig, daß die entgegengesetzte Seite, nämlich die objektive, nicht als gleich berechtigt anerkannt wird.

201.

»Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
»Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
»Harte Bissen giebt es zu kauen:
»Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.«

Es ist nicht alle Tage Feier: wer leben will, muß auch arbeiten. Das Leben selbst ist eine harte Speise: jeder Tag hat seine Plage: es fehlt nicht an harten Bissen, die du kauen — und verdauen mußt, wenn du nicht ersticken willst. Keiner darf sich weigern, Nüsse zu knacken und hart Holz zu bohren. Eine Neigung zum Schlaraffenleben hat jeder Mensch: es ist aber Keiner dazu bestimmt, weil die Welt nicht aus Brei und Mus, sondern aus hartem Holze gemacht ist, welches — den Menschen zur Bearbeitung überwiesen ist.

Gott giebt wohl die Kuh, aber nicht das Seil dazu, und den Ochsen, aber nicht bei den Hörnern. Zu Gottes Hülfe gehört Arbeit. Wer kosten will die süße Nuß, die harte Schaal' erst knacken muß.

Gott giebt uns keinen Stein, wenn wir um einen Fisch bitten, sondern den Fisch selbst, aber mit der Arbeit dazu, ihn zu fangen und — zu verspeisen.

202.

»Ein kluges Volk wohnt nah' dabei,
»Das immerfort sein Bestes wollte;
»Es gab dem niedrigen Kirchthurm Brei,
»Damit er größer werden sollte.«

Dicht neben dem Schlaraffenlande, wo die Müßigen wohnen, welche die Hände in den Schooß legen und den Mund aufsperren für die gebratenen Tauben, liegt ein Nachbarland, wo die klugen Leute zu Hause sind, die auf ihr Bestes denken, für ihr Heil sorgen, und gern recht wohl thun möchten. Diese sind jenen Müßiggängern nachbarlich verwandt: sie versehen's auch, wie jene, und wollen nicht arbeiten, aber ihr Bestes wollen sie eifrigst. Sie glauben die Kirche mit dem weichen Brei ihrer Gefühle nähren und den niedrigen Kirchthurm auf einem Grunde von Mus in die Höhe fördern zu können. Das sind doch Abderiten!

Erst begegneten wir Dichtern, die sich's über die Gebühr bequem machen, und nicht arbeiten wollen. Zu diesen gesellt sich allerlei faul Volk, das an dem harten Bissen zu ersticken fürchtet, weil es wohl genießen, aber nicht kauen und verdauen will. Aber das waren doch alles noch weltliche Menschen: nun sehen wir aber auch fromme Leute, welche die Stadt Gottes aus lebendigen Steinen erbauen sollten, — aber Brei dazu nehmen, weil es bequemer ist.

202.

»Sechs und zwanzig Groschen gilt mein Thaler!
»Was heißt ihr mich denn einen Prahler?
»Habt ihr doch Andere nicht gescholten,
»Deren Groschen einen Thaler gegolten.«

Mir wird es so hoch angerechnet, daß ich mein Eigenthum um ein Weniges überschätze; Andere übertreiben die Ueberschätzung ihres eigenen Werthes bis in's Unverschämte: diesen wird es nachgesehen: je dreister sie sich überheben, desto mehr verstummt die Anklage, die mich wegen meiner ganz bescheidenen Unbescheidenheit der Prahlerei beschuldigt.

Aber so geht's. Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen. Wer nur ein wenig die Wahrheit verletzt, der wird gescholten: wer hingegen den Mund recht voll nimmt, der kommt ungestraft durch, weil er imponirt.

Jede Sache hat zwei Seiten: auch der Mensch hat so gewiß ihrer zwei, als er einer ist. Steigt nun Einer zur subjektiven Seite, oder vertritt er diese, etwa weil sie die unterdrückte ist, so kann er leicht bei irgend einer Uebertreibung der vertheidigten Seite als ein titanischer Egoist verschrieen werden. Dann müßte sich auch Ptolemäus, wie einst Faust, strafen lassen:

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

Und wenn nun einer umgekehrt die objektive Seite in Schutz nimmt, und darüber auch seinerseits einseitig wird, so

trifft ihn leicht der Vorwurf des Servilismus, welcher die eigene Seele an das Objekt verkauft. Dann wäre auch Kopernikus dieser servilen Seelenverkäuferei, oder einer von der Sonne erschlichenen Verrätherei gegen das Erdlichchen zu zeihen. Kurz, sobald eine Seite hervorgehoben wird, glaubt sich die andere in ihren Rechten beeinträchtigt; und es ist's auch jede gegen die andere, so lange sich beide Seiten eben nur als Individuen entgegenstehen. Darum hat weder Ptolemäus Recht, welcher das Centrum der Erde auf Kosten anderer Centra behauptet, noch Kopernikus, welcher dem abstrakten Centrum der Sonne die konkreten Centra der Erde opfert; noch kann Tycho's juste milieu gelten. Sondern die Wahrheit ist die prästabilirte Harmonie aller Central-Individuen in dem höchsten Centrum; und der Schlüssel zu dieser wundervollen Harmonie ist die — Persönlichkeit, welche eben so wohl die prahlerische Sprödigkeit des Individuums, als die zerschmelzende und zerfließende Hingabe der Pantheismus an das Ganze — berichtigt.

204.

»Niederträchtigers wird nicht gereicht,
»Als wenn der Tag den Tag erzeugt.«

Die Nacht ist älter als der Tag: sie ist die Mutter aller Dinge, der Schooß aller Entwickelung. Aus der Nacht erhebt sich erst des Tages Pracht. Das Licht, das pur für sich schaal und matt ist, zieht erst aus der Nacht, als aus seinem Leibe, die Fülle und Intension seines Glanzes. Aus Abend und Morgen sind nicht allein die ersten sechs Tage hervorgegangen, sondern alle Tage. Darum ist es eine heillose Verkehrung der natürlichen und sittlichen Ordnung, wenn der Tag an den Tag gereiht, und die Nacht dazwischen verdrängt wird. Das Licht erbleicht und verschwimmt ohne seinen dunkeln Hintergrund: die Nacht ist der Leib, der Tag ist die Seele, welche den Leib durchdringt und in ihm zum Gehalte gelangt: es kann kein Theil des andern entrathen.

Die Astronomen erzählen uns nach neuen und zuverlässigen Entdeckungen von wunderbaren Sternsystemen jenseits der Planetenwelt hoch über der Milchstraße, worin ewiger Sonnenschein herrscht, alles Licht ohne Schatten, lauter Tag ohne Nacht: »es ist als wenn das Licht für sich selbst da wäre, und sich an sich selbst ergötzte.« Dort ist also keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß, nämlich — kein Streit zwischen beiden; aber beide sind da, nur daß keins das andere ausschließt: wo die Nacht ist, da ist auch der Tag, wo der Leib ist, da ist auch die Seele. Da-

von zeugen die Farben, die in den Sternen von der hellsten Lichtklarheit sich offenbaren: die Astronomen unterscheiden blau-, roth-, grün- und gold-leuchtende Sterne. So kommt auch dort das Licht durch die Nacht zu der Intension seines Glanzes: nur daß alles innerlichst durchdrungen ist. Wenn in unserem Planetensystem Sonne und Planet nach ihrem Fürsichseyn als abstrakte Momente auseinanderfallen, und nur äußerlich zu einer Totalität zusammenfallen, so sind sie dort innerlich durchdrungen: wenn hier das Gravitationssystem nur äußerlich ist, so ist es dort ein innerliches Verhältniß geworden. So wird jeder Theil das Ganze, und bleibt doch Theil im Ganzen. Nun erzeugt nicht mehr der Tag den Tag, denn der Tag ist nicht mehr allein, noch vertreibt der Tag die Nacht, sondern er nimmt sie in sich auf, der Gegensatz zu ihr ist überwunden. Nun ist die Schwere nicht mehr der Zug eines Individuums, den in ihm selbst vermißten Mittelpunkt in einem andern Naturwesen zu suchen, sondern der freie Zug, der alle einzelnen Individuen, alle einzelnen Mittelpunkte mit einander im höchsten Centrum centralisirt.

Alles Wirkliche ist Einheit des Unterschiedenen, Einheit des Leibes und der Seele. Das Licht wird erst durch die Nacht zur Farbe, die Seele durch den Leib zur präsenten Wirklichkeit des Geistes. Die Frucht von Gleich und Gleich ist todt geboren: wo Gleich und Ungleich Eins werden, »da giebt es einen guten Klang.«

205.

»Was hat dir das arme Glas gethan?
»Sieh' deinen Spiegel nicht so häßlich an.«

Der Spiegel ist ein wichtiges Instrument. Dem schönen, frommen, freundlichen Gesicht ist er zum Lobe, dem ungebärdigen Gesichte, das sich im Zorne und Unwillen häßlich verzerrt, zur Strafe bereitet. Der Spiegel ist aber immer derselbe, immer sich selbst gleich, rein und klar: was hat dir das unschuldige, lichthelle Glas gethan, daß du's so finster und mürrisch, so häßlich und gräßlich anstarrst? Es straft dich damit, daß es sich gleich bleibt. »Was du im Spiegel siehst, das steckt nicht im Spiegel.«

Daher ist es zu erklären, wie und warum dieselben Menschen und Gegenstände, dieselben Naturbilder und Aussichten, die dich gestern so heiter stimmten, so vielfach bewegten, erfreuten, entzückten, heute so düster aussehen, so fahl und falb geworden sind, so kläglich sich vernehmen lassen, oder auch gar nichts zu sagen haben. Es liegt nicht an den Gegenständen, sondern an den Augen. In diesem Sinne ist es wahr, was die Alten sagten: »der Mensch ist das Maaß aller Dinge.« Das Volk sagt ungefähr dasselbe, was die Philosophen meinen; es sagt: »Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus.« Der Philosoph sagt und schreibt: »Wer die Welt vernünftig ansieht, den sieht sie auch vernünftig an: Beides ist in Wechselbestimmung.«

206.

»Liebesbücher und Jahrgedichte
»Machen bleich und hager;
»Frösche plagten, sagt die Geschichte,
»Pharaonem auf seinem Lager.«

Die Liebe gehört für das Leben, nicht für die Bücher: Gedichte bringt der Tag, ihr ganzes, zartes Libellen-Wesen ist zerstört, wenn sie sich vom Neujahr an durch's ganze Jahr hindurchziehen, und Jahr aus Jahr ein zur Kost dienen sollen. Darum sind die langen büchernen Liebesgeschichten, und die in die Länge des Jahres ausgedehnten Gedichte billig den Aegyptischen Plagen zuzurechnen: sie quälen und ermatten nicht minder als die Frösche, die einst Pharaonem verfolgten. Wie einst der Nilstrom von Fröschen wimmelte, die in alle Häuser und Schlafkammern, in alle Betten und Lagerstätten krochen, so wimmelt's jetzt von Romanen und überlangen Gedichten, daß die Lesewelt gar bleich und mager wird.

In Froschpfuhl all' das Volk verbannt,
Das Lieb' und Dichtung so verkannt!

207.

»So schließen wir, daß in die Läng'
»Euch nicht die Ohren gellen;
»Vernunft ist hoch, Verstand ist streng,
»Wir rasseln drein mit Schellen.«

Die Klagen über die langen Gedichte, welche weit und breit das Vaterland überschwemmen, die uralten Beschwerden über das viele Büchermachen, die sich täglich erneuern, sind eine rechtzeitige Warnung für diese kleinen harmlosen Reimzeilen aus Volks Munde. Es ist Zeit, daß sie schließen, ehe sie plagen. Ihr Zweck war, die Strenge des Verstandes ein wenig zu mildern, und die entlegene Höhe der Vernunft näher heran zu bringen, das Daseyn der Vernunft auch in niedriger Volkssphäre nachzuweisen, und gesunden Witz neu aufzulegen: darum konnten sie nicht unterlassen mit muntern Schellen lustig drein zu rasseln. Es sind mancherlei Kräfte, mancherlei Gaben, welchen die lustige Person zuruft:

Nun! seid nur brav und zeigt euch musterhaft,
Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören!

Aber wie man sich auch den vornehmen Herrschaften zu nähern versucht, der Verstand bleibt doch ein gestrenger Kritikus, der keinen Spaß versteht: und die Vernunft für sich allein ist sehr hoch und vornehm: da kann es einem ehrlichen Narrn ganz bange werden. Denn »Narrenspiel will Raum haben,« wenn es sich nicht selbst in Zeiten ein Ziel setzt. Darum heißt es: »Ende gut, Alles gut.«

208.

»Dieſe Worte ſind nicht alle in Sachſen,
»Noch auf meinem eignen Miſt gewachſen,
»Doch was für Saamen die Fremde bringt,
»Erzog ich im Lande gut gedüngt.«

Was ich hier an Lebensregeln und Reflexionen mitgetheilt habe, das kommt nicht alles aus meinen vier Pfählen: es ſind auch nicht lauter Landeskinder: es ſind auch viele exotiſche Gewächſe darunter. Daher ſtammt alle meine Weisheit, ſie iſt aus allen Landen zuſammengetragen, ich muß es offen bekennen, denn autochthoniſcher Originalität kann ich mich nicht rühmen. Fremden Saamen habe ich nach Hauſe getragen, da habe ich gedüngt und geſäet, gepflanzt und begoſſen: ſo ſind es Pflegekinder geworden, die ich groß gezogen habe. Im fremden Boden, unter der kunſtreichen Pflege der Menſchenhand, veredelt ſich jedes Gewächs nach den mannichfachſten Variationen.

Auch dieſe Reime ſind aus luſtigen Uebungen entſtanden, »wo wir alte deutſche Kernworte ampliſicirt, und ihnen ſodann andere Sprüchlein, welche ſich in der Erfahrung eben ſo gut bewahrheiten, entgegengeſetzt hatten. Eine ſolche Auswahl mag als Epilog der Puppenſpiele zu einem heitern Denken Anlaß geben.«

G. W. XXVI. S. 325.

209.

»Und selbst den Leuten du bon ton
»Ist dieses Büchlein lustig erschienen:
»Es ist kein globe de Compression,
»Sind lauter Flatterminen.«

Wiewohl mehr als ein Sprüchlein dem gemeinen Leben entwachsen und dem Munde des Volkes entnommen ist, so hat es dennoch selbst in der vornehmen Welt Beifall gefunden, und neben dem guten Tone zu lustiger Kurzweil Platz genommen. Dazu mag sich auch das Büchlein wohl eignen, denn es hat nicht etwa die schwere Bestimmung, leichte, lose, flüchtige, luftige Waare auf ihren wenigen Gehalt in die Enge zusammen zu pressen und zu verdichten: seine Aufgabe ist leichter: es will nur schwere, dichte, festverwachsene, lang' verlegene Massen aufschütteln, aufrütteln, auseinandersprengen. Es ist kein langsam, mühsam Arbeitswerk, das dieses Büchlein treibt: sondern es kommt und trifft, wie der Blitz: im Moment ist's geschehn. Bald rasselt's mit hellen Schellen gellend drein: bald prasselt's auf in lauter Fladderminen.

In dem Bereiche dieses Büchleins stirbt Niemand am Herzdrücken: es ist wohl darum so wohlgelitten, weil es nicht genirt, weder sich, noch Andere. Hier fühlt sich Niemand gepreßt oder beendigt. Hier sind nicht allein die Gedanken zollfrei, sondern auch ihre Leiber, die Worte. —

Wenn die Zweige Wurzel ſchlagen,
Wachſen, grünen, Früchte tragen;
Möchteſt du dem Angedenken
Deines Freunds ein Lächeln ſchenken.
Und wenn ſie zuletzt erfrieren,
Weil man ſie nicht wohl verſchanzet,
Will ſich's alſobald gebühren,
Daß man hoffend neue pflanzet.

Aus

den Epigrammen von Venedig.

1790

am Abſchluſſe der erſten Hälfte des Dichterlebens.

's iſt ungefähr das garſt'ge Geſicht,
Aber meine Liebe ſiehſt du nicht.

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und — stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig! —
Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

»Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
»Daß Martial ſich zu mir auch, der verwegne, geſellt?
»Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
»Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
»Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe,
»Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt? —
»Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
»Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
»Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
»Will mich anders, doch du, Muſe, befiehlſt mir allein.«

Jeder Menſch muß die ganze Geſchichte der Menſchheit an ihm ſelbſt erleben und wiederholen: er iſt erſt ein Heide, ehe er ein Chriſt wird. Iſt es denn ein Verbrechen, daß ich von den Heiden gelernt habe? Dazu bin ich ja in die Schule geſchickt worden, welche über die Heiden Unterricht ertheilt. Oder daß ich die Schule mit in das Leben hinübergenommen habe? Für das Leben ſoll ja die Schule dienen. Oder daß mich kein Dogma beſchränkt, ſo lange es mir fremd bleibt? Das Dogma gehört mir erſt zu eigen, wenn es mich nicht mehr beſchränkt, ſondern frei macht: darum muß ich ſo lange warten, bis ich es mir aneignen kann. Meine Entwickelung ſteht unter einer höheren Leitung: ich kann ihr nicht eigenmächtig vorgreifen. Ich muß ſcheinen, bis ich werde.

Dennoch nimmt nicht allein der große Haufe ein Aergerniß an mir, weil er nur Gemeines an mir erkennt. Nein,

auch die Beſſeren, auch die Wohlgeſinnten wollen mich anders. Mir gebietet aber nur der höhere Wille, der ſich meine Erziehung vorbehalten hat: er wird es ſchon hinausführen

»Wenn auch die Welt im Ganzen vorſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Welt-Cultur durchmachen Mich irritirt das nicht mehr, und ich habe längſt einen Vers darauf gemacht, der ſo lautet:

Johannisfeuer ſei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.«

Eckermann's Geſpr. mit Göthe. I. S. 297.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbſt auch thöricht zu ſeyn, wie es die Zeit mir gebot.

1.

»Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am Meere,
— der Sand ist
»Sand, die Perle sei mein, du, o vernünftiger Freund!«

Am Meere liegen der Sandkörner viel zu Tage: in der Tiefe des Meeres liegt die Perle noch unscheinbar und verborgen.

Wenn der Irrthum zur Schwärmerei wird, so gleicht er dem Wirbelwinde, welcher den Sand in großen, dicken Staubwolken, in zahllosen Ringeln und Heerschaaren so vieler tausend Staubkörner urschnell um sich versammelt: aber das Schauspiel dauert nicht lange: so schnell der Schwarm entsteht, so schnell verfliegt er wieder.

Die Wahrheit hingegen gleicht einem Kaufmanne, der sich auf die Wanderschaft begab und gute Perlen suchte. Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin, und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbe sich zum Eigenthume. Sie dauert nun achtzehnhundert Jahr und noch darüber: das ist wohl wahr.

2.

»Schäler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
»Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
»Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
»Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.«

Der Irrthum, die Schwärmerei hat große Schaaren, die Wahrheit hat nur wenige, nur einzelne Liebhaber in ihrem Gefolge. Auf die Kunst verstehen sich nur Wenige: aber dem Bilderdienste läuft die ganze Menge in Venedig nach. Nicht die göttliche Wahrheit selbst ist es, die sie reizt und zieht, sondern die Menschensatzungen sind es, die sich daran gehangen und das lautere Gold vergraben haben, wiewohl es ihnen zum Grunde liegt.

Der Irrthum ist der Schein der Wahrheit: der Schein schimmert und glänzt: darum lockt er die Menge, welche der Oberfläche angehört: der Schwärmerei folgt der Schwarm. Die Wahrheit ist aber der verborgene Perlengrund, welcher einsam in der Tiefe ruht, und nur mit Mühe und Treue hervorgehoben werden kann, um zur Erscheinung zu kommen.

8.

»Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
»Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
»Wohl! doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
»Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt.«

Der letzte Tag wird die Schaafe und Böcke scheiden, zur Rechten und zur Linken. Aber ist der letzte Tag die Ewigkeit selbst? Ist die Ewigkeit nur das Letzte? Oder besteht sie nicht vielmehr in der durchdringenden Vermittelung, in der Verklärung aller Finsterniß, in dem alle Winkel erleuchtenden Lichte der göttlichen Vernunft?

Dieß ist die große Frage, welche schon manche unsterbliche Menschenseele durch das Leben begleitet, manche verleitet, manche geleitet hat.

4.

»Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre:
»Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrog'ne ein Schelm.«

Dreißig Jahre ein Mann! Im dreißigsten Jahre wird auch der Schwärmer zum Manne, nämlich aus einem Betrogenen ein Betrüger. Darum solltet ihr einen jeden Schwärmer ohne Ausnahme im dreißigsten Jahre an's Kreuz schlagen: wenn ihr länger wartet, so ist der Schade geschehen und nicht mehr abzuwenden. Dem Irrthume sollte gewehrt werden, damit er nicht zum Betruge aufwuchere: das Irdische sollte abnehmen, damit das Göttliche wachse.

G. W. XXVI. S. 296 — 308.

Aber die Geschichte beweiset zum Zeugnisse von der Verkehrtheit des Menschengeschlechts, daß es in der Welt umgekehrt gehalten wird. »Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche wird getrübt und gemißhandelt.« Barrabas wird losgelassen, und der Gerechte wird gekreuzigt, wiewohl zum doppelten Zeugnisse von der Verkehrtheit der Menschen, die doch nicht ihren Zweck erreichen, nicht im dreißigsten Jahre, sondern nachdem er vollendet hat, wozu er gesandt ist *). So verkehrt ist der Lauf der Welt!

---

*) Vergl. D. Franz Theremin: Abendstunden. II. S. 216. — D. A. Tholuck: die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. 1837. S. XIII. u. S. 48. — Göthe's Werke letzter Hand. XXVI. 103. — In Göthe's Faust lehrt auch der Baccalaureus (XLI. S. 101.) in Uebereinstimmung mit der Welt:

Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, ihn zeitig todt zu schlagen —

Die Wenigen, die wirklich was erkannt, —
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

G. W. I. H. XXII. S. 15.

Statt dem Nebel zu wehren, ehe er zu Nacht und Finsterniß wird, sucht man jeden Funken Lichts in der Geburt zu dämpfen, der den Nebel zerstreuen und die Finsterniß erleuchten könnte. Aber sie gehen in ihrer Verkehrtheit noch weiter: wo sie die Wahrheit selbst nicht platthin todt schlagen und unterdrücken, da wird doch ihre göttliche Kraft und Herrlichkeit in ein irdisches Machwerk, die Gottheit selbst in Götzenbilder, die Kirche in Welt, die Wahrheit in's Fleisch verkehrt, das lebendigste Leben versteinert urd paralysirt, und in dieser Entstellung der heiligste Zweck zum Mittel für irdische Zwecke herabgewürdigt. Wenn ihr meinen Rath hören wollt, so nehmt euch ein Beispiel an diesen Verirrungen, die mich in Venedig umgaben. Darum wiederhole ich meine wohlgemeinte Lehre noch einmal, aber mit kürzeren, verständlicheren, einfacheren, ernsteren, besseren Worten: Kreuziget des Fleisch, das sich an jeglicher Erscheinung des Geistes ansetzt, kreuzigt das Fleisch in der Jugend, wo es noch unschuldig und unwissend, aber in dieser Unbefangenheit desto reizender und verführerischer täuscht, kreuzigt das Fleisch, ehe es zur bewußten Schuld wird. Summa: Kreuzigt euer Fleisch in Zeiten sammt den Lüsten und Begierden.

Schwärmerei ist nichts anders, als Verkehrung der Wahrheit in's Fleisch, die zuletzt zur Betrügerei wird.

---

worauf Mephistopheles, da er sein Geschäft so gut vertreten findet, erwiedert:

Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen.

Dennoch ist dem Dichter derselbe Teufelssinn untergelegt worden, den er als Teufelssinn in die Scene setzt.

5.

»Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
»Ihr bedeutendes Bild: lange betrügt sich das Volk.
»Schwärmer prägen den Stempel des Geist's auf Lügen und Unsinn;
»Wem der Probirstein fehlt, hält sie für redliches Gold.«

Es ist nicht Alles Gold, was gleißt: aber es ist doch Gold oder Silber beigemischt. Kein Irrthum ohne Wahrheit, keine Schwärmerei ohne Geist, keine Menschensatzung ohne einigen Gehalt! Dadurch wird eben der Wahn so verführerisch, wenn der Probirstein fehlt, wenn das chemische Mittel fehlt, welches Aechtes und Unächtes scheidet.

Nicht ist alles Gold was gleißt,
Glück nicht alles was so heißt,
Nicht alles Freude was so scheint.
Damit hab' ich gar manches gemeint.

C.

»Seid doch nicht so frech, Epigramme!« »Warum nicht?
Wir sind nur
»Ueberschriften: die Welt hat die Kapitel des Buchs.«

Meine Gedichte, selbst die kleinsten und spitzigsten, sind nichts anders als Skizzen oder Umrisse der Welt, wie sie ist, kurze Rekapitulationen der ausführlichen Kapitel, welche das Buch bilden, das wir Welt nennen. Daher kommt es, daß die Reflexionen über die Welt weltlich, profan, frech und unbändig sind: was die Welt hat, das sprechen sie ungescheut aus. Sie sind aus dem Leben gegriffen, und gehören selbst zu der Welt, die sie schildern, und von der sich auch der Verfasser, als ein ächtes Weltkind, nicht loszählen darf. Dennoch ist es eben die Welt, welche am meisten gegen diese saubern Früchte eifert, die — aus ihr kommen, und von ihr zeugen.

7.

»Wie dem hohen Apostel ein Buch voll Thiere gezeigt ward,
»Rein und unrein zeigt, Lieber, das Büchlein sich dir.

Die unreinen Gegenstände der Welt können die Seele, die davon umgeben ist und damit verkehrt, leicht verunreinigen. Aber nothwendig ist es nicht, daß der Schmutz des Gegenstandes auch in das Subjekt übergeht: es kommt eben auf das Auge des Geistes an, welches diese Gegenstände des Weltlebens betrachtet. Umgekehrt kann auch das Auge des Geistes den unreinen Gegenstand seines Verkehrs und seiner Betrachtung reinigen, nämlich unter dem Schmutze hindurch etwas Reines, und unter allem eiteln Streben einen ächten Gehalt entdecken. Es verbirgt sich oft hinter dem Schmutze eine weiße Haut: das Wasser vermag zu reinigen: sollte das Auge nicht auch so viel vermögen?

Petrus sprach sehr vornehm: ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen; aber er wurde bald gedemüthigt, und an das Unedle gewiesen. Ap. 10, 14. — 1. Kor. 1, 28.

8.

»Ein Epigramm, ob wohl es gut sei? Kannst du's entscheiden?
»Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.«

Ein Epigramm ist freilich kurz und klein. Darum ist jeder Leser schnell fertig mit seinem Urtheile darüber: am schnellsten ist ein Verdammungs-Urtheil bereit. Aber dieses Richteramt ist nicht so leicht: die Worte hast du wohl offenbar vor Augen: aber kannst du denn so leicht ergründen, was dahinter steckt? Dieselben Worte sprechen Viele: aber weißt du denn auch, was sich der Schalk dabei dachte, als er sie niederschrieb? Ein Schalk verstellt sich. Ja, wo ist der Mensch, der sich nicht verstellt, der sich ganz eröffnen könnte?

Darum, lieben Brüder, ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören, langsam aber zu reden, und langsam — zum Verdammen.

9.

»Um so gemeiner es ist, und näher dem Neide, der Mißgunst,
»Um so eher begreifst du das Gedichtchen gewiß.«

Je unreiner und gemeiner der Gegenstand eines Gedichts ist, je mehr es, arglos wie es ist, zu bitterm Tadel und mißliebigem Urtheile Veranlassung giebt, desto besser, desto leichter glaubst du seinen eigentlichen Sinn zu fassen. Aber täusche dich nicht: der Pöbel sucht seines Gleichen überall. Wer tiefer sieht, gesteht sich frei, es ist was Anonymes dabei. In einem wirklichen Gedichte liegt unter der besondern Erscheinung ein allgemeiner und doch konkreter Gedanke, unter der offenbaren Oberfläche ein verborgener Sinn, unter dem leichten Scherzspiele ein tiefer Ernst.

»Damit hab' ich gar Manches gemeint.«

10.

»»Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehn? Es zeigt uns dein Büchlein
»Faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.«
»Gute Geſellſchaft hab' ich geſehen, man nennt ſie die gute,
»Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.«

Es iſt dem Dichter mehr als einmal vorgeworfen worden, daß er ſeine Schilderein aus der wirklichen Welt hätte entnehmen können, ohne ſich gerade mit der ſchlechteſten Geſellſchaft gemein zu machen. Aber wo iſt denn die gute Geſellſchaft zu finden? Diejenige, welche die Welt ſo nennt, iſt ſo glatt und platt, ſo fahl und bleich, daß man ſie mit Farben nicht malen kann. Wo nichts iſt, da hat auch der Kaiſer und Dichter ſein Recht verloren. Die ſogenannte gute Geſellſchaft iſt die unwahre und unwirkliche. Darum hält ſich der Dichter an die ſchlechte Geſellſchaft, aus der noch was werden kann.

Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.

11.

»Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr Götter,
»Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.«

Was ſoll ich's läugnen? ich bin weltlich und frech geworden. Das iſt kein Wunder, denn ich bin in der Welt. Aber damit iſt doch nur die eine Seite meiner Perſon, nämlich die äußere, die weltliche Seite getroffen. Die andere Seite iſt das Innere, Verborgene, Heimliche, das anonyme Weſen. Die allwiſſende Gottheit ſieht mich auch in meinem Kämmerlein: und es iſt wohl auch noch eine und die andere Seele, die durch allen äußern Schein und Nebel hindurch mir mitten in's Herz hineinſieht.

»Mir wird Gott gnädig ſeyn. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Luſt an dem Herrn, und ſing' ihm Pſalmen.«

Das glaubt man dem Weltkinde nicht: aber wenn ihm in einer bewegten, ſtürmiſchen Jugend, in einer dürren Periode der Aufklärung, oder auch im matten Alter in einer Stunde des Mißmuths, ein leichtfertiges oder triviales Wort wider die Wahrheit entſchlüpft, das wird ihm immerfort nachgetragen, und noch oft nachgedruckt werden.

13.

»Eines Menschen Leben, was ist's? — Doch Tausende können
»Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
»Weniger ist ein Gedicht; doch können's Tausend genießen,
»Tausende — tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort.«

Was eines Menschen Leben ist, weiß kein Mensch: dennoch urtheilen Tausende darüber, nicht allein *was*, sondern auch *wie* es gewesen ist. Ein Gedicht ist viel weniger, als ein Menschenleben, aber auch um so unverständlicher. Dennoch können es Tausende genießen, ohne es darum ganz zu enträthseln: eben so wohl können es Tausende tadeln. Die es genießen, tadeln es nicht: die es kritisch richten und tadeln, haben keinen Genuß davon.

Was ist nun zu thun? Wozu nützt ein langes Leben, das doch ein Räthsel bleibt, und so viele tausend falsche Auflösungen hervorruft? Wozu dient die Poesie, welche Vielen zum Genusse, Vielen zum Aergernisse wird, aber Keinen zum vollen Verständnisse führt?

Du lebst und dichtest, und fragst: Warum? »*Folge* stumm.«

Jupiter Pluvius, heut' erſcheinſt du ein freundlicher Dämon;
Gieße nur, tränke nur fort, wäſſ're das durſtende Land!
Nur durchwäſſ're mir nicht dieß Büchlein; es ſei mir ein Fläſchchen
Reinen Araks, und Punſch mache ſich jeder nach Luſt.

Verschiedenes.

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel sticht,
Ueberall soll gutes Wort ihn freuen.

Laß die Saiten raſch erklingen,
Und dann ſieh in's Buch hinein;
Nur nicht leſen! immer ſingen! —
Und ein jedes Blatt iſt dein!

1.

»Niemand will der Dichter kränken,
»Folgt er kühn dem raschen Flug;
»Wollte Jemand anders denken,
»Ist der Weg ja breit genug.«

Der Dichter bietet einen billigen Vergleich an: einen Vergleich, der auf gegenseitige Toleranz gegründet ist. Das Publikum soll ihn dichten lassen, wie's der Geist erheischt: er will es dagegen, wie Jedem beliebt, vorüber gehen lassen, wenn es von seinen Gedichten keinen Gebrauch machen kann. Aber ein Theil des Publikums hat den Vergleich nicht angenommen: zwar geht es auf breiten Wegen an seinen Dichtungen vorüber, ohne gründliche Notiz zu nehmen: aber ihn läßt es nicht ungekränkt vorüber ziehen.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu sagen:
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen!
Sollte heißen: gern dictire,
Und das ist doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen.

Der Dichter entschuldigt sich, daß er als Greis mehr schreibt, als spricht, — weil er sich in die stille Einsamkeit zurückgezogen, — und daß er dictirt, nämlich mehr monologisch als dialogisch spricht, — weil ihn der Widerspruch

nicht mehr fördert, sondern nur unterbricht. Aber das hilft ihm nicht. Wenn er schreibt, so klecksen sie; wenn er spricht, so widersprechen sie: den kurzen Reimen folgen überlange Apostrophen.

Da mache doch Einer einen Vers darauf.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsers Pyramiden-Lebens
Viel umher und nicht vergebens:
Denn von Außen und von Innen
Ist gar Manches zu gewinnen.

G. W. IV. 375. 376. 46.

2.

Das garstige Gesicht.

»So, liebe Lotte, heißt's auch hier:
»Ich schicke da mein Bildniß dir.
»Magst wohl die ernste Stirne sehen,
»Der Augen Gluth, der Locken Wehen:
»s' ist ungefähr das garst'ge Gesicht;
»Aber meine Liebe siehst du nicht.«

So, lieber Leser, heißt's auch hier: der Dichter schickt dir nur sein Gedicht, aber seine Liebe siehst du nicht. — —

Wohl können sich ihrer Zwei — Autor und Leser — auch aus der Ferne kennen, verstehen, lieben lernen: aber wie viel mehr ist es, wenn sie sich in die Augen sehen! Wird es doch selbst mit Feinden anders, wenn sie sich in die Augen sehen! Es ist ein Großes, einem unsterblichen Menschenkinde in die Augen zu sehen, denn das Auge ist der Spiegel der Seele, der Widerschein des unsichtbaren Geistes. Aber wie viel mehr wär' es, einem Menschen unmittelbar in das Innerste und Verborgenste seines Herzens zu sehen, unter so vielen Decken und Falten tief unten den göttlichen Lebensfunken der Liebe zu entdecken!

Sobald sich dagegen ein Aeußeres in Wort oder Bild von seinem Innern ablöset, sobald wird es auch dem Mißverständnisse ausgesetzt. Statt daß das Aeußere, wie ein Spiegel, von seinem Innern Zeugniß ablegen soll, wird es nur zu oft, von seinem innern Lebensquell getrennt, zu einem ungeschickten und unverständlichen Dolmetsch. — —

Wie auch im Bilde die hohe Stirn von Ernſt und Muth, der Augen Gluth von Licht und Liebe, der Locken Wehen von friſcher Freude und Freiheit zeugen, — es iſt doch nur ein Bild, welches unverſtändlich bleibt, wenn du das Herz nicht ſiehſt, und die Liebe nicht fühlſt, wovon es zeugt. Und wer ſieht das verborgene Ding, das wir Herz nennen, wer hört im lebloſen Bilde das Pochen des Herzens, wer fühlt die Liebe heraus, die im Urbilde lebt?

Noch Eins! Nur Liebe ſieht Liebe. Haſt du kein Herz zu deinem Nächſten, ſo wirſt du ihn auch nicht verſtehen: ſein Geſicht bleibt dir kalt und — garſtig. Und wie das Geſicht, ſo das Gedicht.

Viel gute Lehren ſtehn in dieſem Buche;
Summir' ich ſie, ſo heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend ſieh' umher, und freundlich ſuche,
So findeſt du, was Geiſt und Herz ergötzt.

Darum iſt auch jedes Gedicht weniger, als der Dichter, deſſen Portrait es iſt: am wenigſten iſt es in der todten Schrift, am ſchönſten noch im belebenden Geſange.

»Ach wie traurig ſieht in Lettern,
»Schwarz auf Weiß das Lied mich an!«

G. W. I. 115.

Hier ſpricht ein Dichter, dem insgemein die äußere Schönheit an Leib und Lied zugeſtanden wird, dem Herz und Liebe oft aus dem liederreichen Munde überſtrömten, aber doch zum größten Theile ſtill in der Tiefe des Geiſtes blieben. Wenn er gleichwohl mehr als ein anderer verketzert, wenn er härter als irgend einer garſtigen Geſichts und Gedichts bezüchtigt worden iſt, woher kommt es anders, als weil ihm ſeine Richter nicht in die Augen, und noch weniger in's Herz geſehen

haben? Sie haben wohl ungefähr sein Gesicht und sein Gedicht, aber seine Liebe sehen sie nicht, »wie er von lauter Welt entfernt, im Stillen liebet, leidet, lernt.«

G. W. XLVII. S. 212.

Nun hat sich die hohe Stirn geneiget, und der Augen Gluth ist erloschen, und der Locken reiche Fülle ist im letzten Silber erbleicht: das Herz steht still, das Leibliche ist erstorben: gute Engel retten das Unverwesliche: und die Liebe bleibt den Hinterbliebenen, — wenn sie das Bild deuten, das Räthsel lösen lernen. Das Wort des Räthsels ist: Herz, Liebe.

Ist doch jeder Mensch ein Räthsel: jedes Gesicht ein Mysterium: jedes Gedicht eine Charade von zwei kleinen Worten.

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

G. W. II. 19.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. II. 53. 69.
Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. I. 336. 337. 352.

Gönnet immer fort und fort
Bakis eure Gnade:
Des Propheten tiefstes Wort
Oft ist's nur Charade.

G. W. III. 280.

8.

Zum Verständniß.

»Soll ich dir die Gegend zeigen,
»Mußt du erst das Dach besteigen.«

»Wer das Dichten will verstehen,
»Muß in's Land der Dichtung gehen,
»Wer den Dichter will verstehen,
»Muß in Dichters Lande gehen.«

Zum Verständnisse gehört mehr als Demonstration, mehr als Hinweisung auf den Gegenstand. Wie auch der Lehrer seinem Schüler den Gegenstand aus der Ferne zeigen möge, zum Verständnisse kommt der Scholar doch nicht anders, als wenn er auch den Standpunkt des Lehrers zu erreichen vermag, und wenn er gleichzeitig, statt die Sache von Außen und aus der Ferne anzusehen, mitten in sie hineinschreitet, und mitten in ihrem Leben selber lebt. »Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.«

Zum Verständnisse gehört also zweierlei: Erhebung und Erlebung, oder Höhe und Tiefe. Darum ist auch beides wahr: 1) der Prophet gilt nirgends weniger als im Vaterlande: denn er befindet sich in der Höhe über dem Lande; 2) der Pfennig gilt nirgends so viel, als wo er gemünzt ist: denn hier ist er in seiner Werkstätte. — —

»Gegen die großen Quellen überschwenglichen Lebens verhält sich die Welt überall nur wie Naschende, die ein Weniges erhaschen.«

»Meine

»Meine Schriften« sagt Göthe vertraulich, »können nicht populär werden:« sie können trotz ihrer Allen zugänglichen und Alle ansprechenden Popularität nicht zu einem innersten Verständnisse für Alle gelangen.

Eckermann's Gespr. mit Göthe. II. 34.

Wartet nur! Alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In usum Delphini mit Lücken.

G. W. XLVII. 255.

Das Licht wird sich mehren, die Nachwelt wird immer mehr verstehen lernen, aber Lücken werden immer bleiben, wie dunkle Flecken bleiben im hellsten Vollmonde. So wird auch in den besten Ausgaben in usum Delphini Etliches ausgelassen, das nur Anstoß, Aergerniß und Mißverständniß bereiten könnte. Solchen Lücken zum populären Gebrauche unterwirft sich der Dichter zum Voraus.

4.

Besserem Verständniß.

»Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen:
»Denn der prophetische Geist ruft die Verständigen an.
»Jene nenn' ich die Klügsten, die leicht sich vom Tage belehren
»Lassen; es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich.«

Das Büchlein enthält mancherlei Räthsel und Talismane; es enthält Verborgenes und auch die Schlüssel dazu. Diese findet nur der Geist, welcher dem Verstande zu Hülfe kommt: er findet sie — heute, zur rechten Stunde: wer klug ist, versäumt nicht den gelegenen Tag. Es bringt wohl jeder Tag eine neue Lösung, aber auch eine neue Aufgabe, ein neues Räthsel. Der Geist ist — prophetisch, vorwärts strebend.

»Manches können wir nicht verstehn.«
Lebt nur fort, es wird schon gehn.

Jedes Gedicht hat zwar den Geist zu seinem Vater; aber seine Mutter ist die Gelegenheit, die Lebenserfahrung. Die Erfahrung ist die Aeußerlichkeit der Ergebnisse, in so fern sie sich verinnert. So genügt auch zum Verständnisse des Gedichts nicht der Geist, der der Vater des Verständnisses ist; sondern es gehört auch die Gelegenheit dazu. Ohne Erfahrung bleibt selbst das kleinste, harmloseste Gedicht ein Räthsel, jeder Dichter ein Bakis. Es meint wohl Jedermann diese schlichten Reimzeilen und Reflexionen zu penetriren: es

sind aber dennoch lauter Orakel, die sich nicht eher erschließen, bis ihre Stunde kommt.

Außer der rechten Stunde gehört zum Verständnisse auch der rechte Ort, die geeignete Stellung zum Gegenstande. Muß doch jeder Beschauer zu jedem Gemälde den rechten Platz suchen! Der rechte Ort zum vollkommenen Verständnisse ist aber das Innere des Gedichtes: in so fern gehört zu jedem Verständnisse Einweihung.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster,
Und so sieht's auch der Herr Philister.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle,
Da ist's auf einmal helle.

G. W. III. 179.

5.

Räthsel.

»Viele Männer sind hoch zu verehren,
»Wohlthätige durch Werk und Lehren:
»Doch wer uns zu erstatten wagt,
»Was die Natur uns ganz versagt,
»Den darf ich wohl den größten nennen:
»Ich denke doch, ihr müßt ihn kennen?«

Πᾶσα γὰρ τέχνη καὶ παιδεία τὸ προσλεῖπον βούλεται τῆς φύσεως ἀναπληροῦν.

Arist. Pol. VII. in fine.

Es sind eigentlich zwei Fragen, die an uns gerichtet werden: nämlich was uns fehlt und wer uns hilft, oder was uns nach unserer Natur ganz versagt ist und wer unsern Mangel deckt, vertritt, erfüllt, ersetzt. Es wird aber auch vorausgesetzt, daß wir nicht allein unsern Schaden, sondern auch den Wohlthäter, der dafür gut ist, bereits kennen. Das Räthsel setzt mithin seine Auflösung schon voraus: es kann also nicht schwer zu rathen seyn.

6.

Vergangenheit und Zukunft.

»Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
»Denn was Gestern und Eh'gestern gesprochen, — wer hört's?«

»Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn selbst das Vergang'ne
»Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
»Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige: Beides.
»Schließt an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.«

»Wer nicht von dreitausend Jahren
»Sich weiß Rechenschaft zu geben,
»Bleibt im Dunkeln unerfahren,
»Mag von Tag zu Tage leben.«

Der Mensch kann nicht in die Zukunft sehen. Das bekennet Jedermann, und darum ist die Weissagung als Wahnsinn verschrieen. Aber die Ursache dieser Unkenntniß der Zukunft ist weniger bekannt. Wir kennen die Zukunft nicht, weil wir weder die Vergangenheit, noch die nächste Gegenwart kennen, aus welchen die Zukunft uns zukommt, wie Zufall.

Wir meinen zwar die Gegenwart zu kennen, aber diese ist gerade die räthselhafteste von allen Zeit-Dimensionen. Wer kann die Gegenwart kennen, ohne ihre Faktoren? Ihre Fak-

toren sind Vergangenheit und Zukunft: die Einheit derselben ist Heute. Darum ist Heute so das Flüchtigste und Zarteste, wie das Steteste und Festeste. Die Gegenwart ist stets die Vollendung der Zeit *).

Was sollen wir nun zu dem negativen Unternehmen der historischen Kritik sagen, welche jede Zeitabtheilung nur aus ihr selbst erklärt, und dem Vergangenen, das sie kennt, oder doch kennen könnte, weil es da ist, mit einem Vergangenen, das sie nicht kennt und nicht kennen kann, den Krieg erklärt? — Am Ende wird doch Bakis Recht behalten, und — Gamaliel.

G. W. I. 113. IV. 337. XIII. 270. 315.

*) Hegel u. seine Zeit. Mit Rücksicht auf Göthe. S. 87.

7.

Lehre und Leben.

»Seltsam ist Propheten-Lied,
»Doppelt seltsam, was geschieht.«

Was die Dichter singen, was die Propheten verkündigen, das wird insgemein als seltsam und wunderlich, als — unbegreiflich, als unmöglich und unwirklich angesehen. Aber die Wenigsten denken daran, daß das, was täglich geschieht, das allerseltsamste und erstaunenswürdigste Wunder ist. Wenn Poesie und Prophetie Wunder sind, so sind es Geschichte und Erfahrung noch viel mehr. Wir leben Tag für Tag unter den seltsamsten Wundern. Oder verstehst du etwa, was geschieht, und wie es sich fügt, und wie so viel tausend Kräfte zusammen wirken? woher es kommt und wohin es geht? Alle Lehre ist nur darum wunderbar und seltsam, weil das Leben selbst ein Wunder ist. Poesie und Prophetie sind nicht wunderlicher, als die Wirklichkeit, aus der jene Lehrweisen ihren Stoff schöpfen; ja die Wirklichkeit ist der allerseltsamste Roman, dessen verworrene Fäden und umfaßliche Kombinationen alle Lehre und Fantasie bei weitem überflügeln. Was wir haben, leben, lehren, dichten und weissagen, das kommt Alles aus der Ueberlieferung.

Nichts ist unhistorischer, als die Geschichte platt zu treten, und aller Wunder zu entkleiden: nichts unphilosophischer, als die Geschichte gar zu vernichten.

Gegenwärtig thut nichts so noth, als die Philosophie der Geschichte, d. h. die Erkenntniß des unsichtbaren Geistes in den sichtbaren Ereignissen, welche aus dem Gegebenen gewonnen wird, das als gegeben endlich ist. Wer aber auch auf diesem Gebiete nur subjektive Gedanken, wie Wasser aus dem Schwamme, herauszieht, um dann den Schwamm, als nicht mehr brauchbar, wegzuwerfen, — der versteht sich schlecht auf die Geschichte, welche nicht bloß Unendliches in endlichen Erscheinungen nachzuweisen, sondern auch das Endliche im Unendlichen anzuerkennen hat, und von den geheimen Mächten des Geistes zeugt, die in allem, was geschieht, wie aus einer andern Welt, zu Tage kommen.

8.

Originalität.

»Gern wär' ich Ueberliefrung los,
»Und ganz original;
»Doch ist das Unternehmen groß
»Und führt in manche Qual.
»Als Autochthone rechnet' ich
»Es mir zur höchsten Ehre,
»Wenn ich nicht gar zu wunderlich
»Selbst Ueberliefrung wäre.«

Wenn der Mensch, der doch selbst vorabgesetzt ist, mit dem Vorsatze, sich aller Voraussetzungen zu entschlagen, an das Denken gehen wollte, so würde er sogleich nicht allein mit sich selbst, weil er selbst vorausgesetzt ist, sondern auch mit seinem Vorsatze, der die erste Voraussetzung ist, in einen doppelten, aber heilsamen Widerspruch, in einen magischen Zirkel treten, an dem viel zu lernen ist. Zunächst wird er daraus lernen, daß er sich und das Andere zwar selbst nicht voraussetzen, aber vorausnehmen, dagegen aber aller eignen Voraussetzungen, mithin auch jenes Vorsatzes sich entschlagen muß, um die Sache selbst walten, sich bewegen und entwickeln zu lassen. Die Ueberlieferung denken heißt sie stückweise werden und noch einmal entstehen sehen. Hüte dich nur, daß du dann vor den Theilen nicht das Ganze, vor den Bäumen nicht den Wald aus dem Auge verlierst.

Original zu seyn ist freilich die höchste Ehre, nämlich die Ehre, die Gott allein gebührt. Der Mensch hat aber seine Origines in Gott, aber zugleich als ein Glied der Menschheit in der Ueberlieferung oder Geschichte, als Naturwesen — in der Erde.

9.

Den 31. Oktober 1817.

»Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
»Der Prediger steht zur Wache,
»Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
»Ist aller Deutschen Sache.«

»Auch ich will Gott gegeb'ne Macht
»Nicht ungenutzt verlieren,
»Und will in Kunst und Wissenschaft
»Wie immer protestiren.«

Der Protestantismus hat nach seiner wesentlichen Bestimmung eine doppelte Seite: nämlich *erstens* gegen jede Einseitigkeit zu protestiren, *zweitens* für eine Seite, nämlich für diejenige, welche gerade unterdrückt wird, zu kämpfen. Eins folgt wesentlich aus dem andern. Jenes ist die Negation, die Opposition: dieses die positive Seite, Affirmation, Konfession. Der Protestantismus ist daher in seinem innersten Wesen verletzt, wenn entweder sein Kampf gegen die Einseitigkeit in ihrer Bestimmtheit, oder umgekehrt sein Kampf für die eine Seite, näher für die, welche unterdrückt wird, wenn dort die Opposition gegen die Bestimmtheit, hier die affirmative Vertheidigung Einer bestimmten Seite einseitig festgehalten wird. Daraus erklärt sich sowohl der rationalistische, als auch der orthodoxe Mißbrauch des Protestantismus.

Es war ächt protestantisch, daß Luther gegen die todten Werke für den Glauben allein: es war aber auch eben so

ächt protestantisch, daß Spener gegen den todten Glauben für die frommen Werke kämpfte.

In diesem Sinne gewinnt es sein volles Licht, wenn Göthe in seinem Familienkreise, der davon in Folge der modernen Bildung der Zeit nichts weiß, den Schulmeister macht, um den Unterschied zwischen Glauben und guten Werken verständlich zu machen.

»Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der »Mensch durch Gutesthun, Vermächtnisse und milde Stif»tungen eine Sünde abverdienen und sich überhaupt in der »Gnade Gottes dadurch heben könne, ist katholisch. Die Re»formatoren aber, aus Opposition, verwarfen diese Lehre, »und setzten dafür an die Stelle, daß der Mensch einzig und »allein trachten müsse, die Verdienste Christi zu erkennen, und »sich seiner Gnade theilhaftig zu machen, welches denn frei»lich auch zu guten Werken führe. So ist es: aber heutiges »Tages wird alles durcheinander gemengt.«

Eckermann, Gespr. m. Göthe. I. 356.

10.

Anerkennung.

»Herr Jesus, der die Welt durchwandert,
»Ging einst an einem Markt vorbei;
»Ein todter Hund lag auf dem Wege,
»Geschleppet vor des Hauses Thor,
»Ein Haufe stand um's Aas umher,
»Wie Geier sich um Aeser sammeln.
»Der Eine sprach: mir wird das Hirn
»Von dem Gestank ganz ausgelöscht.
»Der Andre sprach: was braucht es viel,
»Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.
»So sang ein Jeder seine Weise,
»Des todten Hundes Leib zu schmähen.
»Als nun an Jesus kam die Reih',
»Sprach, ohne Schmäh'n, er guten Sinnes,
»Er sprach aus gütiger Natur:
»Die Zähne sind wie Perlen weiß.
»Dieß Wort macht den Umstehenden,
»Durchglühten Muscheln ähnlich, heiß.«

Für den Kammerdiener giebt es keinen Helden. Der Pöbel sieht nur Pöbel in ihm: und daran ist so viel wahr, daß er auch ein Sünder ist. Wer aber tiefer hinein sieht, in sich und in den Nächsten, der schmähet nicht, sondern hebt das Gute, das Bleibende an dem Sünder hervor. Der ganze Leib wird zum Aas, aber die Zähne sind doch perlenweiß. Der in das Innerste und Verborgenste sieht, der nahm sich auch einer offenbaren Sünderin gegen die Schmähungen des Volks an, und sprach: Wer sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf sie.

11.

Evangelien-Harmonie.

»Vom Himmel steigend Jesus bracht'
»Des Evangeliums ewige Schrift,
»Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
»Ein göttlich' Werk es wirkt und trifft.
»Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
»Sie aber hatten's gut gefühlt,
»Und Jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,
»Wie er's in seinem Sinn behielt,
»Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
»Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
»Doch damit können sich die Christen
»Bis zu dem jüngsten Tage fristen.«

Im Anfang war das Wort bei Gott: aber in der Fülle der Zeit hat es sich hernieder gelassen, den Menschen sich zu offenbaren: nun ist es wieder zur Rechten Gottes. Warum suchst du hier das Urevangelium? Hast du nicht genug an vier Evangelien, in deren Gefäßen es nach verschiedener, aber immer reiner Spiegelung, nach verschiedener, aber treuer Receptivität geoffenbart ist. Damit können sich die Christen bis zu dem jüngsten Tage fristen. Lasse dir an Gottes Gnade genügen.

»Die Evangelisten mögen sich scheinbar widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht.« Vergl. XXVI. 104.

12.

Ehe.

Es ist gut.

»Bei Mondenschein im Paradeis
»Fand Jehova im Schlafe tief
»Adam versunken, legte leis'
»Zur Seit' ein Evchen, das auch entschlief.
»Da lagen nun in Erdeschranken
»Gottes zwei lieblichste Gedanken. —
»Gut!!! rief er sich zum Meisterlohn —
»Er ging sogar nicht gern davon.

»Kein Wunder, daß es uns berückt,
»Wenn Auge frisch in Auge blickt,
»Als hätten wir's so weit gebracht,
»Bei Dem zu seyn, Der uns gedacht!
»Und ruft er aus, wohlan! es sei!
»Nur, das beding' ich: alle Zwei!
»Dich halten dieser Erde Schranken,
»Liebster von allen Gottesgedanken!«

Nicht die einfache Einheit ist das Beste: sondern die Einheit der Zwei in Gott. Diese Einheit ist die Vollendung der endlichen Pluralität: ihre Basis ist die heilige Ehe: ihr Urbild ist die Trinität.

Kein Lebend'ges ist nur Eins,
Immer ist's ein Vieles.

13.

Der getreue Eckardt.

»Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
»Ein Vater, ein Lehrer, ein Alderman spricht,
»So horchet und folget ihm pünktlich.
»Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
»Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut:
»Dann füllt sich das Bier in den Krügen.«

Das Wunder erlischt mit dem Glauben: nicht weil es an sich fehlt, sondern weil helle Kindesaugen, Glaubenslichter dazu gehören, es zu sehen; der Glaube erlischt mit der Treue, welche sich die Augen klar, rein und gesund erhält; die Treue erlischt mit dem Gehorsam, welcher dem, was da ist, der Wirklichkeit und ihrer Vernunft, still und schweigsam sich unterordnet.

Das Gift, welches Wunder, Glauben, Treue, Gehorsam tödtet, die Seuche, welche dem gesunden Leben feindlich entgegentritt, ist — der Zweifel, der sich nicht allein unberufen, sondern auch unbelehrt, in Alles mischt, — was er nicht versteht, Alles beschwatzt, und darüber das Beste unter den Händen verliert. Der Zweifel ist der gefährlichste Starrkrampf, der jeder Regung des Lebens ein Ende macht: darum bleibt ihm immer nur als Gegenstand ein Leichnam, den er, als wär's der Leib, zu kritisiren nicht unterläßt. —

Es ist ein bedeutendes Wort, welches uns zuruft:

»Rühre nicht, Bock, denn es brennt.« Weil es so bedeutend ist, darum ist es den verschiedensten Stufen des Verständnisses unterworfen *). Zur Erkenntniß der innersten Wahrheit gehört nichts so sehr, als treue Stille, gehorsame Schweigsamkeit, züchtige Enthaltsamkeit, und andächtige Betrachtung, die ein Weilchen warten kann.

*) Hiermit sind wir zugleich an das Kästchen erinnert, das Niemand rütteln und untersuchen durfte. Vergl. I. 152. — Unser Dichter hatte frühzeitig das alte Testament mit lebhafter Theilnahme studirt, und daraus auch den Dienst der Kahathiter an der Stiftshütte kennen lernen. 4. Mos. 4, 15. 19. — Vergl. Eckermann's Gespr. mit Göthe. I. 339.

14.

Dr. Bahrdt.

Lukas.

»Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.«

Frau Dr. Bahrdt.

»Die Kerls nehmen keine Lebensart an.«

Dr. Bahrdt.

»Komm, 's sollen ihre Schriften dran.«

Daß den Evangelisten so häufig der Zweifel dumm und täppisch entgegentritt, das kommt daher, daß sie — durch den Glauben an den Größten — so groß sind. Der Zwerg läßt sie nicht gelten, weil er doch auch was gelten will. Dr. Bahrdt sagt's gerade heraus, den Evangelisten in's Gesicht:

Der Zwerg, der münzt die Riesen ein,
Und thut ein tüchtig Kupfer drein.
Da mag's denn wieder fort cursiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Und in Gesellschaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie — unser einer, —
Geputzt, gestutzt, — glatt, — 's gilt sonst Keiner.

Und weil nun die Riesen unter solchen Bedingungen mit dem Zwerglein nicht verkehren können, so fängt dieses zu schimpfen an. Die Schmähungen zeugen am besten davon, daß es seine Gegner nicht kennt. Es mangelt dem armen

Zwerglein das Beste, — nämlich Bekanntschaft, Verkehr und Umgang mit den vier Herren und ihren Thieren, die Zwerges-Demuth, die groß macht.

Aber soll denn der gelehrte Doktor bei den Evangelisten in die Schule gehen, die jedem Schüler so Großes und Unglaubliches und Wunderbarliches unverschämter Weise aufbürden und daran zu glauben zumuthen, und gar nicht mit sich handeln, noch ein Titelchen sich abdingen lassen? Das steht dem Doktor nicht an: es verdrießt ihn vielmehr, daß die Evangelisten nicht von ihm Lehre annehmen wollen, ihre großen Sachen klein zuzuschneiden und das alte schwere Geld zur gangbaren Scheidemünze des natürlichen Weltverstandes umzuschmelzen. Weil sie darauf nicht eingehen, so erklärt er ihnen den Krieg: und die Frau nimmt den Mann gegen den unmanierlichen Besuch in Schutz.

Frau Dr. Bahrdt.
»Die Kerls nehmen keine Lebensart an.«

Dr. Bahrdt.
»Komm, 's sollen ihre Schriften dran.«

15.

Neueste Kritik.

»Wer sich erkennt im Knaben gut,
»Der sei vor Füchsen auf seiner Hut.«

Es ist die Art des Fuchses, daß er die Trauben sauer nennt und schmäht, wenn er sie nicht erreichen kann: denn sie sind ihm zu hoch und zu wunderlich: was ihm nicht mundrecht, was nicht platt und ordinär genießbar ist, das kann er auch nicht gelten lassen. Diesem Fuchse gleicht die Verstandes-Kritik, d. h. diejenige Stellung zur Sache, die nicht drin, sondern draußen ist: es sei drüber, wie sie's nennt, weil sie sich im luftleeren Raume befindet, oder drunter, weil sie die Sache selbst nicht fassen kann. Diese Kritik kann nichts machen, aber sie kann zerstören: sie hat schon oft ein Täublein gerupft und in Fetzen zerstückt.

Wer nun etwa an der Fabel von dem Fuchse, der das Täublein des treuherzigen Knaben rupft, auf sich selbst aufmerksam wird, und gern seinen Schatz, sein Taubenherz, sichern will, nun, — der sei auf seiner Hut vor den klugen Füchsen, die nicht in die Höhe können, und darum so gern das Hohe und Wahre — der Erde und die Vernunft dem natürlichen Verstande gleich machen. Die Füchse finden überall zu mäkeln und zu rupfen.

Wohl führt' ich den Freund in die Galerie,
Voll Menſchenglut und Geiſtes,
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.

Und ſieh, da ging mein Herr herum,
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum
Mir meine Götterſöhne.
Mein Buſen war ſo voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten,
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

16.

Der Zweifel.

»Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint.«

Die Negation für ſich hat keinen Inhalt: ſie verneint nur den Inhalt, der ihr als Gegenſtand entgegentritt.

»Auf Teufel reimt der Zweifel nur.«

Der Zweifel iſt weſentlich die Negation der Wahrheit, die außer ihm iſt: er ſelbſt iſt für ſich ohne Inhalt, und noch überdieß der Feind alles realen Inhalts. Etwas Anderes iſt die Stellung des Subjekts zur Wahrheit, wenn es die Wahrheit zwar noch nicht anerkennt, aber ſucht, ſtatt ſie als einen fremden Inhalt von ſich zu ſtoßen.

So iſt der Teufel ein Lügner vom Anfange: ſein Geſell iſt der Zweifel, und deſſen Kebsweib aus ſeiner eigenen Seite die negative Kritik.

Mit großer Luſt und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Kritik. —
Sie hat weder Leut' noch Land,
Auch weder Kapital noch Pfand,
Sie bringt auch ſelber nichts hervor,
Und lebt und ſteht doch groß im Flor.

Am Fenſter läßt ſich einer blicken,
Der reißt gar alles grob in Stücken:

Ein Andrer mißt das Werk mit Ellen:
Ein Dritter läßt's auf der Wage schnellen:
Ein Vierter, oben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Die meisten arbeiten wie in der Gruft,
Und kommen selten an frische Luft.

Wie der Zweifel, welcher die Wahrheit abweiset, von der Forschung, Skepsis, welche die Wahrheit sucht und ihr nachgeht, sich unterscheidet, so ist die Kritik, welche die Wahrheit wie ein altes Kleid ablegt und wegwirft, von der Dialektik verschieden, welche den Inhalt unverletzt und unverkümmert wiedergewinnt.

19.

Die Geſchichte.

»Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
»Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt.«

Fauſt verzweifelt an der realen Wahrheit der Geſchichte. Die Geſchichte iſt die Baſis alles wirklichen Glaubens, denn der Glaube iſt das Vertrauen zu dem Daſeyn des göttlichen Geiſtes, die Ueberzeugung, daß nicht allein das Unendliche im Endlichen, ſondern auch das Endliche im Unendlichen und kraft des Unendlichen weſentlich und wirklich iſt: die Geſchichte iſt die Entwickelung des Endlichen nach ſeinem göttlichen Keime. Mit der Geſchichte erliſcht auch das Licht des Glaubens, weil dieſer weſentlich auf der Geſchichte ruht.

Dieſes Mißtrauen gegen die Realität der Geſchichte, gegen die Ewigkeit des Endlichen, iſt der verderbliche Irrthum, an dem Fauſt ſcheitert, und aus dem Zweifel in die Verzweiflung ſtürzt.

Und doch iſt es eine große Wahrheit, die ihn in ſeinem Irrthume beſtärkt. Die Wahrheit trifft aber nicht die Geſchichte, ſondern die ſubjektive Kritik, welche ſich ſelbſt eine Geſchichte jedes Jahrhunderts erfindet und künſtlich zuſammenleimt, um damit — jede wahrhafte Erſcheinung des Jahrhunderts, welche auf die Nachwelt wirklich gekommen iſt, zu verdächtigen und zu verkümmern. Dieſe Wahrheit trifft mithin die ſogenannte hiſtoriſche Kritik, der Irrthum wendet

sie aber, verblendet wie er ist, gegen die objektive Geschichte selbst, welche mittelst der Ueberlieferung von der Aechtheit ihrer Vergangenheit Zeugniß ablegt.

Es ist die erste Lüge der historischen Kritik, wenn sie sich, wie sie's täglich thut, Geschichte nennt, und namentlich im Gegensatze zu der Kirche, welche wesentlich historisch ist, als historisch gelten will. Diese Lüge verführt und vergiftet manchen Faust.

Die beste, nämlich die objektive Kritik der vergangenen Geschichte ist die Gegenwart, welche nach Gamaliel's Zeugnisse die Wahrheit der Vergangenheit aufbewahrt und aus ihr selbst weiter entwickelt. Wir finden sie in der Kirche.

18.

Die Täuſchung.

»Bin ich denn abermals betrogen?
»Verſchwindet ſo der geiſterreiche Drang?
»Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen?
»Und daß ein Pudel mir entſprang?«

Wenn du mit dem Teufel verkehrſt, ſo biſt du immer betrogen. Denn wenn er mit dem Zweifel zugleich bei dir Eingang findet, ſo bringt er nichts mit, ondern er vernichtet nur, was da iſt.

Was willſt du armer Teufel geben?

Und wenn er ſammt dem Zweifel Abſchied nimmt, ſo biſt du abermals betrogen, denn er kann nichts zurücklaſſen, als — Leere.

Der Teufel ſucht dir wohl einen geiſterreichen Nimbus vorzuſpiegeln, von welchem du dir die vermißte Befriedigung verſprichſt: aber wenn's dann zum Treffen kommt, ſo ſpringt ein garſt'ges Thier aus dem Zauberkreis hervor: und der Geiſtes-Drang endet im Fleiſche.

19.

Verſtockung.

Chiron.

»Der Tochter Aeskulap's, wohlthätig milde,
»Der lieblichſten aus der Sibyllen-Gilde,
»Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
»Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.«

Fauſt.

»Geheilt will ich nicht ſeyn! Mein Sinn iſt mächtig!
»Da wär' ich ja wie Andre niederträchtig.«

Chiron.

»Verſäume nicht das Heil der Quelle! —
»Geſchwind herab! Wir ſind zur Stelle!« —

Die ſubjektive Regſamkeit und Strebſamkeit hat es an der Art, daß ſie bei keinem Gegenſtande verweilt, weil ſie alle Gegenſtändlichkeit geringſchätzt. Und ſie muß alles Gegenſtändliche wieder geringſchätzen, weil ſie dabei nicht verweilt, um es kennen zu lernen. Darum iſt dieſe bloß ſubjektive Thätigkeit mit der hartnäckigſten Verſtockung gegen objektive Hülfe verbunden. Das war Fauſt's ſchwerſtes Leiden, daß er bei aller unruhigen, ihrer Hülfsbedürftigkeit ſich bewußten Thätigkeit, Hülfe und Heilung von höheren Mächten verſchmähte, und dagegen trotzig ſich auflehnte.

So verſchmähte er erſt die Rettung, woran Margarete geneſen war. So verſchmäht er auch jetzt die eigentliche Hülfe: er verlangt nur Befriedigung ſeiner Begierde.

Noch kommt er zu keiner Beſinnung: aber — ſpäter.

20.

Das Geleite.

»Die ihr dieß Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
»Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise.«

Wie auch Faust in seiner Verstockung alle Winke von Oben, zuletzt auch Chiron's Rath verschmäht, und von allen guten Geistern sich lossagt, sie geleiten ihn dennoch, ohne daß er's merkt, sie nahen sich zur guten Stunde, ob er etwa nun ihre Stimme vernehmen möchte. Aber er hört noch nicht, und was ihm Gutes wird, das schreibt er nicht ihnen, sondern der sichtbaren Natur zu, in der er allein den Spiegel menschlichen Bestrebens findet, und der er doch wieder unter ihrem vergänglichen Wechsel nicht trauen kann. Wie ist ihm nun zu helfen?

Die Engel, die den Strebsamen zuletzt doch noch schirmen, retten, zur Reinigung und Läuterung geleiten, ohne ihm Züchtigung und Stäupung zu ersparen, dieselben Engel erscheinen schon lange zuvor als muntere Elfen: sie treten nicht erst bei seinem Tode wie aus dem Stegreife hervor, sondern sie haben ihn von Weitem durch das Leben geleitet, sie haben ihm manches Liedlein auf seinen Irrfahrten in guter Stunde vorgesungen: er hat auch manche gute Regung angenommen, und Labung empfangen: so ist er gefristet und erhalten worden mitten in der unseligen Wüste eines verirrten Lebens.

An dieser unsichtbaren Begleitung erklärt sich das Räthsel, daß der Sünder an der Verzweiflung, welche der Tod ist, doch nicht stirbt, sondern zuletzt an der Hoffnung, — welche das Leben ist.

21.

Sünde in letzter Instanz.

»Mein Hochbesitz er ist nicht rein, —
»Das Wenige dort ist doch nicht mein. —
»Die Alten droben sollten weichen,
»Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
»Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
»Verderben mir den Weltbesitz. —
»So sind am härtsten wir gequält,
»Im Reichthum fühlend was uns fehlt.«

Je weiter sich Reichthum und Habsucht ausbreiten, desto enger und zehrender wird das Herz. Mit der äußern fesselosen Freiheit wächst auch der Krebsschaden innerer Knechtschaft: indem die Freiheit nach Außen alle Fesseln durchbricht, setzen sie sich nach Innen fest. Je mehr die Gunst des Schicksals den Sünder bereichert und — verwöhnt, desto herber quält ihn die Mißgunst, die an des Nachbars kleiner, friedlicher Hütte sich ärgert, und den *eigenen* Reichthum durch das wenige *fremde* Eigenthum beschränkt und beengt fühlt.

Auch hier geschieht was längst geschah,
Denn Naboth's Weinberg war schon da.
(Regum I. 21.)

22.

Letzte Versuchung.

»Dürft' ich zum Augenblicke sagen:
»Verweile doch, du bist so schön! —
»Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
»Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.«

Faust stürzt sich von Sünde in Sünde: aber er gefällt sich in keiner, er beharrt in keiner; was er erreicht, das flieht er auch. Nun kommt auch die Versuchung, in dem Siege des eigenen Willens sich zu gefallen, und, abgelöset von der eigentlichen Kraft, in der eigenen Kraft Behagen und träge Ruhe zu finden, — es ist nur noch ein Sumpf im Wege, der Sumpf der Sünde, — denn das letzte Kirchlein ist schon im Rauch aufgegangen, — da kommt mit der letzten und gefährlichsten Versuchung auch — die Rettung, der höchste Augenblick, nämlich der Tod, der den Vielversuchten der letzten Versuchung enthebt.

Die Uhr steht still: sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt: es ist vollbracht.

Es ist vollbracht, aber nicht vorbei. Faust stirbt nicht an der Verzweiflung, sondern an der Hoffnung, am — Vorgefühle wirklichen Lebens.

23.

Buße.

»Mensch war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte,
»Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
»Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
»Daß Niemand weiß, wie er ihn meiden soll.«

Zur Bekehrung, zur Sinnesänderung, zu heilsamer »Umartung,« μετανοια, gehört auch die Reue, der rückwärtsgewandte Schmerz, aber er reicht allein nicht aus. Das eigentliche Wesen wirklicher Bekehrung ist vorwärtsstrebend; Buße heißt wörtlich Besserung.

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Faust kommt spät zur Reue, zu einer kurzen, aber inhaltschweren Reue: er kommt zu der schmerzenvollen Einsicht, daß er sich den Spuk der unsaubern Gedanken und Erscheinungen, die ihn verfolgen und nicht loslassen, freventlich selbst bereitet hat. Dieser Spuk ist der Alp, der im Traum auf uns liegt: wir suchen uns wohl los zu machen, und strengen alle Kräfte dagegen an: aber er weicht nicht: er verstrickt und verdüstert die Seele, und lähmt die Willenskraft, die sich dagegen erhebt. Aber zuletzt kommt dennoch die Hülfe, die den Strebenden erlöset, ihn »dankend umzuarten.«

Eckermann, Gespr. mit Göthe. II. S. 350.

24.

Glocken-Töne.

»O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
»Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!«

Die süßen Himmelslieder tönen wohl fort, aber berauscht und verzaubert hört Faust nichts davon. Er bekennt es noch zuletzt.

Ich bin nur durch die Welt gerannt.

Und wenn er es endlich doch vom Berge herunter klingen hören muß:

Laßt uns zur Kapelle treten!
Letzten Sonnenblick zu schauen.
Laßt uns läuten, knieen, beten,
Und dem alten Gott vertrauen;

so ärgert's ihn.

Verdammtes Läuten! — —
Des Glöckchens Klang, der Lieder Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und — ich wüthe.

Und doch ist's zuletzt solcher Sang und Klang, es ist das von Mephistopheles verfluchte Bimbaumbimmel,

Mischt sich in jegliches Begebniß,
Vom ersten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre zwischen Bimm und Baum
Das Leben ein verschollner Traum,

es ist das lang' vergessene Singen und Beten, was den suchenden Sünder rettet: aus der Gruft zur Kirche!

Blicket auf zum Retterblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.

Wie auch die Kirchenglocken-Töne verspottet und verschmäht, überhört und verdrängt werden, sie tönen dennoch fort und fort, und lassen nicht ab, zur Kirche zu rufen, bis sie — Gehör finden; und die Kirche, wie sie auch befeindet und — verlassen werde, trägt endlich den Sieg davon, und verleihet den Frieden, den die Welt nicht geben kann. —

Dieses ist das Bedürfniß und die leise Hoffnung, welche das poetische Selbstbekenntniß, von der Kirche getrennt zu seyn, im Hintergrunde und im letzten Ausgange sich verwahrt.

II. S. 95 ffg.

25.

Gnade.

»Sonst stürzte sich der Himmels-Liebe Kuß
»Auf mich herab in ernster Sabbath-Stille;
»Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
»Und ein Gebet war brünstiger Genuß.«

Der stillen, frohen, frommen Kindheit folgt ein wildes, freches, gottloses Leben. Der letzte Rest von kindlichem Gefühle, der leise Anklang früherer Zeit ist bald überwunden. Dem Gebete folgt Fluch, und den himmelssüßen, ahndungsreichen Kirchenglocken-Tönen folgen die schneidendsten, herbsten und grellsten Mißtöne der Welt. Vorüber ist das Ringen, Beten und Fasten, »an Hoffnung reich, im Glauben fest.«

Aber die Ahndung jener ersten Zeit, jener Rest von kindlichem Gefühle, die Erinnerung an die süße Zeit des Glaubens und Friedens begleitet dennoch den Verirrten, und — trügt nicht. Es ist zuletzt doch wieder Singen und Beten, wodurch der Verlorene gerettet wird: es ist der Himmels-Liebe Kuß, welcher sich herabneigt, die noch strebende Seele vom Untergange zu erretten.

Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder:
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

G. W. I. S. 255.

26.

Widerſpruch des Gedankens.

»Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
»Das Ew'ge regt ſich fort in Allen:
»Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
»Wenn es im Seyn beharren will.«

G. W. I. H. III. S. 90.

»Kein Weſen kann zu Nichts zerfallen!
»Das Ewige regt ſich fort in Allen,
»Am Seyn erhalte dich beglückt!
»Das Seyn iſt ewig, denn Geſetze
»Bewahren die lebendigen Schätze,
»Aus welchen ſich das All geſchmückt.«

G. W. XLVII. S. 73.

Donnerſtags, 12. Febr. 1829.

Göthe lieſt mir das friſch entſtandene Gedicht: »Kein Weſen kann zu Nichts zerfallen ꝛc.« »Ich habe« ſagte er, »dieſes Gedicht als Widerſpruch der Verſe: »»Denn Alles muß zu Nichts zerfallen ꝛc.«« geſchrieben, welche dumm ſind, und welche meine Berliner Freunde, bei Gelegenheit der naturforſchenden Geſellſchaft, zu meinem Aerger in goldenen Buchſtaben ausgeſtellt haben.«

Eckermann, Geſpr. mit Göthe. II. 62.

Auch in den zahmen Xenien tritt der Pantheismus, welcher Gott nur im Menſchen perſonifizirt weiß, mit der Dreiſtigkeit, die ihn richtet, in die Scene.

Was soll mir euer Hohn
Ueber das All' und Eine?
Der Professor ist eine Person,
Gott ist keine.

G. W. XLVII. 248.

Nun aber »fahren wir mit dem Dichter um das Ge»hölz, das Webicht, und biegen in der Nähe von Tiefurt in »den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende »Sonne im Anblick haben. Göthe ist eine Weile in Gedan»ken verloren, dann sagt er:

»Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne. Wenn »einer fünf und siebenzig Jahr alt ist, fährt er mit großer »Heiterkeit fort, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den »Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke völlig in Ruhe, denn »ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen »ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist Fortwirkendes von »Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß »unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigent»lich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.«

Eckermann, Gespr. m. G. I. 153.

27.

Widerspruch der Empfindung.

»Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
»Himmlisches Behagen.
»Will mich's etwa gar hinauf
»Zu den Sternen tragen?
»Doch ich bleibe lieber hier,
»Kann ich redlich sagen,
»Beim Gesang und Glase Wein
»Auf den Tisch zu schlagen.
»Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
»Wie ich mich gebärde;
»Wirklich ist es allerliebst
»Auf der lieben Erde.«

»Ach ich bin des Treibens müde!
»Was soll all' der Schmerz und Lust?
»Süßer Friede
»Komm', ach komm' in meine Brust!«

Wenn der Dichter an Gottes Gaben sich erfreut, wenn er sich's bei Tische dankbar schmecken läßt, wenn es ihm einmal so wohl wird, daß er behaglich ausruft: hier lasset uns Hütten bauen; da wird er als ein Weltkind verschrieen, welches in dem Jammerthale des Lebens nur ein anmuthiges Speisehaus erkennt. Wenn er dann wieder von seinen innerlichen Kämpfen etwas verlauten läßt, wenn er über den Jammer des Lebens seufzt, wenn er mit Allem, was Gott be-

scheert, nur nicht mit sich zufrieden ist; da heißt es wieder: es fehlt ihm der Friede, den die Welt nicht geben kann.

Ist er darum kein Christ, weil ihm noch viel dazu fehlt?

Es ist rührend, wenn der Greis bekennet: »man ha mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, und ich will mich auch nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinem 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben seyn wollte.« Aber auch diesen herzbrechenden Seufzer haben die Gegner, wiewohl zu wohlgemeinter Warnung, in die bitterste Anklage einseitig verwandelt.

Nun aber folgen wir dem Greise mit seinem jungen Freunde in den traulichen Garten, jenseits der Ilm, in der Nähe des Parks, um ihn ohne äußern Genuß und innere Noth den stillen Frieden der Seele pflegen zu sehen. Der junge Freund hat Ort und Zeit meisterlich nachgezeichnet.

Eckermann, Gespr. m. G. S. 133 — 139.

Wir begleiten ihn bis zu der Baumgruppe halbwüchsiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen, die er vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, — denn er war kein Nomade, — und wo er nun an warmen Sommertagen die Erquickung des Schattens genießt, während auf den Wiesen und auf dem ganzen Park umher eine Stille herrscht, von der die Alten sagen würden, daß Pan schlafe.

28.

Wonne der Wehmuth.

»Trocknet nicht, trocknet nicht,
»Thränen der ewigen Liebe.
»Ach nur dem halbgetrockneten Auge,
»Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
»Trocknet nicht, trocknet nicht,
»Thränen unglücklicher Liebe.«

Wie Thau und Regen der durstigen, schmachtenden Natur unentbehrlich sind, so sind es die Thränen in der Sphäre des Geistes. Thränen sind der Thau der Seele, ohne den sie verschmachtet und vertrocknet: der Regen, welcher den Geist erfrischt und belebt. Ueberall erzeuget der Regen neues Regen und Bewegen der Kräfte, so wie er davon zeuget: auch die Thränen zeugen von dem Leben des leidenden Geistes, so wie sie wieder darauf wirken.

Der Mensch bedarf der Thränen in doppelter Beziehung: sowohl der Thränen, die für ihn fließen, als auch solcher Thränen, die er selbst weint.

Jeder Mensch hat zu bitten und zu beten, daß die ewige Liebe sich seiner erbarme, und daß die Thränen dieser erbarmenden Liebe um die leidende Menschheit nicht vertrocknen. Gottes Gnade ist wie Thau auf Gras.

Aber wie jeder Mensch die Thränen der Liebe für sich in Anspruch nimmt, so bedarf er auch dieses belebenden Regens in den eignen Augen. Wer nicht weinen kann, der lie-

bet und lebet nicht, ſondern er iſt todt, und es iſt auch ihm alles todt und erſtorben. Selbſt dem nur halbgetrockneten Auge erbleicht die Welt: mit jeder Perle erliſcht ein Stern, ein Glanz mehr.

Auch der Schmerz badet ſich wohlig in Thränen, wie der Fiſch im Waſſer, als in ſeinem Lebenselemente. Je werther das Gut iſt, um das wir weinen, deſto theurer und werther wird uns der Schmerz, als ein gebliebenes Unterpfand. Haben wir uns etwa ein geliebtes Weſen müſſen nehmen laſſen, ſo möchten wir uns nur deſto weniger den Schmerz nehmen laſſen: dieſer iſt fortan unſer willkommener Begleiter zu einem heilſamen Andenken. Die Thränen ſind recht eigentlich das Lebenszeichen des Leidens, die That des Schmerzes, Wonne der Wehmuth.

Die Thränen fließen der Freude, wie dem Leide: der Menſch kann ihrer nicht entbehren: zu weinen, iſt das ächt menſchliche Bedürfniß. Ein Menſch, den nie eine Thräne netzte und letzte, müßte der Sphäre entrückt ſeyn, die dem menſchlichen Weſen angewieſen iſt. So befindet ſich Fauſt durch eigenmächtige Ueberhebung außerhalb der Heimath menſchlicher Gefühle und Bedürfniſſe: er meint nach langer Dürre und Trockenheit wieder den menſchlichen Boden zu berühren und Heimathsluft zu athmen, weil — er wieder weinen kann.

Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.

29.

Dieſſeits und Jenſeits.

»So laßt mich ſcheinen, bis ich werde, — —
»Dann eil' ich von der ſchönen Erde. — —
»Dort ruh' ich eine kleine Stille,
»Dann öffnet ſich der friſche Blick;
»Ich laſſe dann die reine Hülle,
»Den Gürtel und den Kranz zurück. — —
»Hier fühlt' ich tiefen Schmerz genung: — —
»Macht mich auf ewig wieder jung!«

Der Heide hat die Realität nur hier, und dort Schein, und Schein trügt. Er ſingt auf dem Sterbebette:

Animula vagula, blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca?
Pallidula, rigida, nudula,
Non (ut solis) dabis joca *)?

---

*) A. Pope überſetzt:
Ah fleeting spirit, wandring fire,
That long hast warm'd my tender breast,
Must thou no more this frame inspire?
No more a pleasing chearful guest?
Whither, ah whither art tou flying?
To what dark, undiscover'd shore?
Thou seem'st all trembling, shiv'ring, dying,
And whit and humour are no more!

Fontenelle überſetzt:
Ma petite ame, ma mignonne,
Tu t'en vas donc, ma fille, et Dieu sâche où tu vas?
Tu pars seulette, nue, et tremblottante, helas!
Que deviendra ton humeur folichonne?
Que deviendront tant de jolies ébats?

O Seele, flüchtig Schmeichelweſen,
Den Leib haſt du dir auserleſen:
Wo aber wirſt du nun hinſchweben?
Bleich, nackt und bloß ſcheinſt du zu beben:
Kannſt du, wie ſonſt, dich freu'n, und — leben?

Umgekehrt weiß der Chriſt jenſeits die reale Wahrheit und Wirklichkeit: aber ſie ſcheint ihm ſchon herüber. Darum findet er im irdiſchen Daſeyn den Schein, aber dieſer Schein iſt nicht leer, ſondern ſchön, weil er von der Wahrheit zeugt, und der Wiederſchein derſelben iſt. Dem Chriſten iſt ſelbſt der Schein mehr, als dem Heiden ſeine Wirklichkeit; dennoch unterſcheidet er auch Schein und Seyn. Hier ſcheint der Menſch, dort iſt er; hier leidet er, dort wird er verklärt.

Was hier kranket, ſeufzt und fleht,
Wird dort friſch und herrlich geben.
Irdiſch werd' ich ausgeſät,
Himmliſch werd' ich auferſtehen.
Hier geh' ich natürlich ein,
Nachmals werd' ich geiſtlich ſeyn.

30.

Werke und Wirkung.

»Was willſt du unterſuchen,
»Wohin die Milde fließt?
»In's Waſſer wirf deine Kuchen,
»Wer weiß, wer ſie genießt.«

Du thuſt viel Gutes; aber du möchteſt auch gern die Wirkung deiner Almoſen ſehen, die Früchte deiner Arbeit mit Händen greifen, den Segen deiner Thätigkeit und Mildthätigkeit ſelbſt erfahren und mit genießen. Lieber! dieſe Sorge um den Erfolg iſt nicht deines Amtes. Dein Penſum iſt, daß du arbeiteſt und wirkeſt, ſo lange es Tag iſt: der Erfolg ſteht in Gottes Hand, und bleibt nicht aus. Glaube nur und vertraue der Macht der Vorſehung: es geht nichts verloren. Wenn du Glauben haſt, ſo wirf nur dein Scherflein hinaus in die weite Welt: wie es gedeihe, und wem es zu Statten komme, iſt nicht deine Sorge: es iſt aber Einer, der dafür ſorgt.

Paulus pflanzt, Apollo begießt, aber Gott giebt das Gedeihen. —

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommſt du als Scholle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl als Tropfen in's Meer.

31.

Sophie la Roche.

»Als ich einmal eine Spinne erſchlagen,
»Dacht' ich, ob ich das wohl geſollt?
»Hat Gott doch ihr wie mir gewollt
»Einen Antheil an dieſen Tagen!«

Wir leben alle nur vom leben laſſen, nämlich davon, daß Andere uns leben laſſen. Damit ſind wir zugleich ermahnt, auch wiederum unſrerſeits Andere leben zu laſſen. Gleichwohl leben wir andererſeits nur von Mord und Todtſchlag, denn wir thun keinen Schritt, und keinen Athemzug, ohne ſo viele lebendige Weſen zu tödten: unſer phyſiſches Leben beſteht recht eigentlich durch den Tod ſo vielen überall ſich regenden Lebens. Was Wunder, wenn uns in Momenten zarteſten Gefühlslebens eine Apprehenſion ergreift, irgend ein kleinſtes Würmchen oder Inſektchen, das da lebet und ſich reget und ſich krümmet, zu verletzen, oder die kurze Zeit ſeines Stunden-, Tages- oder Jahres-Lebens abzukürzen. Hat nicht Gott auch ihm, wie mir, einen Antheil an dieſen Tagen gönnen wollen?

Jetzt ſehen wir in ſchönſter wärmſter Herbſtluft unter dem heiterſten Himmel tauſend und aber tauſend Schmetterlinge, weiße und bunte, auf allen Blumen des Gartens — oder des Kirchhofs, unter ſo vielen ſummenden Bienen, ſchwebenden Libellen, und allerlei Käfern luſtig herumflattern: wir

fangen den schönsten: wir betrachten mit Fleiß den wunderbaren Schmuck der zarten Flügel auf beiden Seiten, in welchen sich alle Farben spiegeln. Da wird die muntere Lust des Fanges zum Ernste sinnender Betrachtung. So viel Kunst und feinste Zier, mit solcher Liebestreue bis in's Kleinste fleißig ausgeführt, für wenige Stunden auf so geringe Luft-Segel eingewebt! Wer könnte das kostbare Werk beschädigen oder zerstören? und das zarteste Siegel derselben Allmacht, die so viel tausend Welten schafft und erhält, unsanft betasten? Schon ist der kleine Herold seines Schöpfers wieder entlassen zu seinen vielen Gespielen. Wer könnte das kurze Leben verkürzen? Und so fliegt er wieder dem Leben entgegen, und — aus diesem einem nahen Tode zu. Wir lassen ihn — leben, und — sterben.

Dieses ist die große Weltordnung in der sichtbaren Natur, daß Eins das Andere leben und — sterben läßt.

Sprich', wie werd' ich die Sperlinge los? so sagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, des Teufels Gezüchte?
»Laßt sie nur alle, so frißt Einer den Anderen auf!«

32.

Lebensstufen.

»Erst Empfindung, dann Gedanken,
»Erst in's Weite, dann zu Schranken,
»Aus dem Wilden hold und mild
»Zeigt sich dir das wahre Bild.«

Das Erste ist, daß der Mensch empfängt, aufnimmt, empfindet, daß er das Gegebene, wie es ihm als ein Fremdes zukommt, aufnimmt, und gleichzeitig in sich findet. Das Zweite ist, daß er das Empfangene selbst entwickelt, zu seinem Eigenthume verarbeitet, bis er das Seyn zum Gedanken erheben, die Empfindung im wirklichen Begriffe wieder erkennen lernt.

Das erste Moment ist das Unendliche: das zweite Moment ist die Begränzung, die Gestalt, das Endliche im Unendlichen, der Horos, wodurch sich erst das Unendliche bestimmt und verwirklicht.

Das Erste ist die Dichtung, Empfindung: das Zweite Wahrheit, »das wahre Bild« des Denkens. Der Stoff kommt uns roh zu: er wird mild durch Aneignung und Verarbeitung.

Der Anfang ist wild, das Ziel ist mild, die Jugend ist ungebildet, ihr Ziel ist Bildung, wahres Bild. Aus dem Gestaltlosen entwickelt sich die Gestalt, aus dem Namenlosen

der Charakter, als die Wahrheit des Geiſtes. Der endliche Geiſt iſt dieſes, daß er im ſtetigen Zuſammenhange mit dem ſchaffenden Prinzipe ſich ſelbſt zu ſeiner Beſtimmung entwickelt. —

Jede Frucht iſt herbe, bis ſie reift. — Das erſte Moment iſt unmittelbar, und als unmittelbar geradezu, roh und ungenießbar: das zweite iſt die Vermittelung und Milderung. Was uns an der Rohheit zuwider iſt, das iſt ihre Unmittelbarkeit: was uns an der Bildung wohlthut, das iſt die Vermittelung. Eine geſunde Jugend iſt grob, das Alter macht höflich.

Aus dem Wilden hold und mild
Zeigt ſich dir das wahre Bild.

23.

Sehnsucht.

»Wie ist mir heute doch zu Muthe!
»So vergnüglich und so klar!
»Da bei frischem Knabenblute
»Mir so wild und düster war,
»Doch wenn mich die Jahre zwacken,
»Wie auch wohlgemuth ich sei,
»Denk' ich jene rothe Backen,
»Und ich wünsche sie herbei.«

Meine Jugend war wild und stürmisch, in ihrer Fülle trübe, in ihrem Verlangen maaßlos, und darum unbefriedigt. Mein Alter ist ruhig und heiter: die Stürme haben ausgetobt: der Horizont ist rein und ohne Nebel: das Herz hat sich in die Gränzen gefügt, die Jedem gesteckt sind. Dennoch sehnt sich das Herz, so wohlgemuth es sei, unter dem Drucke der Jahre je zuweilen nach der Rosenzeit der Jugend zurück, die doch so wild und düster war, und so schwül.

Woher kommt das? — — Die Kraft der Natur scheint im Alter nach und nach abzusterben, aber sie ist doch noch da mit ihrer Sehnsucht: diese Natur im Menschen ist es also, die sich nach ihrer ungebrochenen Kraft umsieht.

Das ist die erste Antwort auf die Frage: Warum wünsche ich mir doch die düstere Jugend zurück im klaren Alter? Aber es ist eben nur der erste Versuch, den Widerspruch in der Brust des alternden Menschen zu lösen: es ist damit nur die

natürliche Antwort gefunden. Der wahre Grund liegt tiefer. —

Es ist von der Fülle, welche die Jugend versprach, von der Hoffnung, welcher der ganze Himmel offen stand, von den Keimen, die sie in ihrem Schooße trug, nur ein Theil herausgefördert worden: das Meiste ist im Keime zurückgeblieben, und wartet noch auf seine Entwickelung. Darum sehnt sich das Herz des Greises in die erste, frische, volle Jugend zurück, das Versäumte nachzuholen. Wenn es seine Sehnsucht selbst gründlich verstehen lernte, so würde es inne werden, daß es sich — eigentlich — nach der Jugend jenseit des Grabes sehnt, wo sich erst die dichte Fülle der Jugend, die ideale Dichtung, zu der Wahrheit entwickeln kann, die sie hier nicht erreicht, das heißt zu dem adäquaten Ausdrucke des dem Menschen mitgegebenen Keimes.

»Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, »die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere »Zukunft, auf ein harmonisches Daseyn deuten, darin sind »wir einig, mein Freund. Ja wir fühlen auch die Ahnung »körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem »Leben Verzicht thun müssen.«

G. W. XVI. S. 198. 199.

34.

Um Mitternacht.

»Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
»Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
»Zu Vaters Haus, des Pfarrers, Stern am Sterne
»Sie leuchteten doch alle gar zu schön:
»Um Mitternacht.
»Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
»Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie zog,
»Gestirn und Nordschein über mir im Streite;
»Ich gehend, kommend, Seligkeiten sog:
»Um Mitternacht.
»Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
»So klar und deutlich mir in's Finstre drang,
»Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
»Sich um's Vergang'ne wie um's Künft'ge schlang:
»Um Mitternacht.«

Jedes Lebens-Alter hat seine Mitternacht, seine heilige Mitte, seinen stillen Brenn- und Glanzpunkt.

In zarter Kindheit zog's mich, treibend und zwingend, — ich mußte folgen, — zu der heiligen Religionslehre der Väter: Vaters Haus ist das — Pfarrhaus: das Pfarrhaus liegt am schauerlichen Kirchhofe, auf dem die Väter ruhen und die Vergangenheit begraben liegt. Auf dieser Vergangenheit ruht die Religion, als hehre Ueberlieferung: aber oben über steht der Stern, oben über leuchteten mir Stern an Stern, friedlich und freundlich, — um Mitternacht.

In stürmischer Jugend zog's mich, treibend und zwingend, als könnt' ich und wollt' ich nicht anders, zur Welt: da faßte mich der süße Liebeszug, der nach der Zukunft ver-

langt: er ſchwelgt in der Hoffnung; aber oben über mir begegneten ſich die Sterne im feindlichen Streite: der oberſte Leitſtern hatte ſich verwirrt: die Konſtellation war ungünſtig — um Mitternacht.

Endlich kommt der Menſch aus Vergangenheit und Zukunft zur Gegenwart, aus dem Glauben und der Hoffnung zum innerſten Liebesgenuſſe, aus dem Lernen und Leben zum Denken. Der Gedanke iſt des vollen Mondes Helle, in welcher ſeine beiden Sicheln, Glauben und Leben, die Autoritäten der Ueberlieferung und eigner Beſtrebung, Sinnen und Wollen, Eins werden: die Gegenwart iſt die Macht, die Macht der Mitte, in welcher Vergangenheit und Zukunft ſich küſſen, — um Mitternacht.

Noch im Alter machte der Dichter die Bemerkung, daß die ſpäter angeeigneten Lieder des Divans das Verhältniß zu ihrem Verfaſſer verloren hatten: »es iſt wie eine abgeſtreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben.« Aber Aelteres aus früherer Zeit iſt geblieben: »das Lied: »Um Mitternacht« hat ſein Verhältniß zu mir nicht verloren, es iſt von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort.«

Eckermann's Geſpr. mit Göthe. I. 284.

Um Mitternacht ich ſchlief, im Buſen wachte
Das liebevolle Herz, als wär' es Tag;
Der Tag erſchien, mir war, als ob es nachte,
Was iſt es mir, ſo viel er bringen mag.

G. W. XLVII. 67.

Mond! hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch ſchmerzlich ſchneller,
Ueberſelig iſt die — Nacht!

S. 66.

35.

Schwebender Genius.

»Wenn am Tag' Zenith und Ferne
»Blau in's Ungemeſſ'ne fließt,
»Nachts die Ueberwucht der Sterne
»Himmliſche Gewölbe ſchließt;
»So am Grünen, ſo am Bunten
»Kräftigt ſich ein reiner Sinn,
»Und das Oben wie das Unten
»Bringt dem edlen Geiſt Gewinn.«

Das menſchliche Leben iſt wohlgeborgen: es iſt die Mitte zwiſchen Oben und Unten: es erhält Nahrung aus dem Geiſte wie aus der Natur.

Ich wandle auf weiter bunter Flur
Urſprünglicher Natur:
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Iſt Ueberlieferung, iſt Gnade.

So wohlgeborgen iſt der Menſch: er iſt ſchon im Vorgefühl ſeiner Hoffnung.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge ſehnlich zieht,
Nachts das Uebermaaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich ſo des Menſchen Loos;
Denkt' er ewig ſich in's Rechte,
Iſt er ewig ſchön und groß.

G. W. XLVII. 69.

36.

Die wandelnde Glocke des Gewissens.

»Und jeden Sonn- und Feiertag
»Gedenkt 's Kind an den Schaden,
»Läßt durch den ersten Glockenschlag
»Nicht in Person sich laden.«

Jeder Mensch nimmt aus seiner Kindheit oder Jugend ein oder das andere Ereigniß mit, das ihn Schritt für Schritt durch das Leben begleitet und nicht von ihm abläßt: es ist die Mitgabe, die sich wie ein Mahlzeichen immer wieder einstellt: es ist in bestimmter und bestimmender Leibesgestalt — das Gewissen. Das wackelt hinterdrein. Die Kirche ist das objektive Gewissen: die Kirchenglocke ist ihre Sprache, die nicht abläßt:

mischt sich in jegliches Begebniß
vom ersten Bad bis zum Begräbniß.

Und jeder Sonn- und Feiertag erinnert an den alten Schaden: zur Heilung mahnt der Glockenschlag, er kann nicht zwingen, aber laden. Wer solchen Kirchen-Glockenschlag nicht hört, der wird, wie's Kind, durch härtern Schlag belehrt.

37.

Alles ist eitel.

»Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt!
Juchhe!
»Und mein gehört die ganze Welt!
Juchhe!«

Die Welt gehört dem, der sie nicht sucht. Wen die Welt nicht hat, der hat sie. Wer aber Geld liebet, wird Geldes nimmer satt; und wer Reichthum liebet, wird keinen Nutzen davon haben. Das ist auch eitel. Pred. 5, 9. Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren. Matth. 16, 25. Wer sich auf Menschen verläßt, und hält Fleisch für seinen Arm, dem wird es nicht gelingen. Jer. 17, 5. In dem Schwachen ist aber der Starke mächtig.

Es hat wohl Mancher manches Erbauliche in leichten Scherzworten an den Mann gebracht, während ein Anderer nach seiner Weise Dasselbe nur im Ernst, und ein Dritter nur im weichsten Gefühl ausdrückt. Hat nicht jede Weise ihr Recht?

Angelus Silesius schreibt:

Nichts ist der beste Trost. Entzeucht Gott seinen Schein,
So muß das bloße Nichts dein Trost im Untrost seyn.

Nicht wird was zuvor iſt: wirſt du nicht vor zu nicht,
So wirſt du nimmermehr geborn zum ew'gen Licht.

Terſtegen ſingt:

Nichts haben in dir ſelber mehr,
Nichts ſeyn: dieß iſt die höchſte Lehr'.

Es ſteht auch noch ein anderes Wort geſchrieben, welches alſo lautet:

Das da nichts iſt, das hat Gott erwählet, daß er zu nichte mache, was etwas iſt, auf daß ſich vor ihm kein Fleiſch rühme.

Und dieſes Wort iſt ganz beſonders denen geſagt, die es etwa verdrießt, wenn ſich hier im leichtfertigen Menſchenworte des Dichters das ernſte Wort Gottes anſchließt: denn nach dieſer Belehrung iſt Gott keineswegs ſo vornehm und unzugänglich, daß er die kleinen Leute, welche nichts ſind, geringſchätzen ſollte, ſondern er macht vielmehr diejenigen zu nichte, die ſich beſſer dünken als andere.

38.

Monismus des Gedankens.

»Ich weiß, daß mir nichts angehört,
»Als der Gedanke, der ungestört
»Aus meiner Seele will fließen,
»Und — jeder günst'ge Augenblick,
»Den mich ein liebendes Geschick
»Von Grund aus läßt genießen.«

Zweierlei ist jedem Menschen zum Eigenthum bescheert und anvertraut: ein Inneres, welches in der Stille erwächst und aus der Seele hervorquillt: ein Aeußeres, das zur guten Stunde in's Innere dringt, und zu einer gründlichen Aneignung gedeiht. Jenes ist das Denken in seiner subjektiven Form: dieses ist das zuvor Gedachte.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt — in der Nacht.

39.

Jahrmarktsleben.

»Orgelum, Orgelei.
»O weh!
»Orgelum, Orgelei,
»Dudeldumdei.
»Juchhe!«

Die Poeſie iſt der durchſichtige Reflex des wirklichen Lebens, der erhellende und verklärende Spiegel der Welt, wie ſie iſt, die Reſonanz und das Echo der vielfältigen, verworrenen Lebenslaute, das erklärende Bild zu einem wirklichen Originale. Ein Lehrer der Aeſthetik hätte dieß an Beiſpielen zu veranſchaulichen. Hier iſt eins! Das Neueſte aus Plundersweilen iſt das gelungenſte Portrait des Jahrmarktslebens: und das Jahrmarktsleben iſt wieder das Bild des Menſchenlebens. Der Leierkaſten gehört auch dazu und iſt die Seele der Jahrmarktsfreuden und Leiden, oder der überall durchklingende Mittelpunkt. Wem etwa der Widerſpruch der Eindrücke, welche dieſe Muſik auf die Empfindung macht, noch nicht zum Bewußtſeyn gekommen iſt, der kann in dem Spiegel dieſes Jahrmarktslebens zur Verſtändigung darüber kommen, indem ihm hier noch einmal aus dem verworrenen Treiben der Jahrmarktsluſt nicht allein die muntern Laute des Leierkaſtens, wornach die Kinder hüpfen und ſpringen, und mit Pfeifen und Trommeln akkompagniren, ſondern auch die ſchmerzlichen

chen Klagetöne des wehmüthig heisern Instruments, eben so wohl unterschieden, als vereint, entgegentreten. Der Jahrmarkt ist ein Bild des Lebens: das Leben dieses Bildes ist der Leierkasten, ohne den kein Jahrmarkt ist. Wer Ohren hat, zu hören, der hört in der Musik des Leierkastens, wie im Leben, mehr als ein Juchhe, aber auch mehr als ein O weh dramatisch durchklingen; während Alles bunt durcheinander schreit. Es giebt der Wehen, wie der Höhen im Leben mehrere, die vielfach wechseln. Ein Weh macht aber den Anfang: der Mensch wird weinend geboren. Wenn dieses Weh wirklich den Anfang macht, so ist das wirkliche Ende Juchhe! und dieses Ende ist der eigentliche Anfang des wahren Lebens.

Diesseits ist das Leben selbst nichts anders, als die alte Leier, die Freud' und Leid' nicht allein nach einander, sondern auch mit und in einander erklingen läßt; und nächst dieser unermüdlichen Leier sind es die Thränen, welche ebenfalls die Freude wie das Leid begleiten, gleich als wären beide Eins. Sind es etwa Vorzeichen einer endlichen Harmonie zwischen Beiden?

39.

Jahrmarktsleben.

»Orgelum, Orgelei.
»O weh!
»Orgelum, Orgelei,
»Dudeldumdei.
»Juchhe!«

Die Poesie ist der durchsichtige Reflex des wirklichen Lebens, der erhellende und verklärende Spiegel der Welt, wie sie ist, die Resonanz und das Echo der vielfältigen, verworrenen Lebenslaute, das erklärende Bild zu einem wirklichen Originale. Ein Lehrer der Aesthetik hätte dieß an Beispielen zu veranschaulichen. Hier ist eins! Das Neueste aus Plundersweilen ist das gelungenste Portrait des Jahrmarktslebens: und das Jahrmarktsleben ist wieder das Bild des Menschenlebens. Der Leierkasten gehört auch dazu und ist die Seele der Jahrmarktsfreuden und Leiden, oder der überall durchklingende Mittelpunkt. Wem etwa der Widerspruch der Eindrücke, welche diese Musik auf die Empfindung macht, noch nicht zum Bewußtseyn gekommen ist, der kann in dem Spiegel dieses Jahrmarktslebens zur Verständigung darüber kommen, indem ihm hier noch einmal aus dem verworrenen Treiben der Jahrmarktslust nicht allein die muntern Laute des Leierkastens, wornach die Kinder hüpfen und springen, und mit Pfeifen und Trommeln akkompagniren, sondern auch die schmerzlichen

chen Klagetöne des wehmüthig heisern Instruments, eben so wohl unterschieden, als vereint, entgegentreten. Der Jahrmarkt ist ein Bild des Lebens: das Leben dieses Bildes ist der Leierkasten, ohne den kein Jahrmarkt ist. Wer Ohren hat, zu hören, der hört in der Musik des Leierkastens, wie im Leben, mehr als ein Juchhe, aber auch mehr als ein O weh dramatisch durchklingen; während Alles bunt durcheinander schreit. Es giebt der Wehen, wie der Höhen im Leben mehrere, die vielfach wechseln. Ein Weh macht aber den Anfang: der Mensch wird weinend geboren. Wenn dieses Weh wirklich den Anfang macht, so ist das wirkliche Ende Juchhe! und dieses Ende ist der eigentliche Anfang des wahren Lebens.

Diesseits ist das Leben selbst nichts anders, als die alte Leier, die Freud' und Leid' nicht allein nach einander, sondern auch mit und in einander erklingen läßt; und nächst dieser unermüdlichen Leier sind es die Thränen, welche ebenfalls die Freude wie das Leid begleiten, gleich als wären beide Eins. Sind es etwa Vorzeichen einer endlichen Harmonie zwischen Beiden?

40.

Klage und Troſt.

»Mich ängſtigt das Verfängliche
»Im widrigen Geſchwätz,
»Wo nichts verharret, alles flieht,
»Wo ſchon verſchwunden was man ſieht;
»Und mich umfängt das bängliche,
»Das grau geſtrickte Netz.« —
»»Getroſt! Das Unvergängliche,
»»Es iſt das ewige Geſetz,
»»Wornach die Roſ' und Lilie blüht.««

Die Klage trifft die Unbeſtimmtheit, die Geſtaltloſigkeit, die Unbeſchreiblichkeit und Unſagbarkeit, womit die Gedanken in Beziehung auf die geheimſten und höchſten Gegenſtände am meiſten zu kämpfen haben. Sie entſchlüpfen, ehe wir ſie faſſen. Und doch ſind dieſe Gegenſtände als die höchſten auch die beſtimmteſten. Aber die Beſtimmtheit entzieht ſich dem Menſchen nirgends ſo ſehr, als in der höchſten Sphäre des Gedankens, in der Religion. Auch der Dichter, der ſonſt ſo beſtimmt iſt, der ſonſt alles in ſeiner Geſtalt erkennt, hat unter dieſem unſagbaren Weſen in Beziehung auf die höchſte Erkenntniß viel zu leiden gehabt: aber er kennt doch den Feind, dem er gleichwohl ſo vieles Feld eingeräumt hat. Er kennt ihn, er ſucht ihn zu fliehen: und wo er ihm doch verfällt, da getröſtet er ſich der werdenden Beſtimmtheit, der Zukunft einer Entwickelung, wo der dunkle Spiegel des Wortes einer beſtimmten An-

schauung von Angesicht zu Angesicht das Feld räumt: er hofft auf diese Entwickelung nach demselben ewigen Gesetze, welches im Naturreiche der Entfaltung der Pflanze zur Blüthe kräftig wirksam inwohnt. Dasselbe Gesetz, welches in der Natur die grünen unscheinbaren Blätter zu Rosenroth und Lilienweiß verklärt, und alles Graue, alles Trübe durch das Licht im brennendsten Farbenglanze verherrlicht, dasselbe ewige Gesetz erhebt im Reiche des Geistes alles Unaussprechliche und Unbeschreibliche zu seinem adäquaten Ausdrucke, alle dunkeln und unbestimmten Gefühle zu ihrer Bestimmung und Wahrheit. Hier erweiset sich alles Vergängliche als Vorbild und Gleichniß des Unvergänglichen, und als der Schatten von den zukünftigen Gütern.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß:
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan,
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

41.

Die Lilie.

»Entfernt vom ſüßen menſchlichen Genuſſe,
»Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
»Ach! warum ſteht der Tempel nicht am Fluſſe?
»Ach! warum iſt die Brücke nicht gebaut?«

So ſeufzt und ſingt die Lilie, entfernt von dem ihr angebornen und angetrauten Verhältniſſe zu ſo vielen, vielen Menſchen. Wer zweifelt noch, daß es die Lilie Frankreichs war, welche dem Dichter geſeſſen hat; die da weinet, weil ſie verbannt war von ihren Landen, und getrennt von dem Throne, den ſie hätte ſchmücken ſollen? Und wornach verlangt die landesverwieſene, verzauberte Schöne? Darnach, daß der Tempel, die Kirche, der Glaube in ihr ſelbſt ſich regenerire, und gleichzeitig an dem Lebensſtamme des armen, verwirrten, verzauberten, und doch ſo geliebten Volkes ſich wieder niederlaſſe, Friede und Freude und Gerechtigkeit zu ſpenden. Darnach, daß ſich die Brücke finde zwiſchen Freiheit und Gehorſam, Liebe und Herrſchaft.

»Die Liebe ſelbſt herrſcht nicht, aber ſie bildet, und das iſt mehr.« Sie entzweit nicht, aber ſie vereint, ſie gebietet nicht, aber ſie leitet: und das iſt mehr.

»Wir ſtreben nach dem Abſoluten
»Als nach dem allerhöchſten Guten.«
Ich ſtell' es einem Jeden frei:
Doch merk' ich mir vor andern Dingen:
Wie unbedingt uns zu bedingen
Die abſolute Liebe ſei.

42.

Prinzessin Maria.

Zu Raphael's Gärtnerin.

3. Februar.

»Aus dem bunten Weltbeginnen
»Wende Deinen holden Blick,
»So vertrauensvoll nach Innen,
»Wie auf's heil'ge Bild zurück.«

Das Erste ist das Aeußere, das Leibliche, der Garten der Welt. Das Zweite ist das Innere, die Seele, die Einsamkeit im Unterschiede von der Welt. Das Dritte und Letzte ist das Heilige, der Geist, die Einheit, welche in beiden entgegengesetzten Seiten, Leib und Seele, Aeußeres und Inneres, Inneres und Innerstes verbindet.

Das Privilegium des Menschen ist, daß er aus der äußern Welt sich in sich reflektiren, und aus der Zerstreuung sich in sich konzentriren kann. Die Kraft der Natur geht nur nach Außen im Kreise um sich herum, aber nicht in das Innere hinein, denn dieses fehlt ihr: die Kraft des Geistes besteht hingegen darin, daß sie sich eben so wohl entäußert und verleiblicht, als auch im Innern sich findet und sammelt.

Was will die Nadel, nach Norden gekehrt? —
Sich selbst zu finden, es ist ihr verwehrt. —

Dem Geiste allein ist es beschieden, sich selbst zu finden, weil er allein ein Selbst, ein Inneres hat. Dieses Innere ist aber nicht allein das eigene Innere, womit es anfängt, sondern das heilige Innere, das innerste Innere, das absolute Innere, welches Inneres und Aeußeres eint, und das Leibliche sammt der Seele verklärt. — G. W. I. 403.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur zart, wie die Binde den Kranz.
Was ist das Heiligste? Das was heut und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Siehe! hier ist ein anmuthiger Garten mit seinen Pflanzen und Blumen: der Garten ist die Welt, in die der Geist gekommen ist. Denn siehe im Garten, inmitten im Garten ist die Jungfrau, — die Jungfrau mit dem Kinde. Der Garten ist die Natur und Welt mit allen ihren Keimen und Reizen: die Jungfrau ist die erlöseste Menschheit, das Innere der Natur, die Wahrheit aller Aeußerlichkeit: das heilige Kind ist das Innere der Menschheit, der neue Lebenskeim zu ihrer Restauration, der in die Menschheit versenkte Gottessohn.

O so wende dich denn, jungfräuliche Menschenseele, wende dich bedachtsam aus dem reizenden, strebenden, knospenden, blühenden Garten der Welt sowohl in das Innere deines Herzens, als auch in das Innerste, nämlich in den wahrhaftigen Lebensfonds alles Daseyns, aus welchem die Kräfte dieser und der zukünftigen Welt hervorströmen.

Schaue von den Gegenständen
In Dein Innerstes zurück:
Sicher traue Deinen Händen,
Eignes ford're, Freundes Glück. — — —
Denn von Außen und von Innen
Ist gar Manches zu gewinnen.

G. W. IV. 46. 127.

Schloß Belvedere in der Abendsonne.

Erleuchtet außen hehr von Sonnen-Gold,
Bewohnt im Innern traulich, froh und hold.
Erzeige sich dein ganzes Leben so:
Nach Außen herrlich, innen hold und froh.

43.

Prinzessin Auguste.

Zu Elsheimers Morgen.

30. September.

»Und so täuschen wir die Ferne,
»Segnen alle holden Sterne,
»Die mit Gaben Dich geschmückt:
»Denn der neue Frühling blickt.«

Wie das Menschenleben nach seiner ewigen Bestimmung die Einheit des Leibes und der Seele, oder die lebendige Mitte zwischen Außen und Innen ist, so ist es auch die Mitte zwischen Diesseits und Jenseits, oder zwischen Hier und Dort, Heute und Morgen, die Mitte zwischen dem Nahen und Fernen, Niedrigen und Hohen, zwischen dem Nahen, dessen Besitz uns nicht genügt, und zwischen dem Fernen, dessen Erwartung nicht befriedigt; aber die lebendige Mitte giebt Frieden, der Zusammenhang zwischen hüben und drüben erfrischt, belebt, tröstet und stärkt.

Fürwahr! das Leben der Menschen ist, wie der Garten der Prinzessinnen zu Jena, — von fernen, hohen Bergen begränzt, bekränzt und geschützt, von Bergen, die herüber schauen und hinüber ziehen: sie leuchten schön und jauchzten lieber. Darum besteht auch das Leben weder in diesem Tage, wie er für sich selbst ist, noch in der fernen Zukunft, sondern vielmehr in der Einheit beider, in der Vergegenwärtigung des Lieben, Schönen, Hohen, das noch fern weilt: so gewinnen wir das fernste Jenseits für die Gegenwart. Denn oben über

walten, segnend und gesegnet, Heil spendend und darauf angesehen, die goldenen Sterne des Firmaments, von welchen herab alle gute Gabe kommt in unterschiedenster Weise; es sind die Sterne droben, die mit höchsten Gaben Dich geschmückt, aber auch — Jeden versorgen — nach seiner Weise.

So ist das Leben der von Oben herein blickende Frühling der Hoffnung, welche da ist, der schon aufgehende Morgen eines kommenden Tages. Aurora leuchtet schon, und jauchzte lieber.

Das Höchste ist, daß wir das Höchste hier wissen, daß wir das Ferne magisch in die Nähe heranziehen, und gleichzeitig das Höchste auch in seinem Unterschiede, segnend und dankend, anerkennen.

Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen laß' ich gelten,
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, — sei's zum Besten!

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

$\frac{\text{o.}}{\text{b.t.}}$ g.i.

neu:

A (3 Bände) N. T. sgl Bd. 1 x 2 = J. C

B . . . . . C $\frac{1}{2}$ " " 3 = G. E

I III b

M323694